

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Karl Domanig

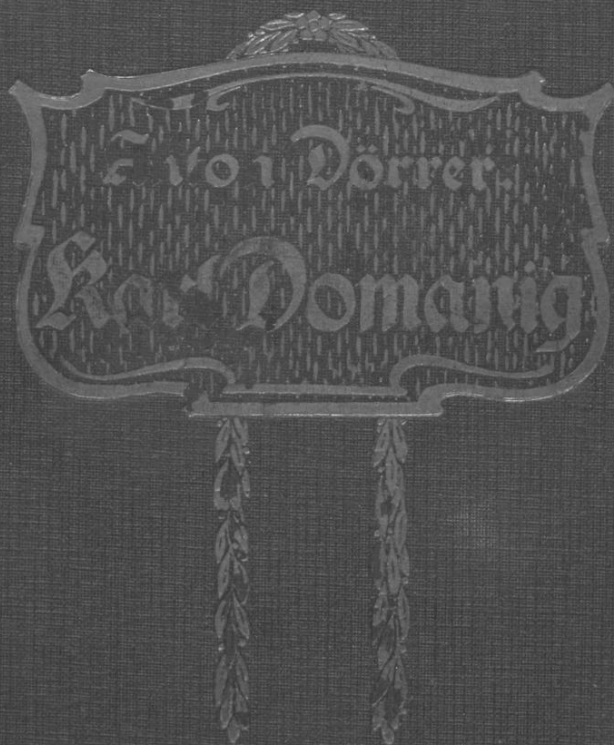
Dörrer, Anton

Kempten [u.a.], 1914

[urn:nbn:at:at-ubi:2-11417](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-ubi:2-11417)

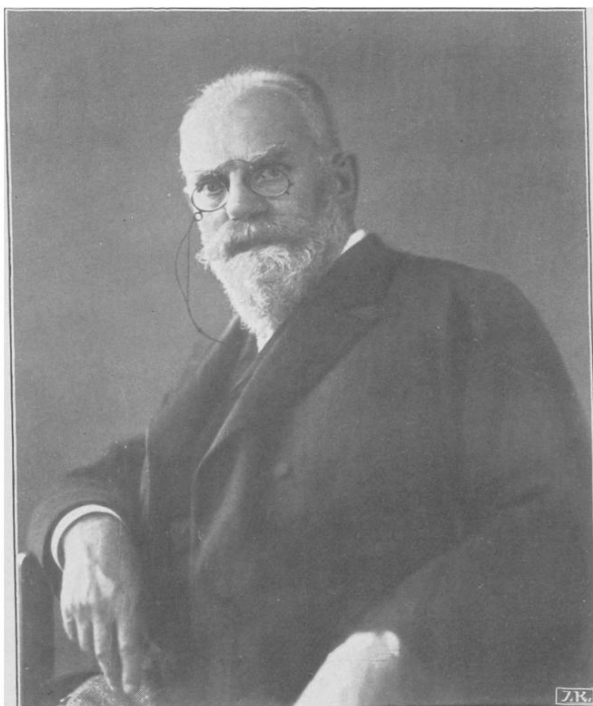


40485



40485





Karl Böhm.

Karl Domanig

Ein Beitrag
zur Erkenntnis seiner Dichterpersönlichkeit
und die tyrolische Literatur ab 1800

Von Anton Dörner.

Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage.

ULB Tirol



+C221428404

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung
Kempten und München
1914.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck der Dichtungen nicht gestattet.

Dem Höchsten Schüler und Gönner des Tyroler
Dichters und Kunstgelehrten

Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit,
Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog

Franz Ferdinand von Österreich-Este

in treuer Erinnerung an den großen Toten

ehrfurchtsvoll

zu eigen.

Innsbruck, 9. Jänner 1914.

Inhalt.

	Seite
I. Zur Einführung in die tyrolische Literatur ab 1800	1
II. Aus dem Leben Karl Domanigs	25
1. Ahnen und Eltern	25
2. Heimat und Jugend	29
3. Burschenherrlichkeit	35
4. In Studien	44
5. In Amt und Würden und Sorgen	53
6. Familie und Persönlichkeit	61
7. Heimgang	75
III. Ziele und Erzieltes	87
IV. Von den einzelnen Werken	116
1. Das Wanderbüchlein.	116
2. Ein neuromantisches Epos	124
3. Die kleine Odyssee von Tyrol	136
4. Zehn Volksgeschichten	143
5. Zwei Zweckbücher	150
6. Drei Historien	155
7. Die Dramen der Tages- und Lebensfragen	167
V. Die Gesamtarbeit in bibliographischer Darstellung	196
VI. Literarische Widmungen an den Dichter	219

Zur Einführung in die tyrolische Literatur ab 1800.

Tyrol, Tyrol! Du meine Heimat traut,
Auf die mit stolzem Blick das Auge schaut!
Du türmst die Wälle dir von Gletschereis,
Die Stirn umfließt der Kranz von Edelweiß!
Die Rebe schlingt das üppig grüne Band,
Durchweht von Trauben, um die schroffe Wand,
Wenn oben noch, wo nur die Wolke zieht,
Von Fels zu Fels die muntre Gämse flieht.
Auf deinen Firnen thront die Poesie
Und schmückt mit Purpur, schmückt mit Sternen sie.
Auf deinen Schroffen ruht der rote Nar
Und blickt weitaus mit Augen hell und klar.
Adolf Pichler.

Auf sein trostloses 18. Jahrhundert mit dem um sich greifenden Freimaurertum der Gebildeten, das dem Josephinismus und dem staatsliberalen Vormärz den Weg bahnte, entwiderte Tyrol¹⁾ schon gegen die Wende zum

1) Ich schreibe mit Karl Domanig Tyrol und nicht, wie von Amts wegen, Tirol, und zwar schon des Dichterbildes halber. Domanig begründet die Schreibweise: „(Sie) ist bis heute schwankend geblieben (z. B. schreibt sich der Verein Tirolia, die Verlagsanstalt Tyrolia, ein Hotel bald Tyrol, bald Tirolerhof, alle drei in Innsbruck; die Franzosen und Engländer, selbst manche Reichsdeutsche schreiben Tyrol). In allen Urkunden, wo der Name zuerst vorkommt, erscheint regelmäßig Tyrol geschrieben; so um 1140, dann 1142, 1151 uff., so fast ausnahmslos bis ins 16. Jahrhundert hinein. In den Urkunden des 13. Jahrhunderts, das überhaupt eine charakteristische Vorliebe für das Ypsilon zeigt, lesen wir häufig Tyrol. So in einer von 1220, wo vielleicht zum erstenmal ein Graf von Tyrol, sowie

19. Jahrhundert ein schöngeistiges Literaturleben, von dem freilich die allgemein deutsche Wissenschaft noch keine Kenntnis genommen hat; ein geistiges Erwachen unter den Kriegsgreueln, die ab 1792 bis 1815 um und in dem Lande wütheten, und unter dem sodann „reaktivierten“ Zensurwesen und Revisionsamte, das jede freie Regung in dem abgesperrten Lande aus Angst vor Revolution und Republik unterdrückte! Aber die im Volke entfesselte Begeisterung und das tyrolische Selbstständigkeitsbewußtsein, die diese Befreiungskriege in ungleich höherem Maße aufgelöst und erneuert hatten, als die Volksaufstände unter Friedrich mit der leeren Tasche und bei der bayerischen

in derjenigen vom Jahre 1271, wo die Grafschaft zum erstenmal genannt wird. Dann allerdings — ich halte mich nun an die landesherrliche Münze — bis in das 17. Jahrhundert nur Tirol. Auf den überaus zahlreichen Münzen des Erzherzogs Leopold V. vom Jahre 1632 begegnet man zum erstenmal Tyrol (und zwar in diesem Jahre neben Tirol), und nun erhält sich auf den Münzen die erstere Schreibart ausschließlich bis hinauf in die Zeit der alles nivellierenden Aufklärung. Goethe schrieb noch Tyrol; aber seit dem Ende des 18. Jahrhunderts kommt das einfache i allgemein mehr und mehr in Aufnahme und hat heutigentags dem y wohl den Vorrang abgewonnen. Ich für meine Person ziehe entschieden das y vor. Nicht so fast aus einer gewissen Liebhaberei, weil mir die Schreibung Tyrol zu der so ausgesprochenen Individualität des Landes besser zu Gesicht steht und ein so viel anderes Kolorit verleiht als die heute anbefohlene, ungefähr so wie unser altes, eigenartiges Volkstum gegen das neumodische, verblaßte — darüber läßt sich ja nicht rechten! Mein bestimmender Grund ist vielmehr: daß man bei Eigennamen manche Absonderlichkeiten und auch das y (das, ich will es zugeben, eigentlich undeutsch ist) mit in den Kauf nehmen muß und dies um so lieber tun kann, wenn solchen Absonderlichkeiten eine gewisse historische Bedeutung innewohnt. Schreibt man also Trauttmansdorff und Württemberg, Mienburg und Ybbs, warum nicht auch Tyrol, nachdem (darauf kommt es eben an) der Name des Landes ursprünglich so geschrieben wurde und mit dieser Schreibart sogar eine bedeutsame historische Erinnerung verbunden ist? Ich weiß nicht, ob ich mit diesen Gründen jemanden vom Jota zum Ypsilon belehren werde; genug, wenn ich meine eigene Schreibart wenigstens als nicht unbegründet erwiesen habe.“

Invasion im spanischen Erbfolgekriege, hallten in zahlreichen volksmäßigen Liedern von Frz. K. Zoller, Joh. Fr. Primisser u. a. wieder, daß bald ihnen das klassizistisch-patriotische Drama folgen konnte. Der Historiker J. v. Hormayr, der Oberinntaler Chirurg Alois Weissenbach, der Ritzbücheler Advokat Joh. Kasp. v. Wörndle und der Universitätsprofessor und Servitenpater Benizius Mayr traten mit alt- und neuthyrolischen Geschichtsdramen hervor. Zugleich pflegte man neben den bäuerlichen Passionsspielen zu Sarnthein, Silz, Telfs, Axams, Patsch, Thiersee, Erl usw. das geistliche, pädagogische und volkstümliche Schauspiel. Anton Ehrhards Schillernder „Heimeran“ erhielt vor Uhlands „Ludwig der Bayer“ den Preis des Königs Max. Der Sonderbarkeit halber sei auch ein Gegenstück zu Lessings „Nathan“ „Was ist Wahrheit?“ von Joh. B. Rinna Ritter zu Sarenbach erwähnt. Die Epik ist nur schwach vertreten. Wieder sind Mayr, Weissenbach und Wörndle zu nennen, die wir auch unter den Dyriskern treffen. Die erlebten großen Tage ringen ihnen nur Gelegenheitsgedichte ab. Die Didaktik gewinnt ein reiches Feld, das Defan Joh. Ev. Fuhrmann und der geistliche Schulmann Franz Pöder meisterlich bearbeiteten.

Überragt in dieser kriegerisch-patriotischen Zeit Weissenbach als Kunstdichter höheren Stils auch Wörndle und Ehrhard, so gruppieren sich im vielgenannten Vormärz die zahlreich auftauchenden Schöngeister um Beda Weber, Johannes Schuler und Josef Streiter zum literarischen Jungthrol. Mit den „Alpenblumen aus Tirol“ (1828—1830) treten neben Josef Senn die jungen Talente in die Öffentlichkeit. Der Bozener Advokat Streiter gab den ersten Jahrgang des Almanachs heraus und stellte selbst den Anfang seines undramatischen Schauspiels „Deswald von Wolkenstein“, die schwache Künstlernovelle „Schauspieler“ und eine liebliche Legende „Tallilie“ bei; der berühmte Orientalist Pius Zingerle hübsche Naturlieder und eine arabische Erzählung von der Bürgschaft;

Schüler die feine, gefühlsreiche Brieseerzählung „Liebeswahnsinn“; Boda Weber sechs ernst-erhabene, an Schiller und die neueren Romantiker gemahnende Lieder. Der zweite Jahrgang erschien in gewählterer Aufmachung unter Schülers Leitung. Die Epik verdrängt die Dramatik ganz und die süßliche Liebeslyrik zum großen Teil. Mehrere außertyrolische Mitarbeiter stellen sich ein. Der Innsbruder Universitätsprofessor Schüler erringt diesmal den unbestrittensten Beifall mit seiner künstlerisch vollendeten Erzählung von dem Tyroler Geigenmacher Jakob Stainer. B. Weber wandelt mit dem idealistischen „Hocheppan. Phantasien eines Wanderers“ auf romantischem Gefilde. An heiterer Lyrik liefert S. Strobl, an geistlicher P. Zingerle das Beste. Im dritten Jahrgang führt B. Weber seine prosaepische Wanderschaft fort, Streiter bewährt in der „Schützenbraut“ die gewöhnliche oberflächliche Ausführung, in der seine Schnurre vom „Fensterln“ eher gelingt. Das Volksmärchen „Unheimlicher Bräutigam“ von Ed. Silesius (Badenfeld) steht Schülers psychologisch „Teufelsburg“ im Stile Hoffmanns nach.

Der Mangel an Abnehmern ließ den Tyroler Musenalmanach nun eingehen. Stille wurde es auf dem heimischen Parnaß. B. Weber, der vielseitige Benediktinermönch und Professor in Meran, widmete sich den Studien über Oswald von Wolkenstein, dessen Gedichte er als erster veröffentlichte, und über die aufgefundenen Liturel- und Nibelungenhandschriften und schrieb seine noch heute wertvollen Führer durch das Passenertal und Tyrol nieder. An dem Almanach von Anton Emmert (1836) beteiligte er sich nur mit einem Zweitdrucke, die anderen Beiträger der „Alpenblumen“ gar nicht, auch nicht Anton von Eberl, der 1845 ein Heftchen Gedichte mit schönen Motiven in mangelhafter Form edierte. Erst in Passenyr um 1839 regte sich wieder Webers Muse, deren Früchte er 1842 als Lieder aus Tyrol bei Cotta herausgab. Leider läßt der talentierte Poet den ästhetischen Geschmack und die dichterische Durchbildung oft vermissen. Er ist ein

Nachgänger Klopstocks, der Göttinger und Schillers und als Mystiker in katholischen Kreisen bekannt.

Gleichzeitig trat der trotzigkühne Freund Schuberts, Joh. Senn, mit seinen Naturliedern und patriotisch-begeisterten Gedichten (1838) hervor, von denen „Adler, Tyroler Adler, warum bist du so rot?“ noch heute allgemein geläufig ist. Senn war vertraut mit den modernen Philosophen und regte auch seine Umgebung zum Studium der zeitgenössischen Lebenskünstler an. Den schwärmerischen B. Weber überragte er in seiner Gedankenschärfe und -tiefe und Spruchweisheit, in der Form aber blieb er meist hart und schwerfällig. Durch seine verb-satirischen Jesuitensonette wies er Hermann von Gilm und andere auf das politisch-religiöse Streittlied, in dem die Selbständigkeit Tyrols gegenüber Osterreich und die Geistesfreiheit gefordert wird. Senn in seinen Schicksalen ähnelt der geistliche Sonderling Anton Plattner mit seiner kindlichen Naturempfindung, die auch Walburga Schindl, eine Verwandte Adolf Fischlers, in ihren Ritornellen auszeichnet. Ihnen folgten Vertha (Jos. Thaler) mit schweren Barden- und Vaterlandsliedern, zahmen Xenien und „Die letzten Starkenberger“ in Ottaverrime, Vitus Uggetti mit idyllisch-patriotischen Volksstücken aus dem Jahre 1809 für das Bucher Bauerntheater, der den dörflichen Dramatikern in Erl, Brixlegg und Höttingerau bzw. Pradl vorarbeitete, und Freiherr Frz. v. Unterrichter mit einem Pyrrher nachgeahmten Heldenepos „Otto der Große“. Der kunst-sinnige, frische und formstarke Verfasser der „Reiseblätter“, Alois Meßmer, der schlicht-herzliche Germanist Jgn. Vinz. Zinglerle und der prächtige Schilderer und zart-innige Lyriker Celestin Schwarzl dichteten ihre ersten Verse.

Jos. Streiter (Berengarius Joo) veröffentlichte 1843 seine gesammelten Dichtungen, von denen als Neues seine Sterbelieder durch rührende Zartheit sich auszeichnen. A. G. v. Lindenberg (Goldegg) gab seine an die verschiedensten Dichter angelehnten Lenzklänge heraus. Land-

läufiges bot der Melancholiker Ant. Weis; älplerische und nationale Poesie Franz Schwaiger.

Der Einzug der Jesuiten in Innsbruck und die Auswanderung der protestantisch gewordenen Zillertaler erregten dank der eingewurzelten Vorurteile bei vielen Gebildeten ungebührliches Aufsehen. Man befürchtete eine noch größere Beschränkung der Geistesfreiheit durch die zentralistische Regierung und ihr Staatskirchentum. Die beiden Ereignisse wurden von dem erstarkenden Liberalismus politisch ausgeschrotet und der konservativen Partei untergeschoben. Im Kampfe gegen die beengenden Fesseln bildete sich ein neues literarisches Jungtyrol mit ausgesprochen politisch-liberaler Gesinnung unter jungdeutscher Ägide, dessen erste Vorkämpfer Senn und Streiter wurden, und stellte sich im heraufbeschworenen Gegensatz zu den bisherigen Freunden. Seit Ludwig Steubs parteiischer Darstellung (1882) ist der in den Augsburger Zeitungen geführte Streit als Sängerkrieg in Tyrol (1843—1847) bekannt. Die Folge war eine Kluft zwischen den Künstlern und Gelehrten des Landes, die sich im Verlaufe der Jahrzehnte nur noch erweiterte, je mehr die Gegensätze in dem kleinen, abgeschlossenen Lande aufeinanderprallten, und auch heute das literarische Tyrol in politische und konfessionelle, ständische und nationale Parteien und Parteichen zersplittert hält, zu deren äußerlicher Einigung wiederholt, leider stets vergeblich, Versuche unternommen wurden.

„Die Nachtigall von Tyrol“, der beste Tyriker des Landes in der Mitte des 19. Jahrhunderts, Hermann von Gilm, suchte sich zwischen den Parteien zu halten. Seine viel genannten Jesuitenlieder entsprangen nicht zuletzt persönlichen Stimmungen, wie er denn überhaupt in seiner tiefen und reichen Stimmungs- und Empfindungslyrik mit Naturbildern durch eine musikalische Verskunst das Beste geleistet hat. An Liebes- und Schützenliedern ist er reich. In späteren Jahren dichtete er mehrere ergreifende Balladen, den psychologisch tiefgründigen „Jakob

Stainer“, das schwungvoll loyal gedachte „Im Feldspital zu Verona“, „Solferino“, „Der Traunstein“.

Dem Tyroler Volksleben widmete sich mit Humor und Verbeeth der Dialektidichter *Karl von Lutterotti*, während der Dorfgeschichtenschreiber *Johann Schöpf*, der einzige in seiner Zeit (seit dem *Wilser Huber* des vorigen Jahrhunderts) nach *Muerbachs* Art, seine trefflichen Volks-erzählungen manchmal durch Sentimentalität schwächte. Als Meister der Prosa erwies neben dem politischen Publizisten *S. Perthaler*, der unter Minister *Schmerling* eine bedeut-same Rolle spielte, der geistreich-liberale Fragmentist *Jak. Phil. Fallmerayer*, welcher als Frucht seiner Griechen-begeisterung und Orientreise von 1845 die dramatisch be-wegten, oft recht boshaften „Fragmente aus dem Orient“ und dann eine Geschichte des Kaisertums *Trapezunt* ver-öffentlichte.

Als Bannerherr des neuen Jungtyrols trat der tat-kraftige und vielseitige stud. med. *Adolf Pichler* auf. Er schrieb für Zeitschriften, dichtete Dramen, vermittelte für Berufsgenossen (so suchte er für *Franz Heggers* klassizistisches Drama „*Euleika*“ vergeblich einen Verleger) und stellte den „*Alten*“ einen neuen Almanach in den Früh-liedern aus Tyrol mit dem alle weit überragenden *Gilm* entgegen. (1846). Nach ihm kommt der leichte, klangvolle, empfindungswarme *Mehmer*, der naturfarben-reiche, ergreifende, aber noch formschwache *Perthaler*, der sentimentale *Schlumpf*, der frischfröhliche *Moser*, der Ideendichter *Ehrhardt*, der religiöse *Benz* und der sa-tirische *Pichler*. Den „*Alpenblumen*“ gegenüber brachten diese „*Frühlieder*“ nicht die vielgerühmte Tat der Freiheit und *Beda Weber* begrüßte sie mit kräftigem Sang. Er selbst sammelte nun seine vormärzlichen Lieder aus Tyrol, deren Veröffentlichung (1850) sich schon in die Zeit des Abgeordneten und Stadtpfarrers in Frankfurt hinaus-zog. Ist auch noch viel exträumt und erdichtet, so sind die Lieder doch gegenständlicher, anschaulicher und emp-

findungsreiner geworden und zählen zum Besten dieser Zeit.

Bis zum Jahre 1848 wuchs die Hoffnung, endlich die ersehnte ideelle und politische Freiheit zu erhalten. Mit Begeisterung nahmen die Tyroler am Nationalparlament in Frankfurt teil. In einem dunklen Drange hielten sie zäh an einem einheitlichen deutschen Vaterland fest. Das vordrängende Italienertum in Südtirol und dessen anti-österreichische Gesinnung mahnten. Bald sahen sich die Tyroler arg enttäuscht. Voll Abscheu wandten sie sich vor der Revolution ab. Mit dem schwarz-rot-goldenen Banner zog Adolf Pichler an der Spitze einer akademischen Legion an die bedrohte Südgrenze des Landes gegen die Garibaldiner. Zurückgekehrt, fand er sich als Deutschthümer und Barriladenmann verdächtigt, so daß er sich ganz dem Berufe als Mittelschullehrer der Mineralogie und Geologie, der Literaturwissenschaft und der Poesie widmete, in der allein dem Dichter das Leben wahr werde. Er fand in Innsbruck den (im Gegensatz zum freigeistigen Epigrammatiker Sebastian Ruf) frommgläubigen Alois Flir inmitten seiner Tätigkeit als Professor für Philologie und Ästhetik, der die aufstrebende Jugend um sich sammelte, und erkannte die „dichterische Natur, voll Feuer und Leidenschaft, Spott und Ironie gegen die lebernen Paragraphenzähler, das reine Gegenteil von den Vogelscheuchen, die man bisher Professoren nannte“. Als Ästhet ist Flir durch seine Briefe über Hamlet, als Erzähler und Volkskenner durch seine Bilder aus den Kriegszeiten Tyrols und „Die Meinharter“ bekannt. Jgn. Vinz. von Zingerle, ein Neffe des Benediktiners Pius, war sein Nachgänger. Unter ihnen machte sich die neuromantische Schule geltend, die der „Heimatkunst“ die Wege ebnete. Während Pichler als Hymnendichter an Platen und Hölderlin lernte, beeinflussten Zingerle die Gebrüder Grimm und der Germanist Pfeifer. Zingerles tyrolische Weistümer (4 Bände); Sagen aus Tyrol, Kinder- und Hausmärchen haben vorbildlich gewirkt. Groß ist die Zahl seiner germanistischen

Arbeiten. Die einfachen volkstümlichen Erzählungen lagen ihm besser als die Lyrik.

Während die politischen und religiösen Kämpfe um den althergebrachten Ständetag und die Glaubenseinheit des Landes tobten und die absolutistische Reaktion der fünfziger Jahre hereinbrach, fand sich eine neue Generation zur Gründung des „Phönix, Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater“ unter Zingerles Leitung zusammen, die Adolf Pichler mit seinem „Schwanenlied der Sibylle“, eines seiner bedeutendsten lyrischen Gedichte aus der vormärzlichen Zeit, eröffnete. Außer B. Weber, Gilm, Pichler, Meßmer, Pius Zingerle, Thaler, arbeiteten an den drei Jahrgängen der Landschaftsschilderer L. Steub, der um die Mundarten, die Namenkunde und das Volksleben verdiente Gelehrte und als Dichter mehrerer neuromantischer Epen (Alpsee, St. Valentin) bekannte Christian Schneller und so mancher nichttyrolischer Gelehrte und Künstler mit. Ihnen folgten der heute als guter Kenner des tyrolischen Volkslebens gerühmte Ludwig von Hörmann, der Gemahl der melodienreichen Sängerin und sinnigen Erzählerin Angelika, J. A. Seyl als Sammler heimischer Sagen, P. Joh. Schöpf und Jos. Schach als Mundartenforscher, Oswald Zingerle, Jos. Seeber, S. M. Prem und vor allem J. E. Wadernell als Literaturhistoriker, dessen Buche über „B. Weber und die tirolische Literatur von 1800 bis 1846“ wir hier mehrfach folgten. (Vergl. auch Nagl-Zeidler, Deutschöstr. Literaturgeschichte; Tirol, in: Österreich-Ungarn in Wort und Bild.)

Zwischen den Kriegen von 1859 und 1866, welche Tyrol zum Grenzland und Bollwerk der österreichischen Monarchie schufen und dem Lande die Hoffnung auf ein Großösterreich unter Habsburgs Vorherrschaft raubten, fällt die Herausgabe der „Frühlumen aus Tirol“ (1863) zugunsten eines Uhländdenkmals mit Gedichten von Ludwig und Angelika von Hörmann, H. v. Bintlner und J. E. Waldfreund (Peter Moser). In dem Wochenblatt:

für tyrolische Belletristik „Die Dorfblinde“ (1865 bis 1866) von Johann Georg Obrist erscheinen u. a. der novellistische Erstling „Das Nähmädchen“ von Angelika von Hörmann und die Meistererzählung „Der Bauer von Longwall“ von J. B. Zingerle, die auch in dem von Obrist herausgegebenen Almanach „Herbstblumen. Beiträge Tirolischer Schriftsteller zum besten der durch Feuersbrünste geschädigten Bewohner von S. Martino und Terres“ (1870) wiederkehrt. Daneben fanden Aufnahme Gilms verunglückte Erzählung „Die Bierkneipe“, Gedichte von dem zum Tyroler gewordenen spöttischen Schweizer Bath. Hunold, dem idyllischen Anton v. Schullern, H. v. Wintler. Außer dem prächtigen Volkskünstler Josef Praxmarer, dessen Autobiographie „Aus den Flegel- in die Mannesjahre“ noch heute zu den beliebtesten Volksbüchern gehört, zählen sie mit G. Puh, A. Terlag, J. Pfeifer, dem talentierten Erzähler J. Müller, dem Dramatiker und Schauspieler L. Schenk u. v. a. zur Gartenlaube-Periode Tyrols, aus der sich in unsere Zeit noch Hunold als Bekannter gerettet hat. Die hervorragendste Erscheinung im literarischen Tyrol blieb bis zu seinem Tode (1900) Adolf Pichler, damals Universitätsprofessor in Innsbruck. Hymnen, Elegien, Epigramme. Sinngedichte, Dramen, vor allem aber Vers- und Prosaerzählungen, Abhandlungen über Literatur und Kunst und Memoiren füllen die siebenzehn Bände seiner gesammelten Werke. Die Epen „Fra Serafico“, „Der Hexenmeister“, „Zagglar Franz“ zählen zum Besten. „Körnig in der Form, reich an innerem Gehalt, durchtränkt von einem gesunden, freundlichen Humor sind sie ein Born künstlerischen Genusses und bieten gediegene Unterhaltung; denn er versteht es, von Land und Leuten, von den Sagen der Vorzeit, dem Leben der Gegenwart in seinen Tyroler Bergen fesselnd-realistisch zu reden.“ (M. Geißler.)

Mit Begeisterung begrüßte Ad. Pichler den Sieg von Sedan. Die alldeutsche Richtung begann sich in der gebildeten Jugend geltend zu machen. Die Schranken, die

das Land bislang von jeglichem Verkehre mit dem „Reiche“ so ungemein erschwert hatten, fielen und erleichterten den Fremdenverkehr in Tyrol, auf welchen bayerische und tyrolische Schriftsteller hingearbeitet hatten. Das alte Tyrol sah sich einer neuen Welt gegenüber, deren Verhältnisse nicht den heimischen entsprachen. Mit den Parteien nahmen vorab die Literaten Stellung zu den neuen Möglichkeiten. Die einen suchten das Land weiterhin in seiner Selbstabgeschlossenheit zu erhalten, andere das Eigenartige in Museen und Schrifttum zu retten, dritte wollten vermitteln und sich häuslich machen in den neuen Verhältnissen und die vierten konnten nicht bald genug ihr Tyrolertum abschütteln und die neue Aufklärung einsaugen.

Die neuen Anthologien boten denn gar verschiedene Anblicke. Der gemütvollste Dichter und Literaturhistoriker Ambros Mayr gab zur Feier der Enthüllung des Denkmals Walthers v. d. Vogelweide in Bozen, den schon die damalige Forschung gerne als Tyroler ansah, ein Prachtwerk „Tiroler Dichterbuch“ (1888) heraus, in dem außer den tyrolischen Dichtern des Mittelalters und der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts die Zeitgenossen in großer Zahl mit Dichtproben vertreten sind. Es war zum erstenmal, daß man den Versuch unternahm, über die tyrolische Dichtung in solchem Umfange Heerschau zu halten, weitere Kreise aufzuklären und für die jungen und jüngsten Dichter zu werben, ein Gedanke, den Rudolf Heinrich Greinz ebenfalls aufgriff und in Beschränkung auf das 19. Jahrhundert durch ein einfaches Büchlein noch 1889 erneuerte. Sein „Liederfrühling aus Tirol“ berücksichtigt die freiheitlichere Richtung gegenüber dem sichtlichen Bemühen des konservativen A. Mayr, alle Dichter des Landes zu Worte kommen zu lassen.

Die alldeutschen und kulturkämpferischen Bewegungen der neunziger Jahre wirbelten aufs neue einen Sturm im Lande auf. Die Zeitschriften „Der Scherer“, „Odin“, „Der Kniffhäuser“ und „Tiroler Wastl“ dienten dem radikalen Flügel, der zugleich auch für die Los von Rom=

Bewegung schwärmte. Der „Zeit“-Redakteur Hugo Greinz und der Stabsarzt Dr. H. v. Schullern feierten mit einem modernen Mäsenalmanach „Jungtirol“ des alten Kämpen Ad. Pichler 80. Geburtstag (1899) mit Beiträgen von Artur von Wallpach, Rud. Christ. Jenny, Franz Kranewitter, Anton Renk, J. Heimgessen, Frz. Lechleitner und A. H. Povinelli, nachdem sich Josef Seebacher im Verein mit K. Domanig, J. A. Henl, Ambr. Mayr, Ant. Müller (Br. Willram) und Br. Norbert (Stod) mit einem „Festgruß zur Säkularfeier des Bundes Tyrols mit dem göttlichen Herzen Jesu“ eingestellt hatte (1896). —

Damit sind wir in die Zeit Karl Domanigs eingetreten, dessen Name zuerst in J. G. Obrists „Dorflinde“, dann in Ambros Mayrs Dichterbuch auftritt. Von seinen älteren Zeitgenossen wurden Angelika (geb. 1843) und der Kulturhistoriker Ludwig von Hörmann (geb. 1837) schon erwähnt. An die Epen „Die Saligfräulein“ und „Oswald von Wolfenstein“ der ersteren reichen „Ahasrerus in Tirol“ und „Mönch und Herzogin“ von A. H. Povinelli (geb. 1861) in Gegenständlichkeit und Ursprünglichkeit heran. Der kräftige Kapuziner Bruder Norbert (Stod, 1840—1907) veröffentlichte religiöse, patriotische und soziale Zeit- und Streitgedichte und Legenden. Der stürmische, gedankenkühne Hochlandsfänger Dr. med. August Lieber (geboren 1897 in Hessen-Nassau als Bruder des bekannten Politikers) bedeutet dank seiner lyrischen Verherrlichung Tyrols für uns nicht weniger als Georg Freiherr von Ompteda (geb. 1863 in Hannover) mit seinen Gebirgsromanen. Der weiche, innige, biederfreundige Schulrat Prof. J. A. Henl (geb. 1849) hat neben seiner trefflichen Sagensammlung mehrere episch-kulturhistorische, teilweise autobiographische Geschichten fürs Volk geschrieben. Nach Fr. W. Weber wurde der Akademieprofessor und -pfarrer Josef Seebacher (geb. 1856) angesichts seiner Sprachgewalt und Gestal-

tungskunst als der erste Epiker gepriesen. Außer „St. Elisabeth“ und „Der ewige Jude“ stammen die Dramen „Judas“ und „Spinges“ und eine achtbare Sammlung tiefempfundener patriotischer, religiöser und Liebeslieder von ihm. Bruder Willram (Professor Ant. Müller, geb. 1870) ging von Seeber aus, lernte auch bei Hamerling, Adolf Pichler und Lieber und zählt heute zu den gefeiertsten Sängern und Rednern des Landes. Reichtum an Phantasie, Stärke der Farben, Pathos der Rhetorik und musikalischer Klang kennzeichnen seine Lyrik und Versepiik, die sich aus der Natur und Geschichte der Heimat, aus der Bibel und Antike, meist aus dem eigenen übersprudelnden Herzen Stoffe leiht. Begrenzter blieb der Ruf der bodenständigen, deutschvölkischen Jungtyroler Anton Renf (1871—1906), des weichen, oft eindringlichen Naturstimmungskünstlers in Lied und Schilderung, dem sich der erst ungestüme und ungefüge Franz Lechleitner (geb. 1865) in seinen lyrischen Märchen vom Bodensee nähert, und Artur von Wallpach (geb. 1866), des überragenden teutonischen Heiden voll Liebe und Leidenschaft, voll Licht, Farbe, Klang und Formschönheit, wenngleich ein bißchen knorrig und schädelhart. Seinen zeitweiligen Pantheismus der Heimatsscholle teilt der südtyrolder Militärbeamte Bartolomeo del Pero (geb. 1850), der Dichter des ergreifenden lyrisch-dramatischen Gedichtes „Die Schlacht am Berge Isel“, in der Höhensehnsucht und Gipfeligkeit seiner Natur- und Liebeslieder. Paul Rossi (geb. 1879) ist nur lyrischer Landschaftler, der unausgegrenzte Dehmelsche Karl Dallago predigt auch persönliche Weltkultur. Ohne weitere Bedeutung blieben bis jetzt die Lyriker P. F. Anzoletti, Anton Nogger, R. v. Strele, Karl Delug, die Erzähler und Schauspieldichter M. Stischberger, A. Oberkofler, Martin Meyer, Joh. Vikoler, P. R. Greulich und viele andere. Etzschwin (Pfarrer und Abgeordneter Johann Sted, geb. 1859) ist im Dichten und Erzählen ein knorriger, kraftstrotzender, von der Moderne unberührter Autodidakt. Die Lieder aus dem Heiligen

Landes der Baronin Marie von Buol (geb. 1861) werden leider über ihre gesunden, frischen Tyroler Volksgeschichten vergessen. Letztere behandeln gerne aktuelle Tages- und Lebensfragen in streng christlicher Weltanschauung und reichen über die landläufigen Bauernerzählungen künstlerisch weit hinaus. Von ihren landsmännischen Kolleginnen seien nach der Unterhaltungsschriftstellerin Jtha von Goldegg (geb. 1864) noch die treffliche Charakterschilderin Alara Pölt-Nordheim (geb. 1862) und Henriette Schrott (geb. 1877) erwähnt, ein warmes, vielversprechendes Talent. Expositus Sebastian Rieger, Keimmichl genannt (geb. 1867), ist fraglos bei den Bauern der beliebteste Schriftsteller Tyrols; er ist reich an Phantasie und Humor und Volkskenntnissen und kümmert sich nicht um literarischen Geschmack und Ruhm. Trotzdem überbietet der bescheidene Paktaplan viele der zahlreichen Burggräfler Geschichten des Begründers der sogenannten Volksschauspiele in Meran, Karl Wolf (1848—1912), der bei allem liberalen Patriotismus seine kräftigen „Heldengestalten“ oft zu gefräßigen, sinnlichen und selbstsüchtigen Klößen herabgedrückt (sein Bestes: Tiroler Treue). Mehr Anspruch auf Volksverbreitung haben schon deshalb des kunstfreudigen Schuldirektors Alois Menghin (geb. 1856) lebenswarme Volkshistorien von Herzog Friedel, Andreas Hofer und vom Thronfolger. Die auch als Erzähler hervorgetretenen Lorenz Leitgeb (1856 bis 1911), Karl Deutsch (geb. 1859), Heinz von Wörndle (geb. 1861) und Karl Felix Wolff (geb. 1879) betätigen sich vorwiegend in Landeskunde. Hans Schrott-Fiechtl (geb. 1867) weicht ab von der Defregger'schen Genrefunktion der älteren Tyroler Erzähler, er ist mehr Naturalist, vorab im Ausdruck, verfolgt eine weitsichtige Bauernwirtschaftspolitik in seinen idealistischen Erzählungen vom Landleben und hat sich früher in Deutschland als in Tyrol sein Publikum erobert. Vielleicht drängt er nachgerade den noch fruchtbareren Rudolf Greinz (geb. 1866) zurück, dessen schnellfingerige Kunst und all

sein Witz und Humor allmählich gar viel des Erzähler-
erfolges den antikerischen und gaumentzehlenden Beisätzen
verdanken. Da liebt sich doch toller und humorvoller so
eine der älteren Dialekthumoresken des Bozener Arztes
Otto Rudl. Heinrich von Schullern (geb. 1865)
hängt am Stofflichen, Tendenziosen und Außerlichen, wirkt
in seinen großzügigen Kulturromanen durch persönliches
Miterleben, realistische Darstellung gegenwärtiger Gesell-
schaftsübel und durch ein ehrliches, heißes Streben nach
Wahrheit und Glück für die Menschheit. Noch mehr als
bei R. Greinz erscheint bei dem ernst veranlagten Nerven-
arzt Hans (Hepperger) von Hoffenthal (geb. 1877)
eine irreleuchtende Lusternheit in ausschließlich sexuellen
Problemen, die seine feinen landschaftlichen Malereien,
psychologischen Charakterstudien und seine lyrische Aus-
drucksweise nicht stets in Poesie aufzulösen vermögen. In
der Stilkunst überragt ihn Albert von Trentini.
Auch dieser Südtiroler bewegt sich als Psychologe und
Satiriker in „besserer“ Gesellschaft. Der Tierarzt Ri-
chard Strohshneider (geb. 1873) malt im Kleinen
in seinem Landschaftsschauen und -ausleben. Unmutiger
schildert P. Petrus Klotz (geb. 1878) neuromantische
Wanderfahrten, volkstümlicher Josef Liensberger
(geb. 1869) erbauliche Pilgerreisen. Karl May steuert
Leopold Gheri (geb. 1866) nach. Durch sein ernst-
ergreifendes „Requiem von Anno Neun“ hat sich Anton
Plattner (geb. 1860), ein Großneste des obigen und
Bruder des Kunstmalers, bei den Münchner Tyrolern
namhaft gemacht. Der zugleich als Lustspieltdichter nen-
nenswerte Artur von Rodant (Wolfenstein, 1837
bis 1907), F. Dollner (geb. 1867) und Hofrat
Josef Erler (geb. 1857) haben sich mit historischen
Romanen bezw. Polizei- und Theatergeschichten als Unter-
haltungsschriftsteller eingeführt. An älterer Dramatik
kommen die religiösen und patriotischen Stücke des be-
begabten Kapuziners Ferdinand von Scala (1866
bis 1906), seines Ordensgenossen Vigil Angerer (ge-

boren 1853), des Rechnungsbeamten Hans Leiß (geboren 1856) und des Reiseschriftstellers J. Heimfelsen (Kerausch, geboren 1859) nicht über Dilettantensbühnen hinaus. Auch das grüblerische Massereither Talent Franz Kranewitter (geb. 1862) drang auf den großen Theatern noch nicht durch, so sehr seine absteigend bäuerlichen Charakterstücke in ihrer Schlagkraft nach ihnen verlangen. Er ist zu wenig grundsicher, intensiv und umfassend. Wie berechnet ist Stoff und Technik bei dem Polizeikommissär Dr. R. Brix (geb. 1880) auf äußerlichen, augenblidlichen Eindruck! Der Satiriker R. Chr. Jenny (geb. 1858) überbietet diese „dürre Baum“-Kunst mit kräftigen Volks- und Märchendramen bei verwandten Mängeln des Ausdrucks und der Technik. Einen rauschenden Jahreserfolg hat sich Dr. med. Karl Schönherr (geb. 1868) zu erringen gewußt, ein derber Bauerngestalter voll Kraft, den Naturtrieb über das bessere Wollen stellend, weshalb seine Figuren kein Entwicklungsvermögen besitzen und, fast schon Karikaturen, sich dem Schicksal unterwerfen. In neuester Zeit haben sich noch Prof. Dr. Alois Aufferer (geb. 1876) mit antiken und bäurlich-sozialen Entwürfen, Landeschulinspektor Dr. Alois Lanner (geb. 1862) mit klassizistischen Kulturstizzen aus der Bibel und der Renaissance, der lustige Pfarrer Alois Gfall (geb. 1874) und der satirische Dr. jur. Oskar Luchner (geb. 1880) mit Schwänken, Adelheid Haselsberger und Marie Freiin von Magas mit Historien hervorgetan.

Unter den jüngsten Schriftstellern des Landes seien erwähnt: Josef Weingartner, Oswald Menghin, Josef Garber, Josef Meusburger, Marie Waldbart, Julian Baumgartner; Paul Thurtshenthaler, Jos. Neumair, Paul Magagna, Karl Ongania, Franz Leitner. Die sechs Erstgenannten sind mit anderen Neulingen zuerst in einem hübschen Nieder-Almanach „Das jüngste Tyrol“ (1909, Ravensburg) anlässlich der Tyroler Jahrhundertfeier hervorgetreten und betätigen sich nun schon auf mehreren Gebieten. Von den andern haben sich die meisten selbstständig in der schönen Literatur eingeführt.

Albrecht von Widenburg, Artur Achleitner, Richard Bredenbrüder, Paul Bussan, Cordula Peregrina, Marie v. Greiffenstein, Elverida von Pütz, Herm. Schmid, Otto Dent (Schaching), Georg Baumberger, Fr. Pesendorfer, Gaudentius Koch, Rich. Huldshiner, Robert Mischl, Michel Philipp, R. W. Polifka, J. G. Husterer, F. R. v. Klement und wie sie alle heißen, die in und über Tyrol Bücher gedichtet haben, können wir wohl nicht so ohne weiters unter die heimischen Schriftsteller reihen. Es sind deren trotzdem noch zu viele, obgleich hier nicht einmal alle genannt wurden.

* * *

Wir stehen schon jetzt vor der vollendeten Tatsache, daß zur Zeit Tyrol fast das Sechsfache an Dichtungen bietet, was von dem kleinen Lande mit seiner halben Million Deutscher im Vergleiche mit einem anderen deutschen Lande unter denselben kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnissen erwartet werden kann. Der Tyroler Bauer aber, der doch zu zwei Dritteln den deutschen Anteil bevölkert, steht an geistiger Schulbildung und materiellem Besitztum dem Nachbarn in der Schweiz oder dem Glaubensgenossen in Westfalen nach. Und doch gehen aus der ländlichen Bevölkerung ein Gutteil der Schöngeister schon in erster Generation hervor (Schönherr, Kranewitter, Schrotzriedl usw.). Daß der Tyroler Bauer sechsmal so viel liest als obige, nimmt wohl niemand an. Wer näher zuschaut, wird ein ganz anderes Bild gewahr. Der Bauer liest vor allem seine politische Zeitung, religiöse Zeitschrift und seinen Kalender. Reimmichls „Volksbote“ ist in 42000 Exemplaren, die Bauernzeitung, das St. Fidelisblatt, das St. Bonifatiusblatt, der Sendbote usw., der Bauernbunds-, Marien-, Tyrolia-, Volksbundkalender in vielen Tausenden verbreitet. Die Kalenderindustrie hat wohl nirgends ähnlichen Absatz wie in Tyrol. Die Klagenfurter St. Josephsbücherbruderschaft besitzt 20 000 Mitglieder, nicht weniger das Steyerer Unternehmen in dem Lande. Geradezu überschwemmt wird es mit oft recht wertlosen Gebets- und Er-

bauungsbüchern, seit neuerem auch von akatholischen Aufklärungsschriften; für die ersteren soll der biedere Landwirt Almosen zugunsten einer Schweizerischen oder französischen Kirche geben (als wenn die Tyroler nicht selbst genug arme Kirchen und Seelsorgen im Lande zu unterstützen hätten!), für die letzteren sich in seinen religiösen Anschauungen beunruhigen und heirren lassen. Wenn trotz alledem noch einer lesegerig ist, so stillt der Kolporteur mit einem „historischen“ Schundroman den Hunger.

Die Tyroler sind nicht mit Glücksgütern gesegnet. Die elementaren Unglücke legen dem Lande fast jährlich neue schwere Opfer auf. Die hohen Steuern, die großen Arbeitslöhne, der zunehmende Luxus erleichtern wohl kaum die wirtschaftliche Lage. Da bleibt nicht viel Geld für Bücher, auch nicht bei jenen, die darnach verlangen. Vielfach hat aber nur das alternde, vorab das weibliche Geschlecht seine Freude an der Lektüre. Der Bub zieht eine Kugel, ein Gewehr, eine Pfeife, ein Karten- und Regelspiel vor.

Für den Buchhändler kommen eigentlich nur die Städter, Seelsorger, Schulen und Vereine in Betracht. Und diese Städter! Sie kaufen doch lieber den neuesten Sensationsroman als das Buch eines heimischen Schriftstellers. Sie interessieren sich hundertmal eher für eine Wiener Operette oder Pariser Artisten-Mache als für tyrolische Dramatik. Ja, den oder jenen Poeten einmal feiern, Phrasen dreschen oder gar mit seinem Namen in Parteipolitik arbeiten, das läßt man sich zur Abwechslung für einen Abend gefallen. Nach seinen politischen und religiösen Anschauungen wird der Dichter zumeist gewertet und behandelt. Ob alldeutsch oder fortschrittlich, ob konservativ oder christlichsozial, das ist oft die erste Frage bei der Beurteilung des Buches. Untereinander sind die Schöngeister am wenigsten eins. Noch jede Literaturzeitschrift ist unter solchen Verhältnissen nach kurzem Dasein eingegangen und war sie noch so viel- oder einseitig. Und so wird auch der jetzt bestehende heimatfremde „Brenner“ v. L. v. Fider das Schicksal des zweijährigen jungtyrolischen „Föhn“ ereilen.

Für die gebildeten Tyroler, welche überhaupt für gesunde und echte Kunst Interesse besitzen und nicht schon von ihrem Berufsleben und von den politischen und wirtschaftlichen Kämpfen absorbiert werden, besteht zumeist der eine Grundsatz: was nicht in Deutschland geeicht ist, hat auch bei uns keinen Anspruch auf Beachtung. Damit ist aber auch schon vielen von den allzuvielen Tyroler Poeten das Urteil gesprochen, einzelnen wenigen aber eine Bedeutung zuerkannt, deren sie nicht würdig sind. Wer hat z. B. einen Schönherr, Greinz, Hoffensthal, Trentini „groß“ gemacht? Der Tyroler unterwirft sich ihrem Erfolge und anerkennt mit den gleichen Worten wie das Ausland ihre Werte, indes er doch zu sich selbst sagen muß: „So sind wir Tyroler nicht, das träumt sich der Verfasser zusammen; oder er überträgt eine einmal zufällig getroffene Eigenheit als Typus auf die Gattung, und das können wir doch nicht gutheißen, weder vom rechtlichen noch vom künstlerischen oder allgemein menschlichen Standpunkt aus.“ Wie oft sind wir bei Schönherr überrascht, aber auch abgestoßen! Wie oft eckelt uns der Sinnentzettel aus Greinzschen Romanen entgegen! Die antitlerikale Tendenz ist billig und verfehlt nie den gewollten Eindruck, so alt die Leier und abgegriffen die karikaturistischen Klischees sind. Einen ungleich ernsteren Anspruch dürfte z. B. Marie von Buol erheben, als beste Volksdarstellerin genannt zu werden. Auch sie erobert sich erst auf dem Wege über Deutschland die gebührende Anerkennung bei den Landsleuten. Wer kennt, wer liest Boda Weber, Flir, Meßmer, Schöpf, Isidor Müller, ja sogar den Führer der Jungtyroler, Adolf Pichler? Selbst in Tyrol kennt man sie alle fast nur den Namen nach. Daß Reichsdeutsche sich nicht weiter bekümmern, wer von den Tyrolern kann es ihnen verargen? Erst die neuesten Auflagen der Literaturgeschichte von R. M. Meyer und Ed. Engel, weiters Anst. Salzer, Jos. Nadler, M. Geißler, M. Ettlinger, E. M. Hamann bemühen sich, über ein paar Renommierromanen hinaus der tyrolischen Literatur gerecht zu werden.

Freilich, an den Poeten liegt auch ein Teil der Schuld. Es gibt unter ihnen so manchen biederen Tyroler, der im Lande bleiben und sich ehrlich ernähren will, der nur für seine Landsleute und gerade nach seinem Kopfe schreiben mag, der sich nicht groß und breit machen kann, der niemals an seine Bücher eine ehrliche, ernste und strenge Kritik herantreten läßt. Die lokalpatriotische Befangenheit rächt sich bei den Tyrolern um so mehr, als die Gegensätze und Kämpfe im Lande ihren Gesichtskreis sowieso schon beengen.

Nicht allein die politischen, nationalen, ständischen und wirtschaftlichen Nöten und Kämpfe führen zu der wachsenden Interesselosigkeit an dem schöngeistigen Leben. Schon vor 14 Jahren schrieb Karl Domanig, daß seine Zeit literarischen Erscheinungen kühler gegenüberstehe als die Zeitgenossen Flirs und Mekmers. „Aber die Gleichgültigkeit auf literarischem Gebiete ist bei uns zulande eine so große, daß sie unseren Gebildeten wahrlich nicht zur Ehre gereicht. Die tyrolischen Verleger wüßten darüber Auskunft zu geben, wie verschwindend gering der Absatz poetischer Werke im Lande ist; die Biographie jedes tyrolischen Dichters — des jüngst verstorbenen Adolf Pichler nicht ausgenommen¹⁾ — bietet Belege in Hülle und Fülle dafür. Das möchten nun die Lebenden mit sich ausmachen; aber eines ist dabei nicht zu übersehen, daß die Zukunft einer Nation mit in allererster Linie bestimmt ist durch ihre Dichter. Selbst die Männer der Wissenschaft noch die Politiker, ja selbst Fürsten üben für gewöhnlich nicht einen so bestimmenden Einfluß auf die Denkart und Gesinnung des Volkes aus wie seine Dichter. Poeten, die in Dachkammern oder die wie Camoens im Lazarette dahinsiechten, sind über kurz oder lang die Inspiratoren ihres Volkes, oft nicht die besten, geworden. Glücklich das Volk, glück-

1) Von Domanigs Büchern wurden in neuerer Zeit kaum ein Zehntel in Tyrol abgesetzt, die übrigen neun Zehntel fast ganz im katholischen Süd- und Westdeutschland.

lich seine Kinder und Kindeskinde, denen die Gunst der Verhältnisse und, sagen wir es nun: das Verständnis der Mitlebenden wahrhaft gute Dichter beschieden! Jährlich viermal in den Quatemberzeiten betet die katholische Kirche eigens um gute Priester: begreife man darunter nur auch jene vates, die man einst im weiteren Sinne so genannt hat und die nicht selten das Werk des eifrigsten Priesterlebens überdauern, es ergänzen oder zerstören.“

In den letzten Jahren ist so manches zur Bekämpfung der Indolenz von positiver Seite geschehen. Vor allem aber müssen sich auch in Tyrol Buchhandel und Presse selbst entscheiden, ob sie die Krebsübel der Kritik beseitigen, gegen die Schundliteratur und der für sie entfalteten Reklame durch eigene Kolportage und regelmäßige Zeitungsberichte auftreten und gute Volkschriften zu billigen Preisen entgegenstellen und verbreiten wollen. Im besonderen sollten die Vereine in Stadt und Land zu Vortrags- und Dichterabenden die Frauen und die Jugend heranziehen und durch Gründungen moderner Büchereien den Geschmack der Lesenden beeinflussen.

Noch eines interessiert uns: wo die literarische Überproduktion Tyrols ihren Absatz findet. Der Süden ist dem Export ganz verschlossen. Die Schweiz kümmert sich um die nachbarliche Literatur kaum. Die Tyrolensien erscheinen im Lande selbst, viel häufiger aber im Deutschen Reiche. Außer den schon genannten „großen“ Dichtern haben nur noch wenige größere Lesergemeinden im Auslande. Wenn man annimmt, daß im Lande der sechsfachen Überproduktion ein Sechstel von der Masse schöngeistiger Werke gelesen wird, die in einem anderen deutschen Lande unter den gleichen Verhältnissen durchschnittlich als Veltüre angegeben ist, so kann man sich ein Bild machen, wie viele Bücher „umsonst“ geschrieben und gedruckt wurden, wie viele Kulturzeugnisse dem Lande und der Nation verloren gehen, welch reiches Kulturland Tyrol den Deutschen ist — sein könnte.

Zugleich wolle man ein anderes Moment beachten.

Man rühmt den Tyroler Schriftstellern Frische und Urwüchsigkeit ihrer Schöpfungen nach und erwartet vielfach durch solche Volkskunst die Gesundung unserer durchseuchten Großstadt-Literatur. Man spricht davon, dem weit ins Weltchland vorgeschobenen, sprachlich gefährdeten Posten des deutschen Dichtertums liebevolle Aufmerksamkeit und Ermunterung zu schulden. Deutsche Katholiken haben es als nationale Pflicht erkannt, dem Tyroler den Wert seines religiösen Besitzstandes zum Bewußtsein zu bringen. Das ist alles nur möglich, wenn sich auch der Reichsdeutsche und der Schweizer sowie der Österreicher um das Kultur- und Literaturleben Tyrols in gesteigertem Maße bekümmern, wenn sie die Apostel des Schönen und Guten, des Nationalen und Religiösen als ihre Apostel, das reiche Kulturland als ihr Kulturreservoir anerkennen, würdigen und pflegen.

Im Zeitalter des Fremdenverkehrs gewinnt Tyrols Kulturleben eine neue Epoche. Das Interesse für das Land erweitert sich wohl auch auf die Bewohner und ihre Verhältnisse und Anschauungen. Und so wird nun tyrolisches Leben und Dichten in der Abhängigkeit von den Einflüssen der Scholle der besonderen Beachtung und Würdigung wert. Die reine, unberührte Individualität schöpft nun mit neuem Bewußtsein aus der Fundgrube des Volkstums, stellt ihre Poesie in Gegensatz zu der angetrunkelten, bereits an ästhetischem Niedergang leidenden Großstadtdichtung und kämpft mit der Eigenart ihres Ichs gegen die „unbarmherzige Gleichmacherin“ Kultur, die mit wachsender Kraft auch in diesem Lande alles Eigenwesen zu vernichten droht. Nur der Unverstand des Tages nennt diese Kämpfer Rückschrittler und Sonderlinge, die die Zeichen ihrer Zeit nicht verstehen und nicht wissen, daß nur die Gegenwart gilt.

* * *

Entgegen diesem Zeitgeiste gab im Jahre 1878 ein Ungenannter durch den Innsbruder Veteranenverein ein vaterländisches Kartenspiel heraus, um im Tyroler

Volke den historischen Sinn zu wecken, ihm im Spiegel der Geschichte seine Pflicht, sein Können und sein Wollen zum Bewußtsein zu führen. Diese von Edmund von Wörndle gezeichneten Karten zeigen die geschichtliche Gliederung der Stände (Eicheln), das Schützenwesen in seiner historischen Bedeutung (Lauben), die Beziehungen Tyrols zu Österreich und endlich in den „Herzen“: „Tyrol im Glanze und in der Fülle seiner Ehren: im Jahre 1809. Der Freiheitskampf von 1809, den die Geschichte einzig nennt hinsichtlich des Adels der Motive und der Ungetrübtheit des Verlaufes, den sie groß nennt und bedeutend für die Geschichte Europas ob des Erfolges, den dies kleine Land aus eigener Kraft errungen, mehr noch ob der Wirkung seines erhebenden Beispiels: er sei eingeprägt in den Herzen der Tyroler als die glänzendste Tat der Väter und als ein Vorbild des eigenen Tuns!“

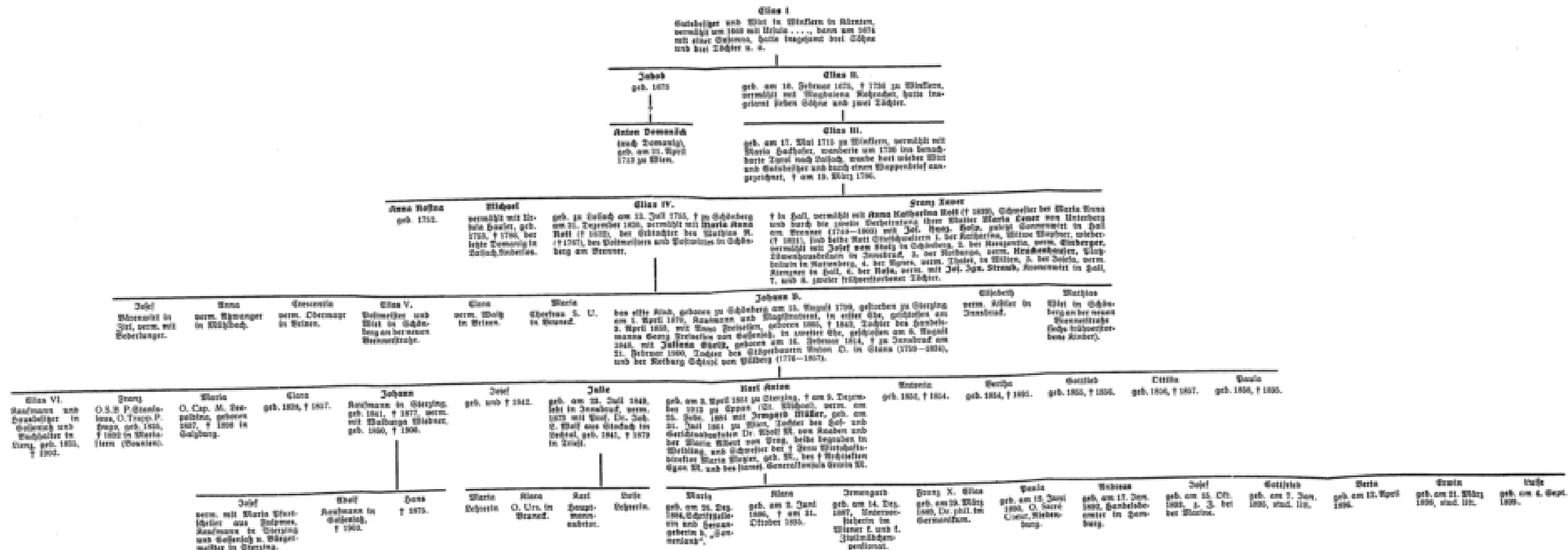
Der Gedanke historischer Spielfarten ist an sich nicht neu. Nach dem Prediger Johann von Freiburg i. B. (1377) stellten damals die Spielkönige die Herrscher jener vier Reiche dar, die dem König Nabuchodonosor im Traume erschienen waren. Wir kennen weiters schweizerische und ungarische Nationalkarten. Zu Zeiten der französischen Revolution gab es republikanische. Und die deutsche Literaturgeschichte nennt vor allem Thomas Müllners Logisches Kartenspiel. Einzigartig an den Tyroler Karten bleibt, daß mit jedem Blatte eine geschichtliche Erinnerung festgehalten wird und daß alle Blätter sich zu einem Ganzen, einer einheitlichen Darstellung der Vergangenheit Tyrols seit Friedrich mit der leeren Tasche vereinigen. Die Veranschaulichung eines einheitlichen und großzügigen Grundgedankens, die den Urheber dieses Kartenspiels zur Herausgabe bewogen hat, läßt das Spielzeug eine kulturhistorische Bedeutung gewinnen, die angesichts der oben ausgesprochenen Entwicklungen und Umwälzungen in einer Reaktion des Volkstums gegen die vieles ausgleichenden Wirkungen der in Tyrol eindringenden „Weltkultur“ liegt, deren Verbreitung der Fremdenverkehr zuerst stark fördern mußte und

die Individualität des Volkes in ihrem innersten Wesen beirrte. Mächtig drängte sich in einzelnen der Gedanke an die Erhaltung des geschichtlichen Tyrols auf.

In diesem Sinne hat nun Karl Domanig die Tyroler Karten ins Leben gerufen und damit an der Verwirklichung seines patriotischen, nationalen und religiösen Programms begonnen, dessen Grundanschauungen sein ganzes Leben und Schaffen bestimmt haben.

Ist auch Karl Domanig nur einer der Vorkämpfer für die Erhaltung Tyrols unter den zahlreichen Dichtern und Volksmännern des Landes, so ist doch seine Bedeutung eine überragende geworden, weil er als einer der ersten, bewußtesten und werktätigsten seine Ideale verfochten und bis zur Todesstunde festgehalten hat. In diesem seinem Wirken und Wollen ist er eine fest umrissene Erscheinung der heutigen Tyroler Literatur, einer der wenigen charakteristischen Dichter, so schwankend und unsicher durch der Parteien Haß und Gunst das Urteil über seine Werke geworden ist. Dieser Mann gewinnt nun von Tag zu Tag wieder an Wert und Hochschätzung um der kulturhistorischen und literarischen Eigenschaften seiner Dichtungen willen. Und das gilt als ein Zeichen, daß die besonderen, in der Bühnen- und Lesewelt noch nicht zu Recht erkannten Vorzüge Domanigscher Kunst nicht mehr wie bisher es hindern können, eine weitverbreitete Anerkennung und Berücksichtigung seinen Werken zuteil werden zu lassen. Vorliegende Arbeit, zuerst in der Verbandszeitschrift der Schweiz. Studentenvereine (Monatshefte LV, S. 15—27, 105—112, 177—192, 286—296, 419—432 und Sonderdruck), dann als Frankfurter Zeitgemäße Broschüre (XXX, 6; Gr. 8°, 45 S.) in etlichen Tausenden erschienen, war als eine Folge der wachsenden Anteilnahme an Domanigs Dichten und Denken in neuer Auflage möglich geworden. An eine restlose Erfassung und Würdigung des Tyroler Volkspoeten konnte wohl noch nicht gedacht werden (obgleich nun sein Schaffen vor uns abgeschlossen liegt), da weder alle Einflüsse der Vorzeit und der Zeit und der Vor- und Umwelt aufgedeckt sind, noch die Nachwirkungen seines Wirkens schon jetzt bemessen werden können.

Stammbaum der Familie Elias Domanig.



Aus dem Leben Karl Domanigs.

Ahnen und Eltern.

„Unverkennbar groß ist die Einwirkung der Heimat auf den Menschen . . . Von der Beschaffenheit dieser hochragenden Gebirgswelt hat die Seele des Tyroler Volkes ihre Richtung empfangen: jenen gottzugewandten Sinn, jenes Heimweh nach oben und daneben die trostige Ausdauer in der Arbeit und im Kampf mit den widerstrebenden Naturgewalten.“

(K. Domanig, Tyroler Hausgärtlein.)

Der Name Domanig ist, wie der Dichter in seinem literarischen Selbstporträt feststellt, zweifellos slavischen Ursprungs (in Tyrol übrigens nur Dománig gesprochen) und in Varianten, wie Domenigg, Domenik, noch heute mehrfach vertreten. Die ältesten nachweisbaren Vorfahren der seit 1600 kerndeutschen Familie waren im kärntnerischen Mölltale ansässig, wo heute noch so viele Orts- und Familiennamen daran erinnern, daß diese seit einem Jahrtausend deutsche Gegend zu Karls des Großen Zeiten noch von Slaven besiedelt war. Das Dorf Winklern am Fuße des Großglockners, also hart an der Grenze Tyrols, war die Heimat von Domanigs Urgroßvater, dessen Vater und Großvater (weiter reichen die Matrikeln nicht zurück) hier ein Wirtsgeschäft betrieben hatten. In den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts zog Erstgenannter nach Tyrol, in das bei Lienz gelegene Dorf Leisach im Pustertal, wo er wieder Wirt und Grundbesitzer wurde und als „Ehrwest und fürnember Herr“ im

Jahre 1740 einen bürgerlichen Wappenbrief erhielt. Er vermählte sich mit einer Landsmännin und nun geht die Familie in den Deutschtyrolern auf. Die beiden Söhne des Eingewanderten, Elias und Franz, ehelichten die Erbtöchter des Postmeisters von Schönberg im Stubai¹⁾, Maria Anna (1762—1832) und Katharina Rott, wodurch sie mit den angesehensten Wirtsfamilien des Landes (Straub, Krufenhauser usw.) verwandt wurden. Elias Domanig (1755—1830), der sich vorerst in Innsbruck zum Kaufmann ausgebildet hatte, übernahm Gasthaus und Post und wurde bald zum Gerichtskassier von Stubai gewählt. Er zählte zu den Vertrautesten Andrá Hofers und wußte als einer der ersten um das Geheimnis der geplanten Erhebung im Jahre 1809, die er tatkräftig im Tale mit vorbereitete. In Schönbergs Postgasthaus schlug der Sandwirt vor den Schlachten am Berge Isel sein Standquartier auf. Hier faßte er auch den notwendig gewordenen Beschluß zur Unterwerfung, stieß ihn aber wieder um und „lenkte so den Schritt zum Tode, der seine Heldengröße offenbarte“ (Wortlaut der Gedenktafel). Bei all den Vorgängen war natürlich der Postmeister stark beteiligt. Sein Hab und Gut wurde von den Freunden nur zu oft in Anspruch genommen, mehrmals von den Feinden geplündert; der Wirt selbst als Geißel gefangen und mißhandelt, so daß er noch lange nach der Freilassung litt und eine teilweise

1) Schönberg ist bekannt durch Goethes Besuch und Martin Greifs Gedichte. Das heute „zum Domanig“ betitelte ehemalige Postgasthaus verrät nicht mehr viel von der einstigen Wohlhabenheit und Behaglichkeit, die selbst hohe und höchste Herrschaften gar oft genossen hatten. Beim Neubau der Brennerstraße führten zwei Söhne des Schönberger Helden, Elias und Mathias, an der neuen Straße die ansehnlichen Gasthöfe „zur alten Post“ und „Schönberger Hof“ auf, die aber heute infolge des Eisenbahnverkehrs noch verlassen und entwerteter dastehen als der alte bäuerliche Domanig-Hof oben in Schönberg selbst. So hat unser Dichter auch in der Familie (Sterzings Straßenverkehr war ebenso seit dem Bahnbau verödet geworden) selbst die Nachteile der Verkehrsumwälzungen wahrnehmen müssen.

Störung des Gedächtnisses ihm zum Schaden seines Vermögens zeitlebens anhaftete.

Von seinen fünfzehn Kindern hatte Johann (1799 bis 1870), der noch auf den Knien des Sandwirts gesessen war, den ursprünglichen Beruf des Vaters gewählt und sich 1827 in Sterzing am Eisak Haus und Handelsgeschäft erworben. Johann Domanig zählte zu den vermögendsten Bürgern des Städtchens und bekleidete wiederholt die Würde eines Gemeinderates. Aus Rücksicht auf die fünf jungen Kinder aus der ersten Ehe mit A. Freiseisen (gest. 1842) heiratete er im Jahre 1848 die Tochter Juliana des Stögerbauern Anton Obrist in Stans, gegenüber Schwaz im Unterinntale. Obrist (1759—1834) war in seiner Jugend der einzige im Dorfe gewesen, der lesen und schreiben konnte, und lehrte seine Kunst an Sonntagsnachmittagen den jungen Bauernburschen, ebenso die Bienenzucht und die Veredlung des Obstbaumes und führte als erster den Bau der Kartoffel ein. Durch Jahrzehnte bekleidete er das Amt eines „Gerichtsverpflichteten“, dann das des Gerichtskassiers und Gemeindevorstehers. Tief und fernig war seine Frömmigkeit, aufrichtig und opferbereit seine Liebe zu Kaiser und Vaterland. Davon geben die Aufzeichnungen von den Kämpfen um 1799, 1800, 1805 und 1809 Zeugnis, die Anton Obrist in verschiedenen Lagen mitgemacht hat.

Sein schöner Anseh ging von ihm auf den ältesten Sohn Hans Obrist (1798—1882) über, der zuerst Gärtner und als solcher längere Zeit bei Bethmann-Hollweg in Diensten gewesen war. Hans Obrist ist in Tyrol noch heute als Bauerndichter bekannt. Er ließ 1850 bei Fel. Rauch in Innsbruck ein Bändchen kräftiger politisch-patriotischer Gedichte in hochdeutscher Sprache unter dem Titel „Zither und Pflug, Zeitbilder des Jahres 1848“ drucken. Mehrere davon übernahm Professor Vinzenz Goller in seine alten und neuen Tyroler Schützenlieder. Das größte Aufsehen erregte ein Auswandererlied Obrists, in dem die Mißstimmung der Tyroler über das Metternichsche System, aber

auch der Einfluß der jungdeutschen Bewegung scharf zum Ausdruck kommen.

Hier ein Schnaderhüpfel von 1848:

Kaiserlich, kaiserlich, inwendig, äußerlich,
Zu Berg und Tag sowohl ißts Land Tyrol.
Immerfort, immerfort gilt unser Lösungswort,
Gott und dem Kaiser treu Tyroler sei!
Waterland, Waterland, fest wie die Felsenwand
Stehen wir Mann für Mann. Feinde heran!
Kaiserlich, kaiserlich, inwendig und äußerlich,
In Fried und Krieg sowohl bleibts Land Tyrol.

Hans Obrists Sohn übernahm als Gärtner eine Stelle im königlichen Dienst zu München. Zwei seiner Vettern aber zog es wieder zur Poesie hin. Der eine, der schon erwähnte Johann Georg Obrist (1843 bis 1901), zeitweilig Mittelschullehrer, Bibliotheksbeamter und Journalist, stand unter dem Einflusse seines Busenfreundes, des literarischen Kulturstürmers Josef Mayr (Günther, 1844 bis 1907) und seines Lehrers Adolf Bichler, schrieb mit so großer Leichtigkeit und Formgewandtheit seine Gedichte und Erzählungen nieder, daß man ihm nachspricht, er habe auch für andere „Dichter“ in Mayrs Prachtwerk geschrieben, und machte sich durch Übersetzungen aus der polnischen Literatur verdient. War sein Oheim Satiriker, so ging er zur Parodie über. Was Goethe von Johann Christian Günther gesagt hat, mag auch für Domanigs Vetter und seinen Freund gelten: „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Auf Obrists Grab gehört sein Spruch:

Ohne Willen ins Leben gekommen,
Dann durch den trüben Strom geschwommen,
Endlich gestrandet samt aller Hab
Am sandigen Ufer: es nennt sich Grab.

Joh. G. Obrist hat in dem Büchlein „Verkannt und vergessen“ (Innsbruck, Gahner 1902) von A. Niggel neben dem unglückseligen Priester und Poeten Anton Plattner begeisterte Anerkennung gefunden. In den jüngeren Jahren verkehrte Obrist wiederholt im Hause Domanig zu Sterzing und Innsbruck und mag wohl seinen jüngeren

Verwandten zum Dichten aufgemuntert haben. Jedenfalls verdankt ihm letzterer die Veröffentlichung eines der ersten Gedichte.

Die Schwester des Bauerndichters und Gattin Johann Domanigs, Juliana Obriß (1814—1900), war nach ihres Sohnes Aussage eine hochbegabte, starkmütige Frau. Sie hatte nur zwei Winter die Dorfschule ihrer Heimat besucht, und dennoch rechneten es sich im späteren Leben Männer wie der gelehrte Professor Schönach und die Dichter M. Mehmer, Alois Glir und Hermann von Gilm zur Ehre an, mit der klugen Frau zu verkehren. Von Gilm erhielt sie eine Reihe von Briefen von Bruned nach Schwaz, die leider verloren gingen.

Der dankbare Sohn gedenkt seiner Eltern

„... jenes biedereren Paares: des guten, trefflichen Vaters, dessen Beispiel, still und geseht, mir heute noch vor-schwebt; und der Mutter, die mich geboren und sorglich erzogen, der ich das meiste gewiß, was ich besitze, verdanke, viel am Körper und mehr am Geiste; den Sinn für das Schöne und des Willens elastische Kraft; den heiligen Schatz dann (nennt es Glauben, Liebe — den Trost und Inhalt des Lebens!), den mir sie in der Zeiten umstrittenster treulich behütet. Wahrlich, was ich erreicht, wie viel es sei: durch das Erbe, das mir mutterhalb ward, nicht anders wär's mir geworden . . .“

Juliana Obriß schenkte ihrem Gatten Johann Domanig sieben Kinder, von denen die zwei ältesten Julie (Professorswitwe Dr. J. L. Wolf) und Karl alle ihre Geschwister und Stiefgeschwister überlebten.

Heimat und Jugend.

In Träume wie verloren durchwandre ich das Land,
Das Land, das mich geboren, das süße Heimatland.
Dort, wo das Tal sich weitet, am Eisak liegt die Stadt,
Wo meine Wiege gestanden, mein Lebensbaum die Wurzeln
getrieben hat.

Da seh' ich mich als Bublein gehen am Thuiner Rain,
Vom Talschuß grüßen die Burgen Sprechen- und Reifenstein;
Die alte Nanni leitet mich sorglich an der Hand,
Die immer meinen Fragen geduldig und gesprächig Rede stand.
(R. Domanig, Tyroler Hausgärtlein.)

Karl Domanig wurde in Sterzing, wo auch der Musiker Gänzbacher, der Geschichtschreiber des Tyroler Freiheitskampfes, Josef Hirn, und die Künstlerfamilie Mitterwurzer das Licht der Welt erblickt hatten, am 3. April 1851 geboren, in jener einzigen Straße des Städtchens, die mit ihren burgartig festen, wunderbar bunten Erkerhäusern im älteren, aristokratischen Teil von dem schlanken Zwölferturme abgeschlossen wird. Schon auf Goethe machte die Marktstraße mit ihren Arkaden („Lauben“ genannt), den in Weiß, Grün, Hellgrau und Braun gemalten, vergoldeten Hauszeichen vorstreckenden Patrizierhäusern einen halb südlischen Eindruck wie „ein Stück vom deutschen Mittelalter, mit italienischen Pflasterchen bestrichen“. Dennoch ist Sterzing in seiner gotisch-alemannisch-bajuvarischen Bevölkerung durchaus tyrolerisch-deutsch. Es ist den Altstädten jenseits des Brenners verwandter als dem romanisch angehauchten Brixen und dem sonnengetrunkenen Bozen. Sterzing liegt nahezu 1000 Meter hoch gebettet in einem großartigen, idyllischen, fast melancholisch-weichen Talkessel, der, umrahmt von den Bergen, seit Menschengedenken mit Burgen und Schlössern und hoch hinauf mit Feldern und Wiesen bebaut ist, indes fast bis in unsere Tage das sagenumwobene Sterzinger „Moos“ der Ebene brach darniederlag¹⁾.

Schon in den alten Zeiten hat im Eisack-Tale, wie die Überlieferung meldet und Domanigs Wissenschaft erhärtet, Herr Walther von der Vogelweide manches Lied zum Preise seiner Heimat gesungen. Die Sterzinger Volksschauspiele des 16. Jahrhunderts, vornehmlich die Passionsspiele, haben dem Städtchen einen ruhmreichen Namen in der deutschen Literaturgeschichte verschafft. Und seit den Kämpfen von 1797 und 1809, die sich bei Spinges und und in der Sachsenklemme abgespielt haben, nennt die Geschichte des Landes mit Stolz ihr Sterzing das Herz

1) Über Sterzing vergl. den trefflichen Führer von Konrad Fißhaller, 9. Aufl., Sterzing, Verschönerungsverein, 1913.

von Tyrol. In der That, noch besser trifft Adolf Fischlers Wort bei Domanigs Vaterstadt zu:

Stark die Natur und das Land, wie nach Italias Grenze!
Sei's dir Schicksal gedankt, daß du hieher mich gestellt.

Was dem Altmeister von Tyrol nach eigener Aussage versagt war, ein Vaterhaus, wo der Mensch so recht in einem warmen Nest zu körperlicher und sittlicher Kraft gedeiht, eine Reihe von Ahnen, deren ruhmreiche Lebensgeschichte die beste Gewähr für eine glückliche Zukunft und Erziehung des Enkels im alttyrolischen Geiste bietet, das ward Domanig in reichlichem Maße zuteil. Unser Karl war ein frischer Junge, hatte tausend Einfälle, arbeitete gerne mit Pfeil und Bogen und machte gelegentlich auch einmal ganz gerne Jagd auf die Raken und führte seine Kameraden gegen die weidenden Gänse.

Der Krieg von 1859 machte auf den Buben einen tiefen Eindruck. Führten ihn doch die Tyroler als National- und Volkskrieg gegen den alten Erbfeind. Erst in den Jahren 1839 und 1845 war nämlich das überlieferte Waffenrecht den Deutschtyrolern wieder gegeben worden, worauf ein neues Schützenwesen entstand und die Waffenfreude der Tyroler ersprießlich ausgenutzt wurde. So konnten, im Gegensatz zu den Guerillakriegen von 1809, geschulte Standesschützen in die Kämpfe von 1859 und 1866 geführt werden. Beide Male war der junge Domanig Zeuge des Durchmarsches der österreichischen Truppen, sah das Aufgebot der Tyroler Schützen, den Transport der verwundeten und gefangenen Garibaldiner und erlebte die Kriegsbegeisterung im Volke mit. „Schon als Ahtjähriger (1859!) hatte ich selbst aus meinen Kameraden eine ‚Schützenkompanie‘ gebildet und als Hauptmann an ihrer Spitze das Sterzinger Städtlein durchstürmt; Kriegsspiele jeder Art, die Anfertigung von Schutz- und Truchwaffen, der Bau von Festungswerken waren damals und noch später meine Lieblingsbeschäftigung. Und wie gerne wäre ich als Fünfzehnjähriger (1866) mitgezogen mit unseren Schützen, wie oft habe ich später noch

Adolf Bichler beneidet, daß es ihm vergönnt gewesen, im Felde seinen Mann zu stellen! Ich darf wohl sagen: Der Tyroler Patriot hat von Kindheit auf in mir gesteckt, und ich habe ihn noch heute nicht losgekriegt trotz alledem.“

Daß der Enkel eines Elias Domanig und Anton Obrist in der Begeisterung und Hingabe für das Vaterland aufwuchs, bedarf keiner weiteren Worte. Die Jagdlust des Vaters (auch das „Pasteln“ lernte Karl von ihm) machte ihn früh vertraut und befreundet mit den Herrlichkeiten der Landschaft und dem „homerischen“ Bauernvolke der Umgebung von Pfitsch, Gupp und Elzenbaum. Mit zwölf Jahren erhielt endlich der Junge eine eigene kleine Flinte. Und im selben Jahre noch lehrte er einmal mit einem Adler heim, der seine zwei Meter maß. Am Hinterhaus ward das Tier angenagelt und ganz Sterzing bestaunte die Tat des jungen Schützen.

Mit zehn Jahren mußte der Bub wegen seiner augenblicklich schwächlichen Gesundheit für ein kurzes Jahr in die Vorbereitungsschule des Benediktinerstiftes Fiecht bei Schwaz. Dann ging's für drei Klassen ins Gymnasium nach Brixen, wo aber das gewedde, schlecht überwachte Studentlein Streiche machte, weshalb es der gestrenge Vater ins fürsterzbischöfliche „Borromäum“ nach Salzburg, in die Fremde, schickte. Hier gab es anfangs harte Zeiten für den Tyrolerbuben, der den Brauch des guten alten Bürgerhauses gewohnt war und an seinem poetischen Vaterstädtchen mit all seinen Freuden und Freiheiten hing. Heimweh überkam ihn so stark, daß er einige Tage ernstlich krank war. Da trat der gütige Regens Msgr. Joh. B. Zimmermann ans Bett des Studentleins und tröstete: „Hic morbus non est ad mortem. Das ist eine Krankheit, die mit jedem Tage besser wird.“ Mit der Zeit gewöhnte sich Karl ins Institutsleben ein, las bald mit Begeisterung Homer und dichtete lateinisch und — deutsch. Am 24. Juni 1866 teilte der Professor freudestrahlend den Schülern den Sieg Erz-

herzog Albrechts bei Custozza mit. Jeder der Jungen sollte ihn in seiner Weise verherrlichen. Domanigs dichterische Seele fing Feuer: er schrieb ein gereimtes Gedicht voll Begeisterung und Liebe an das Vaterland. Ob der Erfolg dieses Poems — der Professor staunte, und es machte im ganzen Professorenkollegium die Runde — die Ursache war, daß in dem Jungen ein starkes Selbstbewußtsein erwachte und er sich schon als großen Künstler träumte?

Das Gedicht ist uns leider nicht erhalten. Es war aber jedenfalls nicht das erste von Karl Domanig; denn schon i. J. 1864 erschien im „Hausfreund“ zur „Bürger- und Volkszeitung“, die in Bruned im Pustertal gedruckt wurde, ein Gedicht, das der Better Johann Georg Obrist ohne Wissen des Verfassers veröffentlicht haben soll, „derohalben ich ein heidnisch Gaudium empfand“. Das Gedicht des Dreizehnjährigen lautet:

Der Mond.

Siehst du den Mond dort oben gehn?
Viel tausend Sternlein um ihn stehn;
Er blickt herab auf das Gefild
Mit seinem Schein so wundermild.

Er blickt herab auf reiche Felder,
Er blickt hindurch durch grüne Wälder,
Erfreut der Menschen schwere Brust
Und schaut uns an in stiller Lust.

Und wer sein Tagwerk gut vollbracht,
Den lacht er an, dem wünscht er lacht:
„Recht gute Nacht, gute Nacht!“

Mit Rücksicht auf die guten Schulerfolge des Buben, ließ ihn sein Vater Herbst 1867 in Meran weiterstudieren. Durch leichtsinnige Kameraden und religionsfeindliche Bücher kam der Unerfahrene hier um seinen positiven Glauben. Eine Katastrophe (Zwist mit P. Cölestin Stampfer) machte das Verbleiben im Konvikt unmöglich. Karl studierte also ab Frühjahr 1869 bis Juli 1870 daheim. Dortkehrte er bald zu seinen alten Anschauungen zurück und hat es seitdem nach eigener Aussage „stets als ein Bedürfnis und eine Pflicht empfunden, sich durch ernstes Studium über Fragen der Religion zu unterrichten, sich

Klar zu werden über die Tragweite des Katholizismus für jede Lebensbeziehung und die unererschöpfliche Schönheit desselben“.

Der Aufenthalt in der Heimat sollte dem heranreifenden Jüngling und Dichter zum großen Vorteile sein. Bisher war ihm bei seiner raschen Auffassungsgabe viel Zeit zu Streichen übrig geblieben. Nun aber sah er sich auf die eigene Kraft gestellt: er lernte selbständig denken und arbeiten. So konnte der Privatschüler am Schlusse des Jahres zwölf Gesänge Dantes auswendig und hatte eine Abhandlung über Sophokles' Antigone geschrieben. Domanig nannte später diese Zeit, in die auch seine erste Reise über Passau und Regensburg nach München fiel, eine der schönsten seines Lebens, auch darum, weil er nun Land und Leute von Tyrol erst recht kennen und schätzen lernte.

Vor der glänzend bestandenen Reiseprüfung starb ihm, am 1. April 1870, der Vater. Gehörte derselbe auch nicht zu den Gebildeten, so besaß er ein tiefes, weiches, kindliches Gemüt, war von strenger Rechtlichkeit und kerniger Frömmigkeit, ein nüchterner, friedliebender, bescheidener Mann und waderer Patriot, der freilich zu den vielen gehörte, welche, „verstimmt durch die Metternichsche Politik, die den Tyrolern so übel lohnte, an jene Zeiten der schwersten Opfer (1809) lieber nicht erinnern wollten und viel eher das bauerliche Ungeschied des Sandwirts als seine lautere Seelengröße zur Sprache brachten“. Nie unbefragt habe er von jener Zeit der Not gesprochen. „Mit einem Gefühl von Scham gegenwärtigte man sich das tragische Ende, nicht aber die edeln Motive, nicht den glorreichen Verlauf, geschweige die bleibende Bedeutung des großen Kampfes.“

Burschenherrlichkeit.

Weiß, Rot und Gold die Farben
Der Fahne, die uns eint,
Sie sind es, die uns warben
Viel treugesinnte Freund',
Daß in der Alltags Leere
Und wann uns Sturm umtoßt,
Jedwem von uns wäre
Ein Helfer, Halt und Trost.
(K. Domanig, Wanderbüchlein.)

Herbst 1870 ging es auf die Hochschule. Die besorgte Mutter wollte ihren Karl nicht aus den Augen lassen. So zog sie mit drei Töchtern (die Eisenhandlung in Sterzing hatte ein Stiefsohn übernommen, dessen Sohn Josef Domanig, derzeit Bürgermeister, sie nun führt) mit nach Innsbruck. Was nun? Domanigs ausgeprägter Schönheitssinn und sein Zeichentalent hatten in Salzburg den Gedanken aufkommen lassen, Maler zu werden. Jetzt dachte man schon an ein näheres Ziel und sicheres Brot. Aus seiner Vorliebe zum Soldatendienst ward infolge der Kurzsichtigkeit nichts, die schon dem Schulbuben zu schaffen gemacht hatte. Er dachte nun an Medizin; denn als Arzt hatte Domanig Hoffnung, sich als freier Mann in Sterzing niederlassen zu können. Da machte er die Bekanntschaft mit dem Tyroler Landeshauptmann, Rechtsanwalt Dr. Haslwanger, dem konservativen Parteiführer, und begeisterte sich für dessen Beruf und Stellung als Volksmann. Vorerst sollte das Studium der Philosophie die tüchtige Grundlage zu einem juristischen Wissen schaffen.

Der Wissensdurst war jedoch schon nach wenigen Vorlesungen gestillt. Um so mehr zog den Idealisten das Studentenleben an, dem er sich bald ganz hingab. Sowohl die Korps als auch die katholische deutsche Verbindung „Austria“ bewarben sich um den schneidigen Burschen.

Letztere war im Jahre 1864 durch die nachmaligen Profes-

soren Dr. Franz Schedle und Dr. Johann Lib. Wolf, dem späteren Schwager Domanigs, als die erste katholische Innung an Österreichs Hochschulen gegründet worden. Kein Wunder, daß sie von dem herrschenden Liberalismus aufs heftigste bekämpft, aber auch anfänglich von katholischer Seite in einzelnen Bestrebungen mißverstanden und befehdet wurde, so daß sie gerade um 1870 unter dem zielbewußten Seniorate des stud. hist. Josef Hirn schwierige Krisen zu bestehen hatte. Es kam ja jene denkwürdige Zeit, in welcher der Kulturekampf seine Wellen weit über Deutschland schlug. Aber diese Zeit hat Männer gestiftet. — Nachgerade ist „Austria“ zur Vereinigung der katholischen Jungmannschaft Tyrols geworden, aus der bedeutende Führer des Volkes und vorzügliche Kräfte für die verschiedenen Berufszweige hervorgegangen sind. Nach dem Vorbilde und Beispiele der „Austria“ sind die zahlreichen Gründungen katholischer Korporationen in Innsbruck und an den anderen Hochschulen Österreichs, nicht selten von „Austriern“ selbst, unternommen worden. „Austria“-Innsbruck gilt heute noch als die angesehenste katholische Verbindung Österreichs. Ihr Eintritt in den Verband der katholischen deutschen Studentenverbindungen hat das große, vorbildlich gewordene Kartell von Reichsdeutschen, Österreichern und Schweizern begründet.

Der Annalenberichterstatte der „Austria“ meldet zum 24. Oktober 1870: „Bemerkenswert ist die heutige Aneipe durch den Eintritt eines neuen Fuchsen stud. phil. Karl Domanig vulgo Götz, welchen der Senior med. August Lieber vulgo Bertha selbst wegen Unwohlseins des Fuchsmajors med. Deluggi rezipierte. In der Folge dieser zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Aufnahme große Fidelität unter Wops (Dr. Zehly) gemüthlichem Aneippräsidium.

Domanig fand im Fuchsenstall vorerst nur den Pfälzer Jakob Böhle (jetzt Dekan) und die Schwyzer Karl Thüringer (jetzt Pfarrer und Bezirkschulrat) und Alois Reichlin († 17. XI. 1913 als Pfarrhelfer) vor. Nach Monatsfrist sprangen noch theol. Franz Bettinger (jetzt Erzbischof), jur. Adolf Bruder († 1896 als Rustos), jur. R. Schwink († 1909 als Oberamtsrichter) und theol. J. Spengler († 1905 als Domkapitular) ein. Als Leihburschen wählte sich Götz den Senior, der heute als ernstester Hochgebirgsjäger, wenn auch nicht zu den bekanntesten,

so doch zu den besten Tyriern des Landes zählt. Die Wahl befremdet fast. Aug. Liebers sprunghaftes, grübelndes Wesen, sein stürmisches, unklares Sehnen und Suchen ist Domanigs Natur fremd. Bei aller sich nun entwickelnden Schneidigkeit und Burschenjeligkeit faßte Götz alsbald das Verbindungsleben tief und ernst auf.

Für die Verbindung bedeutete, wie schon der Annalenschreiber vermerkt, dieser Eintritt einen großen Gewinn. Domanig war aus vermögendem Hause, hatte ein strammes Auftreten, war stets voll Geist und Humor, erschien als erster auf der Kneipe, bei den gemütlichen wie bei den wissenschaftlichen Abenden und stellte stets noch auf der Exkneipe seinen Mann. Der Neufuchs machte schnell Karriere, bekleidete das Amt eines Bibliothekars und Bierzeitungsschreibers, wobei er oft den Löwenteil selbst verfassen mußte, und erregte durch seine schwungvollen, draufgeherischen Reden Aufsehen. Noch als Fuchs trug er wesentlich zur Anschaffung des ersten Banners, einer Standarte, bei und schrieb das zweite Bundeslied, welches das Ehrenmitglied Johann Handl komponierte. Im Wintersemester 1871/72 ward Götz *Senior*. Nun ging erst recht sein Sinnen und Trachten dahin, die junge Verbindung nach innen und außen zu heben. Er gewann hervorragende Männer als Ehrenmitglieder für „Austria“, so die Politiker Dr. Julius Freiherr von Riccabona und Landeshauptmann Freiherr von Rapp, die Kunstmaler Franz Plattner und Michael Stolz, den Anno Neun-Offizier Oberlandesgerichtsrat Ant. v. Pöcher, den Historiker Albert Jäger, und wußte mit ihrer tätigen Mitwirkung ein reges schöngeistiges und wissenschaftliches Leben zu entfalten, die prinzipielle Ausbildung der Mitglieder zu erhöhen und den Anschluß der Innung an das katholische Tyrol zu befestigen. Selbstredend zog Domanig nicht zuletzt für sich selbst den größten Nutzen aus dem Verkehre mit diesen gereiften Männern. Sein Streben galt freilich nur der Korporation. Zeit, Kraft, Geld opferte er ihr. Und noch in seinen letzten Lebenstagen dachte Domanig mit Freuden an seine

„Austria“, die seinen Werdegang mitbestimmt und ihm viele Freunde fürs Leben geschenkt hatte.

So rauschten drei Semester dahin, ohne daß den flotten Burschen die Hochschule ernstlich beschäftigt hatte. Auf die Dauer konnte das geniale Leben nicht weitergehen. Da wanderte Domanig am 25. März 1872 an die neue Universität nach Straßburg i. E. und gab sich ernstlichen Studien hin. Doch auch hier behagten ihm bald Kollegien über Literatur, Kunst und Philosophie mehr als die juridischen Pflichtvorlesungen. Zu einem geregelten Studium kam es nicht. Aber eines wurde er sich so eigentlich zum erstenmal, beim Besuch der Schlachtfelder von 1870/71, hier an der deutschen Grenze bewußt: seiner Nation. Der deutsch-nationale Dichter wurde in Straßburg. Nur ein paar Belege in der ersten Form:

Fremder Wein.

Fremd in rheinischen Landen,
Mit Fremden kehrt' ich ein:
„Nun Gnade dir, Herr Goldwein!
Hajo, wir binden an!“

Wir stießen an. Dem Wirte
Ward um den Vorrat bang,
Als Pfropf' um Pfropf' zur Dede
Im Kraftversuche sprang.

Wir stießen an. Doch Klang es
So kalt und trüb zumal,
Wie guten Schwertes Klirren
Auf dem geborstnen Stahl:

„Wir in den Bergen haben
Nicht solchen Glanz im Wein;
Nicht raschen Sieg verheißend
Ist seiner Rührung Schein.

Doch probt ihr seine Kräfte,
Was Segen der euch sprüht,
Daß frühlingsfrisch die Liebe
Und hell der Sang erblüht.

Und jener wuchs auf Felsen,
Den häßschelte der Rhein!“ . . .
Ich wähn', die Zecher trugen
Die Schuld und nicht der Wein.

Elisäffisch.

Das ist ein Blütenregen
Im Mai am deutschen Strom,
Ein Fingerzeig zum Danke
Scheint dir der deutsche Dom.
Mit mir desselben Weges
Zog flink ein Mädchenpaar,
Zum Lenzestimmen die Wangen,
Zum Gruß die Augen klar.
Ich schwentt' den Hut und wünschte:
„Guten Abend, Jungferlein!“
— Oho! Die schauen seitwärts
Und mißvergnüglih drein!
Doch bessert' ich mich schleunig:
„Mademoiselles, bon jour!“
Da scholl ein helles Lachen
Antwortend mir retour?
Nun schämt' ich mich des Grußes
Und hab' mir schier gegrämt,
Daß deutsch man hieß die Lande,
Dieweil die Leute fremd.

Auf dem Umweg über Metz, Nancy, Brüssel, Antwerpen und Maastricht, endlich über Aachen, Köln und Mainz ging es von Strassburg wieder nach Innsbruck. Die Werke der niederländischen Schule hinterließen in dem jungen Kunsthistoriker bleibende Eindrücke.

Herbst 1872 übernahm Götz wiederum das Seniorat der „Austria“, das im Sommer Ab. Bruder innegehabt hatte. Die Mutter drängte auf Vollendung der Studien. Ein großer Bankkrach hatte das Familienvermögen stark mitgenommen. Aber noch im Sommersemester 1873 kümmerte sich der „Austriker“ um das zehnte Stiftungsfest mehr als um seine erste juridische Staatsprüfung. Zu ersterem schrieb er „Eine ‚katholische‘ Burschenschaft“. Im ersten Teil der Broschüre, die nun in 3. Auflage erscheinen soll, führt das begeisterte Kartellmitglied seine Ideen über die konfessionelle Burschenschaft in der Form eines Zwiegespräches mit einem Korpsphilister aus, bringt die Rede auf das Duell und weist auf die Bestrebungen der katholischen deutschen Studentenverbindungen hin, die mit

den Idealen der ursprünglichen Burschenschaft wohl vereinbar seien.

Im zweiten Teile der Broschüre finden wir „Scholarenlieder“, Auszüge aus den „Bierpillen“ der „Austria“ (an denen Lieber, Hunrath, Joh. Mayr, ein Bruder des Prof. Dr. Ambros Mayr, später Ebenhoch, Wilpert, Burtcher, Seeber, Naschberger, Kempf, Döring, Philipp Schumacher, Köllensperger, Hundegger, Ongania u. v. a. mitarbeiteten), mehrere von dem kongenialen Dr. Adolf Bruder vulgo Swed, einem besonderen Freunde Domanigs, der sich nachmals als Nationalökonom und Schriftleiter der ersten Auflage des Staatslexikons der Görresgesellschaft einen Namen gemacht hat. Von der Mehrzahl, welche Götz gestellt hatte, sind fünf ins „Wanderbüchlein“ übergegangen. Scheffel war für die meisten Beiträge vorbildlich. Auch Domanigs Gedichte klingen auf das Lob von Wein, Weib und Gesang, auf Burschenherrlichkeit und Ausrasterstolz aus. Was die bedeutenderen kennzeichnet, liegt in dem ernst-idealen Grundton, dem klar, fast nüchtern ausgeprägten Gedanken, der altdeutschen Spruch- und Liedform und dem plaudernden Erzählerton.

Bundeslied.

- Chor a. Wers mit der Freiheit¹⁾ mannhast hält,
Er sags und sei mir beigelegt.
- Chor b. Austria! Stoßt an! Stoßt an!
Solls der heiligen Freiheit sein,
Burschen hie! Wir stehen ein
Mann für Mann!
- a. So sei mir das leuchtende Banner entrollt
Und walle kühn durch die Lande!
Hoch an! In der Wahrheit Firnengold
Zerschmolzen die Sklavenbände!
- b. Fest genietet sei der Bund:
Goldne Wahrheit, reine Sitte,
Rotes Blut in rechter Mitte —
Herz und Mund!

1) Der Wahlspruch „Austrias“: „In veritate libertas!“
Die Farben: Weiß-Rot-Gold.

- a. Und ruft es einst von Thal zu Thal:
Der Feind! So tretet in Reihe!
Das Herz in Hand, zu Hand den Stahl,
Hier gibt ihm die Ehrenweihe.
- b. Wehrgehäng mein Burschenband!
Der die Freiheit uns gebracht,
Stellt die Hut und hält die Wacht,
Waterland!
- a. Berglomm des Burschen Herrlichkeit,
Eins halt mit Mannestreue:
Was dich beseelt in schönster Zeit
Halt fest und keinen Scheue!
- b. Ja, wir haltens fern und nah,
Ob das Leben grämlich grollt,
Stets im Auge Weiß-Rot-Gold,
Austria!

B u r s c h e n w o r t.

Sags Einer wie er denke,
Mir ins Gesicht,
Das Munkeln und die Ränke
Vertrag ich nicht.
Freund ziert und Feind, allbeide,
Ein grader Mund;
Leg bloß, denn mit der Scheide
Klopft man den Hund!

Sit philisterium leve!

Noahs Rebe reifte,
Eh' der Becher klang:
Meine Lieder leben,
Trotz die Saite sprang.
Daß der Stahl gerostet,
Schwächte nicht den Arm:
Laß das Schicksal trennen,
Herzen bleiben warm!

L i b e r a l i t ä t.

Bist Einer du vor Allen
Herzinnig zugetan,
Drum sieh mir nicht die Andern
Trübsüßig an!
In aller Herren Garten
Erproß der Rose Zier,
Daß Keinem keine dufte
Und eine dir.

Fremde Mädchen.

Ich gab ihr nicht ein Angebinde
Noch sprach ich ein verpflichtend Wort
Und bei dem ersten guten Winde
Trug der verhasste Kiel mich fort.
Doch wie ich schwer an mich gehalten,
Löst leicht sich der geheime Schwur:
Im Angedenken sie zu halten
— O überall Dich seh' ich nur.

Apolo gie.

Wenn ich zuweilen in Museen
Alt' und neue Ding besehen,
— Wunderdinge von Menschenhand —
Und stundenlang darüber stand,
Dann sagte Einer: „Ei Pok, die Kenntnis!
— Nein, wahrhaftig, gewiß, Sie zeigen Verständnis!“

Und gleichermaßen vor tausend Jahren
Ist dem griechischen Weisen widerfahren,
Daß man ihn aller Orten pries,
Weil er sein Vesperbröckchen ließ,
Um einen Phidias zu schauen.

Nun ich aber einer schönen Frauen
Andächtig ins Gesicht gesehn,
Gleich ist's um meinen Ruf geschehn,
Ein Lärm entstand, ein Gerede war:
„Ach seht doch, ist der Mensch vernarrt,
Hat noch keine Stellung und kein Brot,
— Dem tut schon ja ein Mädel not!“
Das hab ich nun nicht schwer genommen,
Ich ließ es gehen, wie's gekommen.
Nur Einem, den ich für klüger hielt,
Hab ich beiläufig mitgespielt:
Mit Verlaub, frug ich, lieber Herr,
Wo kommt nur alle Schönheit her?

„Die Frage!“ sagt er. „Vom Herrn der Natur,
Die Künstler alle kopieren nur.“
Ich drauf: das ist mir schon ganz recht,
Zahl auch lieber dem Herrn als dem Knecht
Und besehe, hab ich nur die Wahl,
Stets vor Kopien das Original.
Drum auch aus meines Mädchens Wesens
Hab ich mehr Geist herausgelesen,

Mehr Tugendhoheit ward mir kund
An ihrem Aug, aus ihrem Mund,
Als in hundert gemalten Bildern
Der frömmste Meister mochte schilbern.

„Wie aber“ versetzte mein Widerpart
„Liebe hat ihre eigne Art:
Sie will besitzen und vereinen.“
Das, sprach ich, läßt sich kaum verneinen.
Wer aber sagt, daß das nicht gelte,
Wozu ihm just der Schilling fehlte? —
Und ist mir dein Gemälde lieb
Und häng ich mit Bewundrung dran:
Schiltst du mich darum einen Dieb?
— 's kömmt alles auf Meinung und Absicht an!

Was scholt der Haufe mich und höhnte
Daß ich die Jungfrau nicht nehmen könnte,
An die sich hing mein Herz im Stillen
Meßt nicht nach eurem meinen Willen
Und laßt das Gerede! — 's ist nicht vonnöten,
Daß alle dasselb Gebetlein beten;
Ein Seelenpiegel: ihr Augenpaar
Macht mir den Herren offenbar.

Die Gedichte sollen als Probe des Könnens dienen und sind deshalb (auch zum Vergleich mit dem jetzigen) im ursprünglichen Wortlaut abgedruckt. Sie sollen aber auch ein Bild von Domanigs Denken und Fühlen jener Zeit wiedergeben.

Im Anhang der „Kathol. Burschenschaft“ bringt Domanig die von ihm entworfene, von dem künstlerisch vielseitig begabten, nachmaligen Schuldirektor Joh. Mayr formulierte Constitutio de doctoratu cerevisiae, in der Humor und Ernst glücklich gepaart sind. Domanig (am 26. März 1873) und Bruder haben nach allen Regeln der Vorschrift sich als die einzigen dieses bierehrliche Doktorhütlein geholt, welches seither nur mehr als höchste Auszeichnung im Verbindungsleben in der alten Formalität ehrenhalber verliehen wird. Mehrere studentische Körperschaften haben diese Einrichtung des Bierdoktors von der „Austria“ übernommen oder nachgeahmt.

Die Ausführung des sinnigen Doktordiploms stammt von Prof. Mich. Stolz und ist in Domanigs Original dem Austriahause zu Innsbruck erhalten geblieben.

Es muß eine köstliche Zeit gewesen sein, als Götz und Swed die Verbindung leiteten. Ja, selbst ihre erste Philisterzeit scheint noch im Zeichen der Burschenherrlichkeit gestanden zu sein. Der kgl. Archivrat Dr. J. Weiß in München sagt einmal von ihnen: „Sie hatten alle so etwas ganz Besonderes, Ewig-Jugendliches, Burschikoses, nichts Steifes, Lehrhaftes; unter dem warmen Hauch ihrer biedereren fröhlichen Innerlichkeit ging dem schüchternsten Kartellfuchselein das Herz zutraulich auf und dem keddsten wandte sich der leichte Sinn in bescheidener Unterordnung. Die Verbindung war ihnen zur Poesie geworden, ob sie nun in burschikosem Hochgefühl den Schläger zum Austriersalamander schwangen oder bei Schimpf und Ernst die Doctores cerevisiae erkoren oder ihre eigenen Lieder zum Preise der Burschenherrlichkeit dichteten . . .“

In Studien.

„Es war in Rom, wo mir früh genug die klare Erkenntnis meines Berufes wurde: als Dichter für mein Volk zu wirken. Erst machte sich das unbewußt, wie von selber.“
(R. Domanig, Liter. Selbstporträt.)

Was sollte aus dem begeisterten Burschen werden? Das frug er endlich sich selbst, als er sich und seinen Dilettantismus satt hatte. Auf den Rat eines von ihm sehr verehrten Priesters trat er am 18. Oktober 1873 ins Germanikum zu Rom ein, freilich nicht, wie es anfangs schien, um Theologe zu werden, sondern um mit außerordentlicher Erlaubnis des Rektors (und nachmaligen Kardinals) A. Steinhuber S. J. an der Gregoriana sein Philo-

sophiestudium zu beenden. Erst nach einem halben Jahre fand sich der Stürmer und Dränger in der Still-Einsamkeit des Kollegs zurecht. Seinen Freunden schickte er am 18. Oktober 1873 zum Gruß das nachstehende Gedicht mit seinem Bilde als Konviktor:

Einsicht.

So hat sich tückischer Übermut
An seinem Herrn gerochen!
Mir ist erstarrt das heiße Blut
Und meine Faust gebrochen!

Vom Rosse fiel ich jäh herab,
Wo eh' ich hoch gesessen —
O weh, ich nahm den Mut und hab'
Die Demut gar vergessen.

Der zweijährige r ö m i s c h e A u f e n t h a l t sollte für Domanigs Entwicklung von größter Tragweite sein, ähnlich wie so vielen anderen Dichtern ab Goethe und Grillparzer, Hebbel, Henze und Adolf Pichler, nämlich ein Lebensereignis, eine Offenbarung: wie Flaubert auf seiner Orientreise nilaufwärts durch den Reiz des Gegensatzes unvermutet aller Eigenheiten seines Geburtslandes, der nachmals in Madame Bovary geschilderten Normandie, bewußt wurde, so gelangte Domanig auf italienischem Boden zu geläuterter Wertschätzung deutscher Art und erhöhter Liebe seiner Heimat. Er entdeckte seinen Beruf. „Konnte er nicht ein vates im priesterlichen Sinne werden, so wollte er es seinem Volke als Dichter sein, während er zugleich als Gelehrter der Kunst, zumal ihrer Geschichte, dienen würde.“¹⁾ Er entwarf sich ein völliges

1) So Elisabeth Margareta S a m a n n in ihrer vortrefflichen Studie über Karl Domanig (Alber, Ravensburg 1909), auf die hier aufmerksam gemacht sei, weil die hollsteinische Konvertitin mit seltener Hingabe und tiefem Verständnis für das künstlerische Schaffen des Tyroler Dichters hier wie in ihren beiden Literaturgeschichten und in mehreren Zeitschriften wie wohl niemand anderer seit dem nur allzu früh verstorbenen (1899) Prof. Dr. Ambros Mayr für unseren Poeten eingetreten ist und

Programm, dem er bis zum Tode treu blieb. Die poetische Schaffenskraft regte sich übergewaltig. Während er vordem fast nur für die Bierzeitung schrieb und selten eigenen inneren Empfindungen nachging oder gar sie den Versen anvertraute, warf er hier im eigentlichen Sinne des Wortes seine Gedichte hin. So wie sie dastanden, waren sie fertig (vergl. „Wanderbüchlein“ S. 11—17, 19—24; „Tyroler Hausgärtlein“ S. 288). Aber hier konnte und durfte er sich der Poesie nicht voll ergeben.

Das einzige größere Gedicht, der Einakter aus dem Jahre 1809 (Braut des Vaterlandes), entstand im Spätsommer 1874 zu San Pastore. Im selben Jahre schrieb Domanig „Vom Segen Gottes“ (Tyroler Hausgärtlein) nieder, als er in einer rhetorischen Übungsstunde des Collegium Germanicum zum ersten Male sprechen sollte. „Die Aufgabe war“, so erzählt uns Domanig, „eine Unterweisung für das Volk. Ich entschied mich für eine Geschichte, die mir meine Mutter von ihrem Vater erzählt hatte, und trug sie ganz so vor, als ob ich unter meinen lieben Tyroler Bauern säße; denn der Gedanke an die Heimat, das Tyroler Heimweh, hat mich gerade in Rom völlig nie verlassen. Ich redete ohne literarische Ambition und war darum höchlich erstaunt über den Beifall, den man mir in der darauffolgenden Diskussion zollte. Es war eigentlich mein erster literarischer Erfolg. Und der ermutigte mich denn, ein zweites Mal, als die Reihe wieder an mich kam, genau in demselben Tone fortzufahren und das Glückselig's Neujahr vorzutragen. So bin ich, ohne es im geringsten beabsichtigt zu haben, zur Volksschriftstellerei gekommen.“ Auf den Stil nahm die Lektüre Homers und Manzoni's, die mittelalterlichen Meister und Volksbücher und neuere Schriftsteller wie Jeremias Gotthelf, Hebel, Alban Stolz

trotz ihrer Kränklichkeit immer wieder eintritt. Die Monographie hat eine achtenswerte Besprechung von M. Herbert in der „Allgem. Rundschau“ (München) vom 18. Sept. 1909 erfahren.

und Hansjakob Einfluß. Zugleich studierte Domanig die Geschichte der bildenden Künste und die antike Plastik bei häufigem Besuch der Kirchen und Museen. Die rein antike und romanische und die herbe deutsche Stilart hatte es ihm angetan. Die Renaissance empfand er dagegen als eine allem Nationalen hohnsprechenden Kunstmischung.

Den größten Vorteil zog Domanig als Mensch aus dem römischen Aufenthalt. Er gewöhnte sich an strenge Lebensführung, Selbstzucht und Arbeitsamkeit, lernte geregelt denken, den Dingen auf den Grund zu sehen und gewann einen erweiterten Horizont. So kehrte er als ein Reifer, als Doktor der Philosophie, im Jahre 1875 nach Innsbruck zurück, ohne einen Schaden für sein Gemüt und seinen offenen Charakter erlitten zu haben.

Still und zurückgezogen lebte der Neodoktor in Innsbruck. Auf äußeres Drängen, sein Brot sich nun selbst zu verdienen, strebte er, da ihm die Hochschule nach den niederdrückenden Erfahrungen eines Dr. Jos. Hirn und Dr. Adolf Bruder verschlossen schien, eine Mittelschullehrstelle an und betrieb die für die Prüfungen notwendigen Studien. Auf Anraten seines Duzfreundes, des Dichters und Universitätsprofessors Dr. J. B. v. Zingerle betrieb er Parzivalstudien, die ihn nun auf Jahre im Banne hielten. Die Begeisterung für die Meister des Mittelalters war erwacht.

1878 erschien das erste Heft der Parzivalstudien mit dem Untertitel „Über das Verhältnis von Wolframs *Titurel* und *Parzival*“, in welchem der Verfasser zur Anschauung gelangt, daß Wolfram von Eschenbach die beiden *Titurelstücke* während der *Parzival*-Dichtung verfaßte. Der Aufsatz erschien überarbeitet in der Wiener „Kultur“ September 1911. 1880 folgte das zweite Bändchen „Der Gral des *Parzival*“, das ebenfalls als eine knappere und für gebildete Laien berechnete Wiederholung im Januarheft 1906 der genannten Vierteljahrschrift erschien. Ihr schließt sich ein wichtiger Nachtrag im Aprilheft d. J. an. Der Schluß der Arbeit lautet: „Der Gral das Symbol der Erlösung; Munsalvaesche die Frucht der Erlösung, aber nicht bloß in seelischer, sondern durch besondere Gottesgnade auch in leiblicher Hinsicht, mithin

in Wahrheit das wiedererstandene, neutestamentliche Paradies.“ Diese Auffassung fand u. a. die Zustimmung Burdachs. Später hatte der Gelehrte sich auch mit den häuslichen Verhältnissen des Epikers befaßt. In dem Exkurs „*Wolfram von Eschenbach und seine Gattin*“ (1882) suchte er dessen Eheglück festzustellen und die Wahrscheinlichkeit zu erhärten, daß Eschenbach sein Lebenswerk der eigenen Frau gewidmet habe. Endlich veröffentlichte Domanig i. J. 1889 „*Der ‚Kloßenäre‘ Walther von der Vogelweide*“, worin er beweisen will, daß der Minnesänger aus der Umgebung des südtyrolischen Städtchens Klausen stamme und auf dem naheliegenden Vogelweide-Hof als Klausner gelebt habe, eine Anschauung, die vielfach, zuletzt durch G. Wustmann (*W. v. d. Vogelweide*, Straßburg, Trübner 1913), vertreten ist. Was alle diese von einzelnen Fachleuten scharf kritisierten, meist unverwertet gebliebenen Untersuchungen vor anderen jener Zeit auszeichnet, ist die tiefreligiöse und künstlerische Erfassung der mittelalterlichen Dichtungen. Die Parzivalstudien behalten dauernden Wert.

Natürlich blieben diese Arbeiten nicht ohne Einfluß auf den Dichter. Walther und Wolfram boten ihm zu seiner Denk- und Gemütsart neue Nahrung, die sich bald in einem zeitgemäßen vollstümlichen Unternehmen äußerte. Hatte er wiederholt die besten Angebote der Redaktion des konservativen Hauptblattes „*Neue Tiroler Stimmen*“ und der aufstrebenden katholischen Familienzeitschrift „*Deutscher Hauschat*“ mit den Worten abgelehnt: „*Lieber Holzhafter als Journalist!*“, so unterstützte er doch bereitwillig mit kleinen Beiträgen seinen Freund Dr. phil. et can. Georg Jehly, den Chefredakteur der genannten Zeitung, regte die Gründung der Wochenausgabe „*Andreas Hofer*“ an und übernahm mit Freude und Befriedigung die Herausgabe des „*Tyroler Kalenders*“, der wohl in Erinnerung an den Tyroler Nationalkalender des Vormärzes von Karl Pustet (Rauch) 1878 gegründet wurde. „*Ich sagte mir: Der Kalender ist doch das einzige Buch, das in jedem Tyroler Hause gekauft und während eines ganzen Jahres gelesen wird; und dieses einzige und beste Mittel, um auf das Volk zu wirken, ist bei uns so völlig vernachlässigt; denn Kalender schreiben war damals bei uns zulande so ziemlich das gemeinste Handwerk. Ich*

bin also Kalenderschreiber geworden und habe es dahin gebracht, daß schon am zweiten Jahrgang des Tyroler Kalenders hochangesehene Gelehrte, darunter auch andersonkende und führende Politiker mir ihre Beihilfe liehen, ja sogar ihre Aufsätze größtenteils mit Namen zeichneten. Der dritte Jahrgang brachte es, was für eine auf Deutsch-tyrol beschränkte Druckschrift damals sehr viel war, auf eine Auflage von 20 000 Exemplaren.“ Nach Abgang Domanigs 1880 redigierte Dr. Theodor Rathrein (jetzt Landeshauptmann von Tyrol) den Kalender, der aber nun bald einging. Mit großem Fleiße hatte unser Volkspoet an dem vorbildlich gewordenen Unternehmen gearbeitet. Die Kalender-Rubriken schmückte er mit Original-Bignetten von Edm. v. Wörndle und selbstgewählten Sprüchen aus dem 16. und 17. Jahrhundert und aus den Werken Goethes, stellte selbst Gedichte, Anekdoten, Erzählungen und Abhandlungen bei, brachte Bemerkungen zur Landeskunde und zur heimischen Kunst und begann die Geschichte des freien Bauernstandes in Tyrol mit Hilfe des Historikers Dr. Albert Jäger zusammenzustellen; erst mehr als dreißig Jahre später hat Dr. Deutschmann das interessante Thema wieder aufgegriffen. Vor allem hat sich Domanig in seinen Kalendern als Ziel vorseht, den Geschma und den Sinn für das Schöne zu wecken.

Ein Jahr vor den Kalendern waren unter Mitwirkung Albert Jägers die Tyroler Karten nach den Zeichnungen Edm. v. Wörndle herausgegeben worden. Der Briefwechsel des Inntaler Kommandanten von 1809, J. J. Straub, hatte Domanig zu seinem ersten Drama „Der Kronenwirt von Hall“ angeregt. Weiters entstanden einige Volksgeschichten und Gedichte. Sonst wurde nichts ausgeführt, trotz vieler Pläne und Entwürfe.

Von öffentlicher Tätigkeit hielt sich der Neodoctor fern. Er verkehrte viel mit den Führern der konservativen Partei, von denen die meisten in guten Beziehungen zum Philisterium der Verbindung „Austria“

standen, wofern sie nicht schon wie Rathrein, Jos. Wader-
nell, v. Riccabona, Greuter († 1888), Verhauser († 1897),
Neuner († 1892) usw. Mitglieder bezw. Ehrenmitglieder
waren. Bei „Austria“ traf er auch den schon genannten
Historiker Albert Jäger († 1891), den Dichter des „Ewigen
Juden“ und Literaturhistoriker Josef Seeber, den Politiker
und Schriftsteller Alfred Ebenhoch¹⁾, den Juristen Hermann
Esser, den nachmaligen Theologieprofessor Dr. Simon Lebl
(am Seminar in Saint Francis, der Domanigs Werke
in Nordamerika stark verbreitet und dort mehrere Auf-
führungen der Historien angeregt hat), seinen späteren
Schwager Wirtschaftsdirektor Jos. Mehler († bei Bangkok
in Siam 1897), Burtcher (1908 † als Prälat), Rat-
schiller (1888 † als Finanzsekretär), Dr. Genelin (1903
† als Professor), Dr. Schmid (1909 † als Gutsverwal-
ter), Gschwari (1910 † als Professor), Dr. med. Gmeiner,
Direktor Dr. phil. Tollinger, Hofrat Dr. R. v. Ram-
pony, Hofrat R. v. Pöcker, Oberfinanzrat H. Alwanger,
geistl. Rat Kaplan Recheis, Architekt Hunrath usw. Die
engste Freundschaft verband ihn mit dem Nationalökonom
Dr. Adolf Bruder, mit welchem er auf den gemein-
samen allsommerlichen Fußtouren durch Tyrol und die
Schweiz gerne soziale Fragen besprach. Als Freunde der

1) Neben Domanig und Bruder zählt auch der 1912 als
Landtags- und Reichstagsabgeordneter, Landeshauptmann und
Minister a. D. verstorbene Geheimrat Dr. Alfred Eben-
hoch, vulgo Dr. Castor, zu den gefeiertsten „Austriern“. Eben-
hoch war gleichfalls literarisch tätig und gab neben mehreren
sozialpolitischen und patriotischen Dramen die Broschüre „Elf
Jahrhunderte deutsches Studententum“ 1886 im Selbstverlag
mit einem poetischen Anhang an die „Austria“ aus der Herzego-
wina (1878) heraus. Eine Auswahl seiner Dichtungen erschien
in der „Academia“ XXV 51 v. 15. VI. 1912. Domanig und
seinen Bierenkel Ebenhoch verband eine innige Lebensfreund-
schaft. — Eine Geschichte der Verbindung und eine
Übersicht der literarischen Tätigkeit ihrer Mitglieder wird gegen-
wärtig unter der Leitung des Innsbrucker Univ.-Professors
Dr. Phil. Jgn. Dengel für die Feier des fünfzigjährigen Bestandes
der „Austria“ (Pfingsten 1914) vorbereitet.

Natur, des Volkes und der Kunst, als Historiker und Poeten durchwanderten sie das Land, wie man aus Domanigs „Reisenotizen aus dem oberen Bintschgau und Oberinntal“ und der letzten der „Kleinen Erzählungen“, „Sich selbst im Wege stehen“ herauslesen kann. Im Jahresbericht (1896 S. 24 f.) der Görresgesellschaft gedachte Dr. Domanig seines allzu früh verstorbenen, treugefinnten Freundes, dem er die Erstauflage seiner „Kleinen Erzählungen“ gewidmet hatte.

Des Dichters Umgang mit den heimischen Künstlern wie von Stadl, Mader, Trenkwalder, Edm. von Wörndle (den er zur Herstellung der Parzivalbilder veranlaßte) und vor allem mit dem Cornelius-Schüler Franz Plattner († 1890), in dessen Werken Gedankenreichtum und tiefe Empfindung sich mit Schönheit der Zeichnung vereinigen, brachte ihm mancherlei Vorteile für seine eigene Darstellungsweise und Architektur. Er selber eignete sich die zyklische Komposition an und blieb zeitlebens der bessere Zeichner als Maler. Als solcher hat er sich wiederholt hervorgetan, so bei der Entstehung des Wappenschildes und Philisterdiploms „Austrias“ von Franz Plattner bezw. Philipp Schumacher, bei den Zeichnungen des „Abt von Fiecht“ u. s. w. Einzelne Malereien finden sich noch im Vaterhause zu Sterzing und im Heim zu Klosterneuburg. Auch als Poet — um es nun gleich vorweg zu nehmen — hat Domanig sozusagen keine Beziehung zur Farbe, zur Landschaftsmalerei, von der weder die antiken noch die deutschen Meister viel Gebrauch machen: Domanig ist ein Sinnender, ein Formender, ein Plastiker; er geht von der Erfahrung und dem Gedanken aus. Das hat er mit Führich, L. Richter, Steinle und eben auch mit einigen Tyroler Malern gemeinsam.

Mit Literaten bestand kein ähnlich großer und reger Verkehr. Genannt wurden schon sein Vetter Johann Georg Obriß, sein Lehrer J. B. v. Zingerle, sein Leibarzt Lieber, seine Bundesbrüder J. Seeber und M. Ebenhoch, weiters Joseph Wilpert und Ant. Freiherr von

Dw. Mit dem Führer der jungtyrolischen Bewegung, Adolf Pichler, kam Domanig persönlich nur zweimal, beidemale ganz zufällig auf der Eisenbahn zusammen. Das zweitemal entwickelte sich ein regeres Gespräch etwa in der Dauer von einer halben Stunde. Domanig übersandte später — schon in Wien — dem von ihm sehr respektierten Dichter und Naturforscher seine ersten Bücher. Pichler erwiderte die Sendungen mit einigen der seinen und besprach auch den „Abt von Fiecht“. Im übrigen aber zeigte der Altmeister wenig Interesse für das Schaffen dieses jüngeren, selbständigen Mannes, während er Hans und Joh. G. Obrist und andere, spätere unbedeutendere Poeten wiederholt in seinen literarhistorischen Veröffentlichungen erwähnte. Auch mit Dr. med. Karl Schönherr trat Domanig zeitweise in Verkehr und Bucheraustausch, den letzterer mit den schon genannten Freunden Lieber, Bruder, Seeber, Ebenhoch, Zingerle, A. Mayr, weiters mit Schulrat Prof. J. A. Henzl, Baronin Marie von Buol, Expositus Seb. Kieger unter den Tyroler Literaten aufrecht erhielt.

Wir sind in die neueste Zeit vorausgeeilt. Aus seinem zweiten Innsbrucker Aufenthalt sei noch Domanigs naher Stellung zu dem halberblindeten Statthalter von Oberösterreich und Salzburg, einem gebürtigen Tyroler, Dr. Alois Fischer, gedacht, der große Stücke auf den jungen Dichter und Kunstgelehrten hielt. Sie muß (nach Alex. v. Helferts Lebens- und Charakterbild, Innsbruck, Vereinsbuchhandlung 1885, S. 140 und 150) eine sehr vertraute, geradezu wie ein Verhältnis des Sohnes zum Vater gewesen sein. Der Umgang mit Fischer und anderen führenden Politikern Tyrols hat wohl bei der Übernahme des Kalenders und beim Entstehen verschiedener Beiträge (z. B. „Heimat und Heimatliebe“) mitgewirkt.

Von Innsbruck aus besuchte Dr. Domanig nicht selten seine Schönberger und Stanzer Verwandten, dann den Dekan Amann in Flauring im Oberinntal, den geistl. Rat Kirchner in Weerberg bei Schwaz, den Schloßbauern

in Rum usw. Ihnen verdankt er den Stoff zu mehreren Geschichten. Bei seinen Besuchen in Glaurling lernte er auch die Schützenwirstochter *Maria Maggeller*, vermählt mit dem Schnitzler Daun, eine Bäurin und patriotische Dichterin, kennen, auf die er wiederholt aufmerksam machte. Mehrere Sommer verbrachte Dr. Domanig (wie schon als Student) mit seinen Freunden am Achensee im Prälatenhaus bei Buchau. Seinen Schweizer Freunden Reichlin und Thüringer stattete er einen 14tägigen Besuch ab.

Die Erkrankung seines Schwagers Prof. Dr. *Joh. Lib. Wolf* rief ihn nach Triest. Am 21. September 1879 schied dieser Vorkämpfer der „*Austria*“ im 45. Lebensjahre aus dem Leben. Domanig besuchte hierauf die Kunststätten *Oberitaliens*. Ein Jahr hernach ermöglichte ihm ein Stipendium des österreichischen Unterrichtsministeriums die Fortsetzung der begonnenen Studien in Toskana, Umbrien und Rom. Vier Monate weilte er diesmal im Süden, wohin es ihn im späteren Leben noch öfters hinzog. Der Deutschtyroler lernte mehr und mehr auch die hochentwickelte welsche Nation achten. Aber nie ist Domanig von seinen vielen und weiten Reisen heimgekehrt, ohne sich seines Deutschthums, seiner Tyroler Berge und Landsleute aufs neue zu freuen.

In Amt und Würden und Sorgen.

Ein weiter Weg, den du zurückgelegt!
Dort auf dem ebenen Plane trittst du an,
Ein Teppich breitet sich die kurze Au;
Dann steigt der Weg und mäßiget den Schritt
Und steiler wird und steiniger der Pfad.
Dann pfadlos gehts bergan durch wildes
Geröll und üppiges Gestrüpp; je höher
Du kriegest, umso härtere Mühsal.
Und seufzend und erliegend schier der Schwüle
Bist du hier angelangt.

(R. Domanig an Dr. Theod. Rathrein.)

Über seine ersten vollstümlichen Werke verflüchtigte sich der Gedanke, Professor zu werden. Zum Schul

meister jeder Art war Domanig wohl überhaupt nicht geschaffen. Auch wollte er frei sein. In Innsbruck war aber nun seines Bleibens nicht länger. „Der dunkle Drang“, der bei ihm jederzeit das Beste traf, führte ihn (infolge J. v. Giovanellis Vermittlung eines Reise-Stipendiums) nach Wien, wohin ihm Dr. Adolf Bruder als Universitäts-Bibliotheks-Beamter vorausgezogen war. Hier wurde er bald Lehrer der Herzoge Albrecht und Ulrich von Württemberg und ihrer (indes verstorbenen) Schwester M. Amélie, also bei den Enkelkindern des Erzherzogs Albrecht, dessen Sieg der junge Student besungen hatte. Später kam Domanig nach Dr. Bruder ins Haus der Erzherzoge Karl Ludwig und Karl Salvator, zuletzt zur Erzherzogin Elisabeth. Im ganzen lehrte er durch volle 21 Jahre im kaiserlichen Hause Literatur- und Kunstgeschichte und unterrichtete neun Mitglieder desselben, so den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand, den Schwiegersohn des Kaisers Erzherzog Franz Salvator usw. Durch diese Beziehungen zum Hofe wurde er 1883 als Volontär, Februar 1884 als Praktikant und am 14. Dezember 1884 als Rustosadjunkt der 8. Rangklasse am kaiserlichen Münz- und Antikenkabinett aufgenommen. Dr. Domanig hatte endlich doch alles daran gesetzt — seinen Idealen zum Troß und wohl zum Nutzen seines eigenen Ich —, um als Beamter ins Joch eingeschirrt zu werden. Hatte er sich doch zu Weihnachten 1883 mit der Tochter des wohlhabenden Wiener Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Adolf Müller verlobt. Alle dichterischen Pläne mußten nun zunächst vor der ernststen Berufsarbeit zurückgestellt werden, wollte er bald ein eigenes Heim gründen und nicht in der Großstadt und „ihrem Lärm und jenen tausend Miasmen“ untergehen. Am 25. Februar 1884 trat der angehende Beamte mit seiner Braut (geb. am 31. Juli 1861) vor den Traualtar. Die Ehe gestaltete sich zu einem idealen Zusammenleben. In jener Zeit des Glückes schrieb der Dichter seinen „Abt von Nicht“:

Wie oft ich denken muß an Bridants Worte:
 „Auf Erden sei, wenn mans nun recht erwägt,
 Das beste Glück ein treugesinntes Weib!“
 Nicht von sich selbst gedeiht, noch in der Glut
 Der Leidenschaften reißt dies zarte Glück:
 Im Grunde gleichen Himmelsstrebens nur
 Und gleicher Erden Sorge schlägt es Wurzel
 Und seine Blüte zeitigt Selbstentäußerung;
 Denn Liebeglück ist Leben in dem Andern.

Domanig hat selbst erzählt, wie Frau Irmen-
 gard ihm zuliebe bald einer Tyrolerin zum Verwechseln
 ähnlich wurde und wie sie, die geborene Wienerin, ihm ein
 echtes Heim bereitete. Nach neun Jahren kauften sie sich
 in Klosterneuburg einen alten Herrensitz mit großem
 Garten an. Das vernachlässigte Haus ward innerlich zu
 einem traulichen Heim verwandelt.

1887 rückte der Adjunkt zum Rustos vor. Im Jahre
 1900 wurde er zum Leiter der Abteilung Mittelalter und
 Neuzeit der Münz- und Medaillensammlung bestimmt.
 1906 brachte die Ernennung zum wirklichen Regierungs-
 rat, 1910 endlich die zum Direktor am kunsthistorischen
 Hofmuseum. Domanig hat stets seinen Stolz darein gesetzt,
 „ein brauchbarer Beamter zu sein, seine administrativen Ob-
 liegenheiten pünktlich zu besorgen und auf wissenschaftlichem
 Gebiete nicht zurückzubleiben.“ In Gelehrtenkreisen zählte
 man ihn zu den ersten Numismatikern Österreichs. Im 5. Ab-
 schnitt dieser Arbeit findet man das Verzeichnis seiner zahl-
 reichen und teilweise sehr bedeutsamen Publikationen grund-
 legender Natur. Domanig war Konservator und Korrespon-
 dent der I. I. Zentral-Kommission für Denkmalpflege, kor-
 respondierendes Mitglied der Numismatischen Gesellschaft
 und der Österreichischen Gesellschaft für Münz- und Medaillen-
 funde in Wien, Ehrenmitglied der Société royale de
 Numismatique de Belgique (seit 1912), der Schweizerischen
 Numismatischen Gesellschaft (1912) und der Österr. Gesell-
 schaft für Münz- und Medaillenfunde in Wien (1913).
 Durch kaiserliche Auszeichnungen wurde Dr. Domanig als
 Lehrer und Beamter des Hofes Ritter des Franz Josephs-

Ordens und Offizier des toscanischen Zivilverdienstordens. Vom kunstsinigen Thronfolger wurde er gerne in Sachfragen und Unternehmungen zu Räte gezogen.

Im Auftrage des Oberstkämmereramtes unternahm der Kunsthistoriker und Numismatiker wiederholt größere Studienfahrten nach Deutschland und Italien und berichtete in den Schriften der k. k. Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale von den Ergebnissen. In den Jahren 1882 bis 1885 schrieb Dr. Domanig öfters Besprechungen von Erstaufführungen im Burgtheater, von neuen Kunstwerken und Büchern und brachte wieder in der Fremde vor allem dem tyrolischen Geistesleben großes Interesse entgegen. Hatte er in den Tyroler Kalendern mit Nachdruck auf die heimischen Meister der Malerei in kurzen Worten hinweisen können, so schrieb er nun im Verlaufe der Jahre ausführlich über Edmund von Wörndle, Franz Plattner, Philipp Schumacher, Defregger, Egger-Vienz, über kunsthistorische Tyroler Publikationen und stellte dem Maler L. H. Fischer zu seinen tyrolischen Landschaftsbildern den verbindenden Text (jetzt im „Tyroler Hausgärtlein“). Für das Staatslexikon der Görresgesellschaft steuerte er den Aufsatz über Kunstpflege, für das Wiener Tagblatt „Vaterland“ den über die Beuroner Kunstichtung bei. Im Auftrage der österreichischen Leogesellschaft gab er unter dem bezeichnenden Motto „Artem populo!“ klassische Andachtsbilder von den Italienern des 15. bis 17. Jahrhunderts, von Dürer, Füßlich, Steinle u. a. und das Opus S. Lucae mit eigenen großen Opfern heraus. Die Berichte an die Leogesellschaft stammen aus Domanigs Feder.

Dem schon in Innsbruck geschriebenen Artikel zur Ehrenrettung des Dichters und Professors Alois Flir und den Hinweisen auf M. Mahgeller folgten Biographien von Fürstbischof Gasser und Statthalter Fischer, Besprechungen der Werke von Lieber, Seeber, A. v. Helfert, Br. Norbert, R. Fischner, F. v. Scala, Seyl, Br. Willram, M. v. Buol, A. Menghin, der Aufruf zur Errichtung eines A.

Hoferdenkmales in Wien, ein Beitrag der Familiengeschichte Mitterwurzers, Nekrologe auf Wolf, Bruder, Naschberger, A. Mayr und J. M. Pernter, das literarische Selbstporträt und ein Aufsatz über den Katholizismus in der Literatur. Bei den Festkommissen zum 25. und 40. Stiftungsfest der „Austria“, zum österreichischen Katholikentag in Innsbruck 1910 und beim Weihnachtskommiss der „Welfia“ 1911 in Klosterneuburg hielt Domanig die offiziellen Programmreden über die Fremdenfrage in Tyrol, die Bedeutung der kathol. Verbindungen, Monismus und Heimatschutz und vom ersten Christbaum.

Die doppelten Berufsarbeiten erschwerten eine regere Anteilnahme für alles, was nicht den Beamten und Lehrern betraf. Vor allem traten die Dichtungen und Pläne in den ersten Jahren in den Hintergrund. Bis in das letzte Jahrzehnt seines Lebens blieben Domanig meist nur sechs Wochen Urlaub, dessen eine Hälfte er zur Erholung, dessen andere er für intensiveres dichterisches Schaffen ausbeutete. In irgend einem weltabgeschiedenen Dörflein Tyrols verbrachte er diese köstliche Zeit, seit ihm sein Reisebegleiter Dr. Bruder fehlte, in aller Einsamkeit und Ruhe im Frühjahr oder Herbst (im Hochsommer blieb er wegen seiner von den Schulen heimkehrenden Kinder und wegen des Fremdenverkehrs in Tyrol trotz aller Hitze zu Hause) zu Antholz, Afers, Belthurns, Missian, Ischerm, Barwies. Schweren Herzens zog er dann wieder in die Großstadt, ins Amt. Wie gerne hätte er gerade in den letzten Jahren noch ein paar Tage zugegeben! Wie gerne in Tyrol!

Unter solchen Verhältnissen erklärt sich die langsame Folge der einzelnen Dichtungen: 1885 bis 1897 der Tyroler Freiheitskampf, 1886 der Abt von Fiecht, 1888 Im Coupé, 1889 Der Gutskauf, 1879 bis 1893 sechs der Kleinen Erzählungen, 1897 Die Fremden, 1901 Grobianus und Der Idealist, 1894—1905 vier kleine Erzählungen, 1906 Wanderbüchlein, 1907 Die liebe Not, 1908 Hausgärtlein, 1909 Um Pulver und Blei, 1911 König Laurin. Von der Entstehung des Vorspiels zur drama-

tischen Trilogie bis zu der des Nachspiels sind mehr als zwanzig Jahre vergangen. Da begreift es sich, daß gerade dieses Lebenswerk als Ganzes wenig beachtet, daß es in der Fremde stille um den Dichter wurde, daß selbst die Heimat auch ihren Heldenjäger fast vergaß und Domanig vorübergehend in Nordamerika und Norwegen als Dichter bekannter schien als in Deutschland.

Der Verlust der Mutter (1900) und mehrere lieber Angehöriger, das Todesunglück des hoffnungsvollen zweiten Kindes (1895), Sorgen um die Familie, Mißliebigkeiten im Amte, berufliche Überanstrengungen und traurige Erfahrungen als Dichter mögen beigetragen haben, daß seine Gesundheit schon in den besten Jahren erschüttert war. Zu Neujahr 1903 trat sein schweres Herzleiden mit Lungenblutungen besorgniserregend auf. Nun mußte der Rastlose aussetzen und mit seiner Gemahlin nach dem Süden eilen, wo er erst nach eineinhalb Jahren einigermaßen seine Gesundheit wieder erhielt. In jener Zeit, wo der Tod ihm durch Monate nahestand, hat Domanig auch sein literarisches Testament gemacht, seine Schriften gesichtet und seine Pläne konzentriert. Die Epen „Marco“ und „Hochwild“ und die Erzählung „Meine alte Tante“ sind in dieser Zeit der Konvaleszenz in Lussin und Bozen entstanden. Auch das „Wanderbüchlein“ wurde zusammengestellt und das Schauspiel „Die liebe Not“ zum erstenmal niedergeschrieben. Domanig erachtete diese Heimsuchung gerade für den Poeten als ein Glück. Trotz ihrer Gefährlichkeit gesundete er wieder soweit, daß er alle Befürchtungen aufgeben konnte, sogar 1906 an dem Tyroler Pilgerzug nach Jerusalem teilnahm, worauf er ein Erinnerungsbüchlein schrieb, wiederholt noch Dienstreisen nach Deutschland unternahm und in der Schweiz die 40jährige Freundschaft mit seinen Konfuziusen Thüringer und Reichlin feierte.

Sonst lebte Dr. Domanig in den letzten Jahren äußerst zurückgezogen und beteiligte sich außerhalb des Berufslebens nur an Fachvereinigungen und an der österreichischen Geogeseellschaft, deren Gelehrten, Künstlern und

Dichtern er zum Teil auch persönlich näher getreten war; so dem Maler des „Leben Jesu“ und „Leben Mariä“ Philipp Schumacher, dem praktischen Arzte Dr. Karl Knosch, Exzellenz Alfred Ebenhoch, Hofrat Lammach, Universitätsprofessor J. M. Berner, Hofrat Schindler, Exzellenz Alexander Freiherr von Helfert, Prälat (jetzt Erzbischof) Pissl, den Kunstmalern Professor A. Egger-Vienz und A. Delug, dem Kirchenmusikdirektor Vinz. Goller, den Dichtern Hlatky, Kralik, Eichert, Trabert, den Jesuiten Abel, Limbourg und Harrasser, dem Ingenieur Pettritsch, den Romerzienräten Zacherl und Wild und den vielen Tyrolern und Kartellbrüdern, die sich in Wien und Klosterneuburg aufhielten. Den ernst-frohen Studentenvater ernannten die Wiener Verbindungen „Norica“ und „Nordgau“ zum Ehrenphilister. An der Gründung der literarischen Sektion der Leugesellschaft (1893), des Verbandes katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs und des Gralbundes (1906) war Domanig beteiligt. —

Trotz der eigenen und anderer Bemühungen, die Dramen auf die Berufsbühne zu bringen, hatte unser Dichter erst in einigen Fällen sein Ziel erreicht. Seine übrigen Dichtungen und Schriften haben im Buchhandel bis sechs Auflagen erreicht. Da fragt jeder unwillkürlich nach den Gründen dieser kleinen Erfolge und begnügt sich nicht mit dem Hinweis auf die Gleichgültigkeit, welche die deutschen Katholiken ihren literarischen Besitztümern gegenüber lange erwiesen und die tyrolischen Gebildeten an den Tag legen. Domanig lebte, wie schon gesagt, in Amt und Würden, fern von Tyrol, zurückgezogen in einem österreichischen Landstädtchen, mehr und mehr unbekümmert um das allgemeine Literaturleben, ohne Fühlung mit den tonangebenden Schriftstellern und ohne Beziehung zur Presse, zum Theater und zu den Kritikern, selbst nicht zu denen, welche ihm gesinnungsverwandt und befreundet waren. Sein Charakter war viel zu vornehm, um sich irgendwo aufzudrängen. Die meisten seiner vielen Bekannten und Freunde bekümmerten sich vielmehr um die Per-

son als um die Werke des Dichters, weil auch dieser selbst mit keinem Worte auf sie hinwies und selbst denen sich schwer offenbarte, die in sein Schaffen einzudringen suchten. Domanig gehörte endlich in den letzten Jahren einer kleinen vielbefehdeten Literatengesellschaft an, stellte sich mit ihr in bewußten Gegensatz zu den herrschenden Kunst- und Weltanschauungen, bekämpfte offen deren Schattenseiten, redete der schlichten, religiös gesinnten Volkskunst das Wort und versprach ihr Zukunft und Bestand. Seine eigenen Schriften aber haben nichts Gleichendes, Berauschendes, Aufpeitschendes, farg fällt der Witz, nur leise klingt der Humor durch. So erscheint diese Kunst dem Weltmann des Reizes bar und selbst der oberflächliche Gesinnungsgenosse will sie angesichts so mancher einseitigen Kritik nicht recht einschätzen. In der Wahl seiner anfänglichen Verleger war der Autor auch nicht glücklich. Der erste stand interesselos den Büchern gegenüber, ein zweiter fallierte. Aus prinzipiellen Gründen beharrte Domanig noch bei katholischen Firmen.

Unterschätzungen von jahrzehntelanger Dauer waren wohl nicht geeignet, den Künstler in seiner Schaffenskraft und -freude zu stärken. Die Erkenntnis, daß ihn eine gewisse Theater- und Presseclique ob seiner Anschauungen bonfottieren durfte, hat Domanig arg enttäuscht und ihm die stärkende Zuversicht benommen, noch einen Teil der Früchte seiner Lebensarbeit zu ernten oder die ausgestreute Saat wenigstens in seinem Volke wirken zu sehen. Daß diese Erkenntnis für die dichterische Tätigkeit und die Gemütsanlage des Tyroler Dichters (in psychischer und physischer Hinsicht) zum großen Nachteil wurde, werden jene verstehen, welche den festen Glauben Domanigs an seine literarische Volksmission und die Energie seines Wollens und Wirkens wahrnehmen konnten. Nicht so mit Unrecht ist deshalb anläßlich seines Todes geschrieben worden, daß neben der aufreibenden Berufstätigkeit und einzelnen Verdrießlichkeiten die niederdrückendsten Erfahrungen des Schriftstellers, vorab des Bühnendichters, seinen

Gesundheitsstand früh beeinträchtigt haben. Aber selbst die herbsten Schläge (und als solche empfand Domanig zulezt unberechtigte Angriffe von Glaubensgenossen auf seine Dichtungen) konnten ihm nicht das Bewußtsein rauben, daß seine Zeit schon noch kommen werde, daß er nicht zum alten Eisen gehöre, sondern vorwiegend für kommende Geschlechter seine Werke geschaffen habe. Das brachte ihm jenen Ausspruch Grillparzers in Erinnerung, daß man, um unter solchen Verhältnissen nicht den Mut zu verlieren, wahrlich ein Held sein müsse. Man wird Domanig wohl viel mehr Milderungsumstände dafür zubilligen müssen, daß er sich auch resigniert zurückgezogen und nach einem überaus betrübenden Erlebnis in einem Briefe geschrieben hat: „Wie Gott will! Es wird so am besten sein für mich und andere“, daß er sich um das moderne Literaturleben mit wenigen charakteristischen Ausnahmen (z. B. Handel-Mazzetti) nicht mehr kümmerte, kühl auf jene Poeten herabschaute, die nicht mehr sind als ihre Bücher, und fast in jedem Zeitungskritiker einen Feind oder Bielschreiber witterte, der nach einer halben Stunde jedes Buch beurteilen zu können glaubt oder glücklich eine andere Rezension oder den Waschlappen abschreiben kann.

Familie und Persönlichkeit.

Doch, wer den Mann an seinem Wirken mißt
Nach außen, hat ihn halb noch kaum ermessen.
(A. Domanig, Der Abt von Fiecht.)

Es gab einmal eine Zeit, in der Karl Domanig die dichterische Freiheit sich selbst mit großen Opfern erkaufen wollte, in der sein Künstlerdrang sich übergewaltig regte und er die Bühnen erringen zu müssen glaubte. Über die Arbeiten und Opfer und den vermeintlichen persönlichen Mißerfolg seiner christlichen Volkskunst war sein Haar weiß geworden. Er lebte nur mehr seinen Berufsaufgaben, dem

Abſchluß der dichterischen Tätigkeit und der eigenen Familie. Für seine zehn Kinder scheute er keine Auslagen, um ihnen die beste Seelen-, Geistes- und Leibesbildung zu sichern. Seine Gemahlin, Frau Irmengard, war ihm das Teuerste, eine herzliche, selbstlose, besorgte Gattin und Mutter von klarem, praktischem Verstande und aufopfernder Liebe. Sie hat Domanig in seine geregelte Tätigkeit geleitet und auch den Dichter durch ihre musikalische Kunst, ihr warmes Anteilnehmen, Mitfühlen, Verstehen und Beraten gefördert und gestützt wie niemand anderer. Sie war ihm wohl die verkörperte Hoferin: „Wenn ich dich nicht g'habt hätt', Weib! Was verdank' ich dir nicht alles!“ Wie oft seit seiner Vermählung war beim Dichter von Liebesglück und Familienfreuden die Rede! Obwohl seine Gemahlin von Hause aus das Sparen nur vom Hörensagen kannte, lebte sie sich rasch in die kleinen, schlichten Verhältnisse des Anfangs hinein. Und so verglich sich Domanig, angesichts des Bildes vom Gange Mariens über das Gebirge, mit Josef, dem Knechte, der die Rosen sammelt . . . :

Frau Irmgard, so geschieht's auch mir:
 Dieweil da heut nach altem Brauch
 Die Kinder deinen Geburtstag preisen,
 Kann ich mich dein' nicht würdig heißen.
 Tu mich nur in der Stillen freuen
 Des Lobes, das dir andre streuen,
 Tu deine Ehren treulich sammeln,
 Kann selber nur Worte des Dankes stammeln.
 Denn freilich, was ich bin und hab',
 Ist ein Geschenk von oben herab;
 Doch des Himmels allerbeste Spende
 Bist du! In deine gesegneten Hände
 Ward mein Geschick gelegt; sie führten
 Und hielten den Stürmenden; sie schürten
 Die Flammen des Schönen in meiner Brust,
 Erhalten mir die Schaffenslust,
 Besorgt für Ruhe, Trost und Labe.
 Ja, was ich vollbracht und geschaffen habe,
 Was ich errungen und erlitten,
 Was ich gesungen und gestritten,
 Die Arbeit und mein bißchen Ruhm,
 Liebe Frau, es ist dein Eigentum.

Zust wie es auf dem Bilde da
 Sanft Josef mit den Rosen geschah:
 Dir war's vermeint, mir fiel es zu,
 Mein Weib, mein Glück, mein Segen du!

* * *

Es war ein patriarchalisches Familienleben, in das auch der Verfasser dieses Buches hineingucken durfte. Beim ersten Male hat ihn ein Gefühl beschlichen, das er vorerst nicht in Worten wiederzugeben vermochte; nur fiel ihm Seidls „Hans Euler“ ein: „Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist, In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist . . .“

Morgens um acht Uhr verließ der Hausvater, nach dem gemeinschaftlichen Gebete, die Familie und kehrte erst um vier oder fünf Uhr nachmittags aus dem Amte von Wien zurück, hing den Salonrock an den Nagel, durchslog seine Wiener und Innsbrucker Zeitung — alle 14 Tage kam das geliebte „Bötl“ vom Tyroler Reimmichl hinzu —, schüttelte wohl den Kopf über die eigensinnigen Landsleute und Gesinnungsfreunde, die seit den neunziger Jahren in zwei feindliche politische Parteienerspaltet sind, und erledigte die dringendsten Briefe und Arbeiten. Dabei durfte ihn niemand stören. Er wußte, daß er seit seiner schweren Erkrankung mit den Kräften haushalten mußte; „denn sie reichen nur noch zum Allernotwendigsten.“ Sein größter Wunsch als Dichter, die Sammlung, Sichtung und Herausgabe seiner poetischen und populären Schriften mit einer kurzen autobiographischen Einleitung, wurde langsam der Verwirklichung näher gebracht. Von dichterischem Schaffen konnte natürlich in diesen Stunden keine Rede sein.

* * *

„Wenn es dann Abend wird,“ so erzählte Domanigs älteste Tochter Maria, die Herausgeberin des „Sonnen-

land“ und zweier Dichter-Anthologien, im Jahre 1911¹⁾): „dann läutet plötzlich der Telegraph dreimal in scharfen Absätzen — das ist Papas Zeichen — und wir stürmen aus unserm abgeschiedenen Reich hinüber in das seine. Die Tür auf und — ‚langsam, langsam‘ tönt es uns auch schon entgegen. Freilich, hier haben die Möbel nicht runde Ecken, wie die des Kinderzimmers, der Boden ist spiegelglatt, so daß die Buben manchmal in aller Heimlichkeit einen ‚Schleifer‘ probieren.“

„Ist es Winter, dann heißt unsere regelmäßige Bitte: ‚Papa, ein Hennenstündl‘ und alle zehn Schnäbelein verstummen nacheinander, wenn die Antwort ‚meinetwegen‘ lautet. Papa hat nämlich zehn Kinder — fünf Buben und fünf Mädels.“

„Das Licht wird abgedreht, nur durch den langen, hellen Vorhang scheint von der Straße ein matter Schimmer herein. Wir sitzen alle auf dem großen Tigerfell um den Ofen herum, Papa unter uns auf einem niedern Sessel. So erzählt er. Da haben wir als Kinder die alten, deutschen Heldenlieder gehört, und der ‚Hürnen Siegfried‘, wie Guido Görres ihn beschreibt, war das Ideal dieser Tage. Unser — und ich meine auch des Erzählers — Lieblingsthema aber war die Geschichte Tyrols im blutigen Jahre Neun. Sie gewann an Leben, weil unsere beiden Urgroßväter mit im Kampfe waren. Mit ehrfürchtiger Scheu besahen wir das leinene, vergilbte Muttergottesbild, das der eine zum Schutz gegen die Kugeln am Hute trug, oder wir hielten immer wieder das Messer in der Hand, mit welchem unsere Urgroßmutter auf der Flucht ihren sechzehn Kindern Brot abgeschnitten hatte.“

„Ist es aber Sommer, dann laufen wir alle mit

1) Vgl. auch die Weihnachts-Stimmungsbilder von Maria („Österreich. Frauenwelt“ 1913 12. Heft), von Irmgard Domanig („Sonnenland“ 1914, 1. Heft) und von Maria Waldbart („Allgem. Tirol. Anzeiger“ vom 1. April 1911); weiters „Unser Mütterlein“ („Monita“ vom 27. Nov. 1911) von Maria Domanig.

Vater in den Garten, und beim Plaudern, Springen und Spielen vergeht die Zeit so rasch wie beim Erzählen. Da ist nun wohl Papa Preisrichter beim Wettrennen oder er zeigt den Buben, wie man Bogen und gut schnellende Pfeile macht. Bald aber Mamas liebe Stimme ruft: „Das Abendessen ist fertig!“ da lassen wir im Handumdrehen — sei's Sommer oder Winter — jede Beschäftigung auf und gehen zuerst mit den Eltern zum gemeinsamen Abendgebet.“

„Im ‚Familienzimmer‘ hängt das große, schöne Bild von Felsburg: Die hl. Familie; hier kommen wir morgens und abends zum gemeinsamen Gebet zusammen. Es dauert nicht lange. Sechs Minuten alles in allem, und wir beten die uralten, kraftvollen Gebete, die seit mehr denn 60 Jahren in unserer Familie daheim sind.

„Die ‚ganz‘ Kleinen gehen dann mit dem Gutenachtsegen der Eltern, der bei uns den Ruß vertritt, ins Nestlein, die ‚Großen‘ aber dürfen ‚aufbleiben‘. Wie haben wir uns immer gefreut und uns danach gesehnt, bis wir reif genug zum Aufbleiben waren! Unter dem Abendessen und wohl auch noch ein Weilchen hernach werden des Tages Erlebnisse erzählt, wird für die eine und andere unklare Frage um Rat gefragt und täglich gibt es auch etwas Lustiges aus dem Kinderzimmer zu berichten, bis dann Papa fragt: „Ja, wann fangen wir denn zu lesen an?“ Und nun gehört eine schöne, genußreiche Stunde der Lektüre. So haben wir die Odyssee zum erstenmal gelesen, die Nibelungen und Manzonis herrliche ‚Verlobten‘¹⁾ die Papa am liebsten das ganze Jahr hören möchte, und anderes. Über jede dunkle Stelle hören wir Vaters Aufschluß, an manches knüpft die eigne Erfahrung und Anschauung an oder er gibt uns einen praktischen Wink fürs Leben.“

1) Dem Buch, an dem auch Domanig gelernt hatte, die Schönheit der Natur zu beobachten und zu genießen, so, wie man Kunstwerke zu genießen pflegt (vergl. „Ein Lebenszweck“).

„Damit ist die Abendstunde im Nu geschwunden, und bald gehen auch wir mit Vaters und Mutters Segen zur Ruhe.“

„Freilich — in 26 Jahren hat sich manches verändert, die Kinder sind nach und nach ausgeflogen, das Haus ist stiller geworden, Papa braucht nicht mehr so oft ‚langsam, langsam‘ zu sagen. Aber die alten lieben Gewohnheiten sind die gleichen geblieben, und im Geiste sind die Kinder in der Fremde mit der Heimat vereint, und ihre Sehnsucht ist wie die unsere, die Zeit des Zusammenseins im Kinderzimmer.“ —

So verlief der Werktag. Der Sonntag aber war Feiertag im Hause Domanig. Da besuchten die Freunde, Literaten, Politiker, Studenten den lieben, alten Herrn.

Kam ein neuer, lieber Freund — und vor allem die Landsleute und Bundesbrüder suchten nicht ungerne das gastliche „Kleine Tyrol“ auf —, so eilte die ganze Familie zusammen. Ernst, vornehm, weltmännisch, wie von dem bejahrten Hofbeamten nicht anders zu erwarten, vorerst mit der herzlichen Tyroler Freundschaft zurückhaltend, trat der Vater dir entgegen und führte dich durch sein äußerlich unscheinbares Heim, wo zu lesen ist: „Non nobis“, und den weitläufigen Garten, in dem selbst Trauben und Feigen reifen. Du staunst über die vielen, gediegen ausgestatteten Räume, die traute Behaglichkeit, innige Häuslichkeit und den feinen Kunstsin, die dir auf Schritt und Tritt begegnen, die wertvollen Bilder von Blaas, Stolz, Schumacher, Fischer, Arnold jun., Knadt, Defregger, Egger-Vienz, das Sterzinger Straßengemälde von L. Kleber mit dem Spruche: „Haec est ovae genuit nutritiv constituit me“, Briefe von Andrá Hofer und Spedbacher, Andenken von Domanigs Ahnen, die Familienstammtafel, indische Geschenke des schwagerlichen Generalkonsuls von Siam Erwin Müller, Widmungen von prinziplichen Schülern und anderen Hoheiten, das Ehrenbürgerdiplom der Stadt Sterzing, die Haller Gedenk Münze, Er-

innerungen aus des Dichters Leben, die an tyrolischen und katholischen Werken auserlesene Bücherei. Du nimmst inmitten der Familie Platz, läßt vielleicht gar schon das Jüngste von den Kindern, Luise, das schwarze Nesthoderl, auf den Knien schaukeln, guckst einmal die große Runde an und hörst und siehst den als Persönlichkeit so viel verehrten Altmeister und erinnerst dich unwillkürlich an die Idylle bei Venoble in „Um Pulver und Blei“ . . .

. . . Und lautes Lachen, helle Freude strömte
Aus jedem Mund. Man setzte sich, die Gäste
Am Kanapee, und tausend Fragen hatte
Die Frau schon auf den Lippen, als ihr Herr
Sie unterbrach: „Du, denk' jezt deiner Pflicht
Als Hausfrau! Denn natürlich bleiben heut
Die Herren hier bei uns! Vor allem aber
Ein Glas Tyroler zum Willkomm!“ Die Dame
Zog an der Glode und das Mädchen kam . . .
Bald stand der Willkommtrunk, Tyroler Roter,
In schöngechliffner Flasche auf dem Tisch!

Und als die Gläser nun gefüllt, erhob sich
Gemessen und schier feierlich der Hausherr,
Ein rechter Edelmann, schon nah den Sechzig,
Dem wohl die Arbeit und das bittere Leid,
Doch auch sein Gottvertrauen jenen Zug
Stiller Gelassenheit in das Gesicht grub.
„Von Herzen“ sprach er, „heiß' ich euch willkommen!
Ihr wißt, wie wir hängen an Tyrol . . .“
Seid herzlich uns gegrüßt! Grüß Gott! Grüß Gott!“

Da klangen die Gläser recht wie Feierabend=
Geläut, und heimlich bei dem Willkommgruß
Sah man das Aug' des alten Herrn sich feuchten . . .

Der Dichterpatriarch plaudert bald laut getragen,
bald in den Bart hineinmurmelnd, raucht seine Zigarre,
mit der man sich eine Grille mehr vertreiben könne, und
bietet dir wieder seinen Tyroler Roten an. Sein blaues
Auge blüht unter den buschigen Brauen auf und der
Schatten läuft über die steile, hohe Stirne. Haar und
Bart, so schwarz sie waren, sind silberweiß geworden in
den letzten fünf Jahren. Das Gesicht aber blieb braun=

rot, der Gesamteindruck verführt zur Annahme von derselben körperlichen Gesundheit und Lebhaftigkeit, wie ihn der Geist aufweist. Die Gestalt ist eher klein als groß zu nennen, um die Schultern breit und stämmig. Einfach und dauerhaft ist er gekleidet, ohne Mode und Puz. Ein anheimelnder Zauber geht von seiner Rede aus, fast als ob sein Geist erst in und an seiner Persönlichkeit wirken könnte. Er spricht zum Landsmann und Bundesbruder; schlicht, ungesucht, immer geistvoll, mit dem vollen Humor der Zufälligkeit, der dem innerlichen Lebensbeschauer eigen ist. Du staunst über die stille Größe, das reine Denken, das heiße Fühlen für die armen bedrängten Mitmenschen und die Anteilnahme an Freud und Leid der Heimat und seiner Freunde. Das Herz macht Domanig beredt. Es steigert sich der ernste, schlichte Ton zu feierlichem, poetischem Ausdruck, selbst in seinem Tyroler „Hausdeutsch“. Und er vergißt den Gelehrten und Beamten und legt den Weltmann ab, der sich in jeder Gesellschaft zu behaupten weiß, und wird wieder jung mit den Jungen, brummt wohl auch über unseren Überkritizismus und das Paktieren mit der oberflächlichen Moderne und der lumpigen Welt. Er will nicht reden von seinem Dichten und seinen Büchern; die müsse man daheim lesen, fügt er so bei, ja, ordentlich, zwe-, dreimal, langsam und mit Bedacht lesen. Und vorgetragen hören und auf der Bühne sehen. Man solle endlich seine Arbeiten als organisches Ganzes erfassen (was vielleicht bei anderen Schriftstellern umsonst sei), das eine in Zusammenhang mit dem andern bringen und immer bedenken, daß er als Dichter vorerst Tyroler und tyrolischer Volksmann sei. Da duldet Domanig nun keinen Widerspruch, wettert heftig gegen die „Berufskritiker“ und die berühmte Objektivität in der Literatur, die durchwegs Schwäche und Falschheit sei, und verrät die Erregung, mit der er die Schäden der Zeit zu verurteilen pflegt. Wir bekommen scharfe Worte zu hören, daß wir ihn von den Höhen in die Tiefe hinabzerren, von den eigenen Wegen

abbringen, kritischer und gegenständlicher, zeitgemäßer und geschäftstüchtiger haben möchten. Aber der Alte hat es gleich heraus: „Ihr seid nicht selbständig genug!“ ruft er gereizt; „da und dort eine Einrede, vielleicht von einem recht Unberufenen, bringt euch aus dem Konzept. Daher kommen die nichtsagenden Reden, die unklaren!“ Wir meinten's ja gut, wir wollen seinen Erfolg. „Erfolg? Ich habe endlich gelernt, mich mit Mißerfolgen auf literarischem Gebiete abzufinden. Ich meine, der liebe Gott wird mich eben durch Mißerfolge zum Erfolg führen wollen. Teilweise sehe ich das ganz klar vor mir. Und es wird mich in meinem Streben nicht wankend machen. Im Gegenteile. Früher oder später (was liegt daran, wenn es erst nach meinem Tode ist?) wird meine Zeit schon kommen. Das hoffe ich zu Gott. In meine Zeit passe ich wohl nicht.“

* * *

Das Wort von Erfolg des Mißerfolgs scheint sich zu bewahrheiten. Die Gegenwirkung gegen die Unterschätzung des katholischen Literaturschaffens hat auch Domanigs Namen wieder in vieler Mund gebracht. Gerade die jüngeren und „jüngsten“ Tyroler, Prof. J. Neumair, Sekr. Dr. J. Weingartner und Dr. J. Garber, Privatdozent Dr. Osw. Menghin, Maria Waldhart u. a. treten in der Öffentlichkeit für den Altmeister ein und rivalisieren mit der fränkischen Literaturhistorikerin E. M. Hamann und Mitgliedern des Graubundes, ihm die gebührende Anerkennung zu sichern. Mit ihnen treten eine Reihe neuer Kräfte an die Stelle der alten Freunde Domanigs, Prof. Dr. Ambros Mayr, Prof. Dr. G. Lebl, Prof. Dr. Genelin, P. Kreiten S. J., Geheimrat A. v. Helfert usw., die ja nun das Zeitliche gesegnet haben. Schon zu seiner Silberhochzeit widerhallte die katholische Presse Österreichs in Anerkennung für den heimischen Dichter. Seinen 60. Geburtstag jedoch feierten alle katholischen Deutschen, ja so

mancher, der sich nicht zu ihnen zählt. Der Jubilar verbat sich zwar jedes lärmende Fest. Um so herzlicher gestaltete sich das der Freunde. Die gesamte katholische Presse nahm Anteil; auch zum ersten Male eine parteilose, die amtliche „Wiener Zeitung“, der protestantische „Edart“ usw. veröffentlichten eingehende Studien. Die Wiener „Reichspost“ und der „Allgem. Tirol. Anzeiger“ brachten eigene Festbeilagen mit Beiträgen von teilweise hervorragenden Schriftstellern und Künstlern. Hunderte von Glückwünschen liefen ein: vom Obersthofmeister des Kaisers und vom Thronfolger bis zum begeisterten Studenten. Zahlreiche Gratulanten kamen persönlich und beschenkten manch wertvolles Geschenk: so eine Plakette eines Wiener Medailleurs, ein meisterliches Domanig-Porträt von Egger-Vienz¹⁾, edelstes Obst von Maria Baronin v. Buol, ein niedliches Angebinde von Baronin E. v. Handel-Mazzetti und eine eigene Festschrift von einem Tyroler. Die Geburtsstadt Sterzing ernannte den Dichter zum Ehrenbürger und erfreute ihn dadurch mehr als durch irgendeine Anerkennung in seinem ganzen Leben; die deutsch-österreichische Schriftstellergenossenschaft zum Ehrenmitglied; die Stadt Hall in Tyrol ließ dem Dichter des „Straub“ eine Gedenk Münze überreichen; der Verband katholischer Schriftsteller veranstaltete zu Ehren seines Vizepräsidenten einen Dichterabend, die Beamten ein Festmahl, die Studentenschaft eine Festkneipe. Ein geplanter großer Kommers der „Austria“ entfiel nur in Rücksicht auf Domanigs Gesundheitszustand.

Der 3. April 1911 zeigte so recht, daß die Persönlichkeit des Dichters viel stärker im Bewußtsein der Öffentlichkeit wurzelte als sein Schaffen. Sicher hätten Domanigs Werke allein, in denen manches von manchem bestritten wird, der Nachricht von seinem Festtage bei ihrem

1) Weitere Domanig-Porträts stammen von Albert Stolz, Hugo Abwanger, Albert Plattner und einem Maria-Scheiner Studenten, letztere zwei im Besitze des Verfassers, erstere in dem der Familie Domanig.

bisherigen Erfolge nicht diesen Wiederhall freudiger Anteilnahme erregt, wenn diese Werke nicht von einer so lauterem und aufrechten, stolz und stark empfindenden, von subjectivem Idealismus so ehrlich und tief durchglühten Menschlichkeit getragen wären. Dieser Sänger und Seher mit dem weitumfassenden Geiste und dem Kindergemüte war jung geblieben in den Jahren der höchsten Reife, war jünger an Kraft und Mut und Vertrauen, an Begeisterung und Poesie als die meisten Poeten der nachwachsenden Generation, die mit ihm um den Vorbeer rangen. Der frische Glanz und das helle Feuer eines deutschen Jünglings lag über dem Sechziger, der trotz der wiederaufgetretenen Krankheit noch 1912 eine jugendliche Mahnung an sein Tyroler Volk hinausrief. Und verheißungsvoll ging diese Mahnung — Domanigs Bauern- und Märchenspiel von der Welt, deren Wille nach Tacitus ist: *corrumpere et corrumpi saeculum* — im Jahre 1913 mit rauschendem Erfolge neun Mal über die Bretter. Und wenige Tage darauf stand wieder zu lesen, daß die Studenten zu Meran am 1. Mai 1913 einen imposanten Domanig-Abend inszenierten. So schien Max Geißlers Behauptung schon vor dem Tode tatsächlich erfüllt zu werden, daß Domanig bei Beginn des 2. Jahrzehnts zur gebührenden Anerkennung gelange.

Domanig zählte freilich schon zeitweise beim Erscheinen seines „Abt“ und „Straub“ zu den angesehensten Dichtern in Tyrol. Und auch in der Ferne wurden ihm seit 1908 vereinzelt öffentliche Anerkennungen zuteil, wie z. B. durch die Domanigfeiern der „Austria“ in Innsbruck und der „Anima“ in Rom im Jahre 1909, der Universität (Rede- und Lesehalle Academia) Wien und des Tyroler Abends in Wien 1910, durch die Festlichkeiten in verschiedenen Schulen und Erziehungsanstalten, durch die Auführungen in Wien, Linz, Innsbruck, München, Landshut, Basel usw., durch Zuerkennung der Preise der Schwestern Fröhlich-Stiftung und des österr. Unterrichtsministeriums und des ersten dramatischen Landespreises von Niederösterreich (Febr. 1907), durch die staatlichen und tyrolisch

landschaftlichen Unterstüzungen zur Neuausgabe und Auf-
föhrung seiner Trilogie¹⁾ usw.

Die Person des Dichters, den die „Jüngsten
Tyroler“ in Wien seit dem Tode Ad. Pichlers an dessen
Statt manchmal scherzend in Umdeutung des „Alten von
Weimar“ den „Alten vom Berge“ nannten, umspinnen schon
jetzt Anekdoten und Aussprüche, die beinhalten, wie ernst
Domanig als Persönlichkeit aufgefaßt und gewertet wird,
daß ihr Gehalt in Titeln und Orden und Äußerlichkeiten
nicht erschöpft ist, welche die maßgebenden Faktoren dem
kaiserlichen Lehrer, Beamten und Gelehrten gegönnt haben.
Neben der besonderen Veranlagung und Ausbildung, die
Domanig als Dichter und Kunstgelehrter befundet, springt
das Selbstbewußtsein ins Auge, mit dem sich ein seltener
Wille paart, der in einzelnen Worten und Taten von
unserer Zeit fast als Eigenwille und Einseitigkeit eingeschätzt
werden mag, in Wirklichkeit aber auf seiner starken, auf
sich selbst gestellten Persönlichkeit fußt, die in ihrer impul-
siven Subjektivität von ihr aus Stellung zur Umwelt nimmt.
„Sich nicht selbst zu verlieren“, war eines seiner Leitsätze, der
ihn selbst in aufgeregten Augenblicken hinaus hob über den
alltäglichen Menschen. Wenn Domanig selbst von Zeit zu Zeit
sein Leben und Arbeiten rückblidend überschaute und auslugte
nach der Zukunft, beirrte ihn nicht mehr der teilweise Miß-
erfolg und das vielfache Mißverständnis seiner Umwelt.
Auch momentane Erfolge hatten Einfluß auf sein Schaffen,
sein Tun und Lassen kaum mehr. Domanig ging seine

1) Die Karikatur R. Domanigs in Max v. Esterles
„Koryphäen Tirols“ (Innsbruck 1911), unter welchen unser
Dichter als wohlbeleibter Sandwirt auftritt, hatte gar zu bald
die darunter vermerkte Pointe („subventionierter Hofer“) ver-
loren; denn Franz Kranewitter, der Dramatiker des „ungleich
menschlicheren“ Hofers, erhielt schon anläßlich seines 50. Ge-
burtstages (1912) sogar von Stadt, Land und Staat Sub-
ventionen zur wohlverdienten Herausgabe seiner Werke, die aber
leider auf sich warten lassen. Apropos, die Zeichnung des als
Winterlandschafters bekannten Innsbruder Malers zählt zu den
gelingeneren in dem Buche, in dem jedoch die lachenden literari-
schen Geschäftsleute von 1909 fehlen.

Wege und ging sie, ohne noch nach links und rechts zu sehen; denn das Endziel schwebte ihm vor Augen. „Daß meine Zeit nun bald vorüber, daß das aufblühende Geschlecht sich anders gibt und läßt, auch wohl in manchem anders denkt und empfindet, das ist kein Grund zur Klage. Denn auch die Aufgaben, die seiner harren, sind andere geworden. Es ist gut, meine Freunde, sich dessen bewußt zu bleiben, daß Gott jedem seine Zeit bestimmt hat; denn die Zeit ist es, die den Menschen ihre Aufgaben zuweist und ihre Richtung bedingt.“

Hier sagte es Domanig deutlich: er ist aus seiner Zeit hervorgegangen, sie hat ihm seine Aufgaben zugewiesen und seine Richtung bedingt. Aber sie blieb ihm nicht die einzige seines Bereiches, ja, er stellte sich ihr allmählich mißtrauisch und fast feindlich gegenüber, die ihm soviel vor-enthalten und genommen zu haben schien. Und dieses Verhalten zeitigte dem Tyroler Dichter sogar einen Vorteil. Er arbeitete nicht mehr gerade für seine Zeit als vielmehr für die kommende. Er sagte sich selbst: „Wie manches Menschen Werk ist erst nach seinem Tode nutzbar geworden; wie manche Schätze sind durch Jahrhunderte mißkannt oder vergessen gelegen und wir haben ihre Auffindung erlebt! Vergrabene Schätze, jetzt neu entdeckt zu nachhaltigem Gewinn für unsere Zeiten und eine ferne Zukunft . . .“ Und nun wird es klar, wie Domanig mit seinen Werken über seine Zeit hinauszuwachsen dachte, weil er bei aller Einschätzung der modernen Errungenschaften auch die vergangen-gewürdigt und ihren Geschmack beachtet hat, der scheinbar immer nur einer Generation gehört, in Wirklichkeit aber im Besten an seine Zeit gebunden ist. Und weil Domanig sich selten nach dem Urteil und den Wünschen seiner Nachbarn gerichtet, um so mehr auf die eigenen, natürlichen, selbstsprechenden Gedanken und Anschauungen gehört und über alles Vergehende für die Zukunft gedacht hat, werden seine Taten, Worte und Beispiele in seinem Volke fortwirken und in den kommenden Geschlechtern vielfältige Früchte tragen.

Wie sich das Tyroler Volk im Jahre 1809 als erstes gegen den Unterjocher aufbäumte und die Begeisterung der ganzen deutschen Nation entfachte, so daß wenige Jahre darauf sie den Korsen zu Boden schmetterte, die Erkenntnis dieser ruhmreichen That jedoch sich erst nach Jahrzehnten im Tyroler Lande durchrang, so wirkt auch der echte Dichter seines Volkes; und dieselbe Generation, die den ersten Erfolg sehen darf und den verständnisarmen Mörgler und undankbaren Spötter stellt, spricht noch selbst das Verständnis, die Verehrung und Wertschätzung für den Dichter und Volksmann aus.

In allen Zeiten und bei allen Geschlechtern haben Erfolg und Anerkennung Männer bevorzugt, welche nur für eine kurze Zeit des Lebens arbeiteten. Es gibt aber etwas Höheres, schreibt Präsident Dr. W. Wilson, „als den Geist der Zeit, es gibt den Geist der Zeiten. Auch in deinem Leben ist er gegenwärtig, ja, er herrscht in ihm mit einer Art angesammelter Macht und Meisterschaft. Da es dir gelingt, ihn zu erfassen, so ist es, als berührtest du die höheren Luftschichten deines Zeitalters, jene Höhen, wo die Kräfte von Jahrhundert zu Jahrhundert streben. Tiefer unten aber, wo du atmest, wogt die Atmosphäre wandelbarer Meinungen, die Tag um Tag ein- und ausgeatmet wird und deren Strömungen dich nicht vorwärts, sondern hin- und hertreiben.“

Will unsere Zeit mich bestreiten,
Ich laß es ruhig geschehen;
Ich komme aus anderen Zeiten
Und hoffe in andere zu gehen.

Frz. Grillparzer.

Heimgang.

So oft ich mein Gefilde
Bestellen ging,
Mein Aug' an ihrem Bilde
Vertrauend hing.

Und meine Saaten schossen
Wie voll empor,
Mohn und Znanen sprossen
In der Halme Chor.

Im Schnitt nun will ich reichen
Die Blumen ihr,
Der Gnadenvollen, zum Zeichen
Des Danks von mir.

(R. Domanig, Wanderbüchlein.)

Seit 1908 stand der Verfasser dieses Buches mit Karl Domanig in regem brieflichem Verkehr. Wiederholt trafen wir uns in Tyrol und Klosterneuburg. Immer wieder äußerte der Dichter in den Brieffschaften und Gesprächen den Wunsch und die Trauer: „Wenn ich nur gesund wäre!“ Der temperamentvolle, gesellige und arbeitslustige Mana mußte sich mehr und mehr in sein Heim zurückziehen und selbst dort seinen Verkehr auf die nächsten Freunde beschränken. Die Gründung der Studentenverbindung „Welfia“ in Klosterneuburg, an der sein Sohn Andreas hervorragend beteiligt war, schuf ihm einen akademischen Gesellschaftskreis, dem allein er öfters angehörte. Als der damalige Prälat Piffel der Innung im Stiftskeller eine idyllische „Bude“ überließ, war es Domanig als Philister-senior der „Welfia“, der sie echt studentisch und künstlerisch treu seinen Idealen ausstattete.

Die asthmatischen Beschwerden mahnten stärker und stärker an das Herzleiden und die Arterienverkalkung. Längere Urlaube mußte sich der Hofbeamte nehmen. Sie wurden ihm ermöglicht, seit ihm eine tüchtige Kraft in Dr. R. v. Loeher beigelegt wurde. Dankbarst äußerte sich Dr. Domanig über seinen zuvorkommenden

Assistenten, der allmählich die meisten Amtsgeschäfte allein führen mußte, ohne auch nur mit einem Worte die außerordentliche Belastung seinem Chef zu verraten.

Anläßlich des allgemeinen österreichischen Katholikentages in Innsbruck 1910, für dessen studentischen Festkommers sich der ewig-junge „Austrier“ zur Prinzipienrede über Monismus und Heimatschutz drängen ließ, brach der Arme wieder Blut. Das Jahr zuvor hatte mit dem katholischen „Literaturstreite“ und den Trilogie-Aufführungen in ihren betäubenden Vor- und Nachspielen die geschwächte Gesundheit stärker angegriffen, als Dr. Domanig sich selber gestehen wollte. Ein leichter Schlaganfall folgte der Feier seines 60. Geburtstages und Frühjahr 1913 mußte er als Schwerkranker längeren Urlaub nehmen. Sobald er sich soweit erholt hatte, eilte er wieder nach Tyrol, das schon so oft die beste Wirkung auf seinen Gemüts- und Gesundheitszustand ausgeübt hatte, blieb längere Zeit in Aufhofen bei Bruned und besuchte anfangs August in Begleitung seiner zwei Kinder Dr. Franz und Irmengard die kränkelnde Tochter Maria in Brixen.

Ein „Zufall“ hatte es gewollt, daß ich am 12. August 1913 auf einer Südtiroler Wanderschaft nach dem Dipaulischen Sommerschlosse Matschatz bei der Heilanstalt „Hocheppan“ in St. Michael-Eppan anklopfte. Der Leiter Dr. med. Hans von Vilas hält gerade ein Telegramm in der Hand: „Dr. Domanig kommt heute von Brixen.“ Bläß und bleich sah er aus, mein guter, väterlicher Freund, und hart stieß er die Worte heraus: „Mit drei Kindern habe ich heute in Brixen gespeist. Der Franzl ist zum Vetter Bischof Watz nach Feldkirch (Vorarlberg) gefahren. Er ist ein netter, waderer Theologe, so gar nichts Steifes, Förmliches. Und daß er sich hat in der Brixener Diözese aufnehmen lassen, als Germanist, das freut mich: er ist und bleibt ein Tyroler . . . Die Maria wird's schon machen, in ein, zwei Jährlein ist sie wieder gesund. Irmengard ist bei ihr in Brixen.“

Schwer war ihm das Atmen, laut vernehmbar, singend, röchelnd kamen die langamen Hauchstöße. Armer Mann voll Geist und Kraft, mit einem versagenden Herzen. „Geh, du geh! Ich kann nicht länger.“ Sein eigen Elend wollte er vor dem Freunde verbergen. — Nächsten Morgen klopfte ich wieder an.

Eine schredliche Nacht hat er hinter sich, so schredlich wie keine seit dem Frühjahr, wo er im Klosterneuburger Heim zusammenbrach. Die ganze Nacht waren der Arzt und die Pflegerin bemüht, die Anfälle von Atemnot zu schwächen. „Ich bin wie ein Kind. Ich kann nichts mehr bieten. Einen anderen hätte ich überhaupt nicht zu mir gebeten. Ach Gott.“ Tieferschüttert wandere ich die dem Kranken so vertraut gewordenen Burgenfelder von Eppan ab und kehre gegen Mittag zurück. „Du kommst zu früh,“ schluchzt er, wie er mich eintreten hört. Leise will ich zurück. Da ist der arme Mann auf- und mir nachgesprungen bis zur Türe und ruft. Umsonst, ich war ja schon fort. Nach zwei Stunden nehmen wir auf seinem Zimmer das Mittagsmahl ein. Ich zwing' mich zum Humor, unterdrücke alle Fragen und Anliegen — wie gerne hätte ich ihm die Sorgen um seine Werke endgültig abgenommen, die er mir wiederholt anvertraut hatte — und plaudere, ihm das Wort nehmend, von seiner lieben „Austria“ vor, der er zum 50. Wiegenfeste noch seine „katholische Burschenschaft“ von 1873 neu auflegen möchte. „Wenn's geht! — Möcht' nüber nach dem Kronhof oder nach Wistian. Der Franzl kommt auch . . . Wenn's halt noch geht!“ Indes ich ihm Mut machen will, zuckt ein Lächeln über sein Antlitz: „Ich hab es in meinem ganzen Leben gut gehabt, jetzt kann mich unser Herrgott schon ein wenig in die Kur nehmen“ und läßt mir in einer beklemmenden Vorahnung seinen „Andreas Hofer“ (4. Akt) in den Sinn kommen, wo der Sandwirt von seinem Weibe Abschied nimmt: „Auch wenn's ganz schief ging — Andl, vergiß dann nicht, was du jetzt g'sagt hast: wie Gott will! Weißt, jedesmal, wenn ich auszogen bin, hast g'meint: wer weiß, ob ich dich wiederseh — hast mich zum Opfer bracht fürs Land und die gute Sach'; man hat's ja auch nie wissen können, wann mich eine Kugel trifft . . . Ich red' nur, was wär's? Mein Leben hab' ich öfters Gott aufgopfert — Mit weinen, Andele! Kommst mir ja nach! Sehen wir uns ja wieder und bleiben beieinander, Andele, die ganze Ewigkeit! Ohne dich dunfets mich wohl auch im Himmel nicht fein! . . . Wenn ich dich nicht g'habt hätt', Weib! Was verdank ich dir nicht alles! . . . Selbst weißt nimmer, gelt, wie wir's erstemal wallfahrten sind gangen nach Treus? Ei wohl, gelt, als ein junges Ehepaar. Und droben bei der Taufkapelle hast ein Bußl kriegt. Hast mir gar so gut g'fallen, Andele, so viel schön wie du g'wesen bist! Und weißt, was du mir g'sagt hast damals? ‚Ander,‘ hast g'sagt, ‚tun wir's der Mutter Gottes versprechen, daß wir recht christlich leben wollen miteinander, unser ganzes Lebtag, und tun wir sie bitten, daß sie uns dafür zu ein'm schönen christlichen Tode verhilft.“

„Gelt, tußt mich halt deinen Leuteln empfehlen und die ‚Austrier‘ schön grüßen. Sag’ ihnen, sie sollen z’sammenhalten und einig sein. Ihr Gebildeten seid die berufenen Führer und Anwälte des katholischen Volkes. Seids also einig! Und die Jungen sollen sich nie mausig machen, sonst fressen sie die Ragen. Fürs 50. Stiftungsfest — wenn’s geht . . . darfst mir’s nicht verübeln, wenn ich sitzen bleib und Abschied nimm — Leb wohl! Vergelt dir’s Gott!“

Das waren für mich seine letzten Worte. Dr. v. Vilas, der altbewährte Freund und Berater Domanigs, machte Hoffnung noch auf zwei Jahrlein. „Ja, wenn . . .“ Ich mußte weiterwandern. Die Nacht vom 13. auf den 14. August ließ das Schlimmste befürchten. Domanigs zweite Tochter Irmengard (deren Bericht ich nun folge) eilte herbei. Am 15. Früh wiederholten sich die Anfälle und Atemkrämpfe. Tagsüber trat eine kleine Besserung ein. So saß der Kranke im Lehnstuhl auf der geliebten Terrasse vor seinem Zimmer, die ihm einen weiten, herrlichen Blick über das gesegnete Überetsch gewährte: Schloß an Schloß und Edelsitz neben Edelsitz inmitten der reichsten Natur bis hinauf zum Penegal und Gandkofel, bis hinüber zu den Meraner Riesen. Und in dem prächtigen Tale die lieben Tyroler Kirchtürme. Von der berühmten Glode in St. Pauls tönt der Festtagsgruß und die Sonne überstrahlt das glückliche Land. Da breitet der Kranke die Arme weit aus und leuchtet mit gepreßter Stimme: „Kann es ein schöneres Streben geben als hier?!“ Und hier legte er nun seine (wie er damals meinte, letzte) Beichte ab und sagte darauf: Wenn ich in den letzten Zügen liege, dann schicke folgendes Telegramm an Mama: Gott behüte euch alle, Mami und Kinder. Karl. — Zu sagen habe ich nichts mehr, verziehen habe ich allen von Herzen, auch denen, die mich am schwersten gekränkt haben.“ Und sein Blick suchte die Gleiskapelle, die über der Landschaft thront. „Ich sterbe gerne und habe keine Angst. Mein ganzes Leben lang habe ich den Herrgott bekannt, möge er jetzt mich bekennen.“

Aber seine starke Konstitution war noch nicht vernichtet. Langsam verloren sich die Anfälle, die Atmung er-

leichterte sich und die Hoffnung auf nochmalige Genesung kam wieder. Hatte er einmal gut geschlafen, so sagte Domanig voll Zuversicht: „Noch fünf solche Nächte und ich bin wieder gesund.“ Und wenn die Gemahlin des Anstaltsleiters auf ein gemütliches Plauderstündchen kam und in ihrer heiteren Art dem Kranken alle trüben Gedanken verscheuchte: „Doktorin, in 14 Tagen gehen wir nach Perdonig. Sie werden schon sehen.“ Und mir berichtete er am 16. September in kaum leserlicher Schrift: „Mir gehts bald besser, bald schlechter. Ohne Arzt könnte ich noch immer nicht sein.“ Allmählich hoffte selbst seine Umgebung auf eine Rekoneszenz und Fr. Irmengard reiste Mitte September mit den besten Hoffnungen wieder nach Wien, um ihrer Pflicht als Untervorsteherin im k. und k. Zivilmädchenpensionat nachzukommen.

Am 10. Oktober besuchten die beiden Söhne Franz und Andreas vor ihrer Abreise nach Rom bezw. Hamburg-London den Vater. So sehr sich beide bemühten, den Besuch harmlos erscheinen zu lassen, so stellte sich doch darauf ein schwerer Anfall bei dem Kranken ein, der sich in erschreckender Weise wiederholte und am 20. Oktober mit einer Gehirnblutung begleitet war, die eine linksseitige Körperlähmung und eine bedeutende Trübung des Sensoriums zur Folge hatte. Fr. Irmengard eilte von Wien nach Eppan und mußte mit Schauern wahrnehmen, daß die Katastrophe bevorstehe. Das Bewußtsein war jedoch nie ganz getrübt, auf plötzliche Fragen gab der Kranke stets zutreffende Antworten, erkannte durchaus seine Tochter und die Familie Dr. v. Vilas und fühlte sich ganz befriedigt. Schlimmer wurde sein Zustand, als das Sensorium allmählich freier wurde und er seine Hilflosigkeit erkannte. Die Lähmung beeinträchtigte mehr und mehr seine Hoffnungen. Nun äußerte er öfters seine Wünsche. Mit besonderer Sorge sprach er von der langhervorbereiteten Herausgabe seiner gesammelten Werke: „Nicht zwei Jahr, nein, ein halbes Jahr, wenn mir der liebe Gott noch schenkt, ich möchte noch einiges

durcharbeiten. Das lasse ich euch als mein Testament, daß ihr die fünfbändige Ausgabe zustande bringt.“ Und ein andermal: „Wenn ich nochmals zum Arbeiten käme, wie vieles wüßte ich mir zu tun! Jetzt erst reißt es, was ich mein Leben lang in mir getragen, jetzt erst könnte ich wahrhaft Großes leisten.“ Wenige Tage vor seinem Tode rief er noch in der Verwirrung nach Papier und Tinte: „Was glaubt ihr denn, ich habe soviel noch zu schreiben. Arbeiten, arbeiten will ich!“ Das geistige Kraftgefühl in dem gebrochenen Körper verursachte ihm viele Leiden. Immer wieder sah er sich in seinen Anstrengungen enttäuscht. Der letzte Besuch, den der Sterbenskranke auf sein dringendes Verlangen hin empfangen durfte, war der seines geschätzten Freundes Prof. Albin Egger-Lienz. Als sich der Künstler nach wenigen Minuten verabschiedete, sagte Domanig: „Grüßen Sie mir Ihre Frau, Ihre Kinder und jedes einzelne von Ihren Bilden.“ Am selben Tage trug er noch seiner Tochter auf, an seine treue Wegbahnerin E. M. Hamann zu schreiben: „Sage nur, das ist der letzte Brief, den ich ihr schreibe.“

Nicht minder ergreifend war Domanigs Dankbarkeit für die kleinsten selbstverständlichen Dienste des Arztes, der Tochter und der Pflegeschwester Elisabeth, welcher letzterer er zum Namensfeste in ihre „Nachfolge Christi“ seinen „Trost“ aus dem „Wanderbüchlein“ hineintrug, seine letzte Schrift. Damals wurde der Schützling auch nochmals mit seiner Tochter und Herrn und Frau Dr. v. Vilas photographiert; ein allerliebstes Bildchen. Am nächsten Tag trat eine schwere Störung der Herztätigkeit ein, die Kräfte verloren sich augensichtlich, die Atemnot wurde quälender. Aber keine bittere Klage drängte sich auf seine Lippen, er betete nur mühsam: „Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich! Heilige Maria, Mutter Gottes, ich begebe mich unter deinen heiligen Schutzmantel, dort will ich leben, dort will ich sterben!“ und schlug reumütig an die Brust, sein ganzes Leiden aufopfernd.

Am 7. Dezember beichtete Domanig wie alle Sonntage und meinte ganz gemütlich zum Kapuziner: „Paterle, zuerst geben Sie mir aber eine Priße.“ Am 8. Dezember beglückwünschte er seine älteste des öfteren aus Brixen herbeieilende Tochter zu ihrem Namenstage, empfing an diesem Tage noch die hl. Kommunion und betete dabei selbst das „Domine, non sum dignus!“ Den Tag über schlief er meist und blieb ruhig bis in die Nacht, als er nicht mehr seinen Schleim auszustoßen imstande war. Gegen Vormittag des 9. wurde er wieder ruhig, das schwere Röcheln wurde stiller. Er murmelte Stohßgebete und suchte mit schwacher, zitternder Hand das Sterbekreuz zum Munde zu führen. Die Stille nahm vor dem nahenden Tode zu, die schönen, blauen Augen weiteten sich und sahen klar und schlossen sich langsam, langsam — in den Armen seiner Tochter entschlief selig wie ein Kind: Karl Domanig. Kein Schmerzenszug durchfurchte das stille, bleiche Antlitz. Es war nicht eingefallen und behielt einen rosigen Schimmer. Und seine Tochter sprach es: „Herr, wie er dich im Leben bekannte, so bekenn' du ihn jetzt.“

* * *

Zu spät hatte der Draht die bevorstehende Katastrophe an die Seinigen gemeldet. Gegen Abend des 9. Dezembers erfuhren die Angehörigen und Freunde, daß Karl Domanig ausgelitten habe. Schnell verbreitete sich nun die Botschaft in Tyrol. Und obgleich sie seit Monaten befürchtet wurde, traf sie doch alle, die Domanig kennen zu lernen das Glück gehabt hatten, wie ein harter Schlag. Schon die nächsttägigen Nummern vieler Zeitungen und Zeitschriften brachten warme Nachrufe und feierten den Dichter und Menschen. Raum war den Sterzingern bekannt, daß der berühmte Sohn und Ehrenbürger der Stadt, seinem Wunsch gemäß, in ihrer geweihten Erde zur Ruhe bestattet werde, rüstete der Stadtmagistrat unter Führung des Vizebürgermeisters Jakob Stifter und des ersten Gemeinderates Josef Wetter

zur würdigen Totenfeier. Im Hause des Bürgermeisters, Kaufmann Josef Domanig, eines Neffen des Verstorbenen, also im Geburtshause des Dichters, wurde die in zwei Särge eingeschlossene Leiche aufgebahrt und mit den zahlreichen Kranz- und Blumenpenden geschmückt. Von nah und fern, hoch und nieder liefen die telegraphischen und schriftlichen Kondolenzten an die schwergeprüfte Gattin ein, die mit sieben ihrer Kinder herbeigeeilt war.

* * *

Es war ein herrlicher, kalter Tag, der 12. Dezember 1913, der über Sterzing heraufzog. Der Talkessel hatte noch nicht das fröhliche Weihnachtskleid über seine Gehänge geworfen. Nur von den Spitzen der Rare leuchtete Schnee. Und darüber blaute sich der klarste Himmel, gleichsam als wollte er die vielen herbeiströmenden Trauergäste hinweisen, daß hier Karl Domanig geworden: in der Mitte des Landes gelegen, ist Sterzing auch in der Geschichte das Herz von Tyrol geworden, von dem aus die Adern in alle Richtungen treiben. Und so ist auch Karl Domanig von der ruhmvollen Familientradition und von der altgeschichtlichen und kunstreichen Geburtsstadt ausgegangen und zog immer weitere Kreise in seinen Gedanken und Dichtungen. Hier im mittelalterlichen Eisakneß gegenwärtigen sich alle seine Werke. Über den Jaufen dort eilte 1797 sein Schwegelpfeifer von Spinges ins Passeyer zum Sandwirt. Dieser aber erhielt in Sterzing seinen Ruf und zog über Sterzings nördlichem Paßgen Schönberg, wo der Postwirt Elias Domanig den Tyroler Aufstand von 1809 mitvorbereitet hatte, dessen Hauptlast auf dem verschwägerten Haller Kronenwirt J. J. Straub lag. Hier fielen auch im August große Entscheidungen. In Sterzing dankte Hofer ab: „Ich han nit anderst könnt!“ und flüchtete ins Passeyer und auf die Pfandler Alm. Vom Süden der Stadt grüßen die grauen Burgen von Reifen- und Sprechenstein, auf denen der junge Domanig gespielt und der alte sich auf die

traurigen Fehden im Lande und ihrer glücklichen Lösung besonnen hatte. In Sterzing endlich mußte der reiche Bürgersohn die Nachteile der neuen Verkehrsweisen, der Fremden und ihrer verwachsenen „Kultur“ erkennen, die sich gerade in dieser Stadt mit den Vorteilen bis heute nicht ausgeglichen haben.

Dampf tönt gegen Mittag das Trauergeläute. Im Domanighause wird gemeinsam für die Seelenruhe des Toten gebetet. Gegen drei Uhr rüstet die Stadt zu seinem letzten Gang. Alles hat sie aufgeboten, um ihren großen Sohn und Ehrenbürger nochmals zu ehren. Bischof und Generalvikar von Brixen Monsignore Dr. S. Waiz als Vertreter des Brixener Fürstbischofs segnet den Verewigten ein, alle Glocken läuten, die Musik intoniert den Trauermarsch, die Schläger der sieben Chargierten klirren, „Austrias“ weiß-rot-goldenes Banner weht über dem Sarge. Den vielen Angehörigen folgen die Vertreter des Thronfolgers, des Oberstkämmeramtes, des Statthalters, zahlreiche Körperschaften, Freunde und Bekannte und eine große Zahl von Leidtragenden. Der imposante Zug bewegt sich durch die berühmte Straße hinaus über das ehemalige Sterzinger „Moos“ zur Pfarrkirche und zum Friedhof, wo unter den gotischen Arkaden sich die Grabstätte der Eltern Domanigs befindet. Nochmals segnet Bischof Waiz die Leiche ein.

Nun feiert ein Sohn des Konphilisters Domanigs, Senior med. Fr. Kohler von der „Austria“, anknüpfend an sein Gedächtnis von der Burschenherrlichkeit, den teuren Bundesbruder, Senior und Studentenvater und schwört seinen Idealen und seinem Angedenken Treue übers Grab hinaus:

„Reicht, Brüder, euch aufs neue
Die Hand zum Lebensbund!
Wir halten fest in Treue
Und tun's dem Gegner kund:
Die Farben, die uns zieren,
Die steh'n uns zu Gesicht,
Die Fahne, die wir führen,
Und die verlaß ich nicht,
Ich nicht!“

Bei diesen Worten warf der Senior Cerevis und Band dem toten Bundesbruder ins Grab. Br. Willram (Prof. Ant. Müller) trat vor: „Im Namen des Verbandes der katholischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs, dem der Verewigte, an dessen Grab wir schmerzvoll stehen, seit seiner Gründung angehörte, in dessen Ausschuß er wiederholt tätig war und in dem er seit vier Jahren die ehrenvolle Stelle eines Vizepräsidenten innehatte, sage ich dem Toten unseren letzten Brudergruß. Wir Katholiken Österreichs haben in ihm unsern bewährten Bannerträger verloren, einen Mann, dessen goldene Feder stets im Dienste österreichischer Ideale schuf und dessen goldenes Herz voll war von der heißesten Begeisterung für Gott, Kaiser und Vaterland. Was er als Dichter uns war und als einer der gottbegnadetsten geleistet hat, gehört der Literaturgeschichte an. Aber das stolze, markige Beispiel echter Mannesgröße, das er uns allen zu allen Tagen gegeben, das gehört uns an für fortwährende Verehrung und Nachahmung und hat noch bleibenderen Wert als alles das glänzende Schaffen des Heimgegangenen; denn er war ein Beispiel tiefen Glaubensmutes und ungeheuchelter Religiosität. Er war ein Beispiel einer sicheren, unantastbaren Charakterintegrität und Überzeugungsstärke, ein Beispiel lautersten Willens und Handelns und vor allem ein selten schönes Beispiel warmblütigsten patriotischen Fühlens und Denkens. Lieber, unvergeßlicher Freund! Das weite österreichische Vaterland hat mit der Anerkennung deines Wirkens und Strebens nicht gefargt und die Heimat, die du über alles geliebt, erfüllt trauernd deinen letzten und heiligsten Herzenswunsch und gibt dir ein Grab in geweihter Tyroler Erde, geweiht nicht bloß mit dem Segen der Kirche, sondern geweiht zugleich und betropft vom Blute jener, deren Geist und Heldentum in Lied und Dichtung zu preisen all dein Leben lang du nie müde warst. Es ist für dich, den Tyroler vom alten Schrot und Korn, der du immer gewesen, viel mehr als ein Ehrenggrab, es ist und bleibt für alle Zeit ein Grab der Ehre, weil es einen Mann umschließt, dem nach Gott die Tyroler Heimat und die Ideale der Väterzeit das Höchste waren, wert dafür, zu leben und zu sterben. Von Dir, geliebter Tiroler, wollen wir lernen, treu zu sein dem alten Völkerglauben, wie Du es warst, bis zum letzten Atemzuge und treu zu bleiben dem Geist und den Gesinnungen der Väter, wie Du es zeitlebens gewesen. Indem wir von Dir, unvergeßlicher Landsmann, Abschied nehmen, dürfen wir wohl die Worte, die der Tote auf seinen geliebten Hofer gedichtet, variierend auf ihn selber anwendend:

Die Menschen gehn; des Tages Stimmung wechselt,
Des Himmels Sterne wechseln; nur allein
Die Pole dauern, denen Er gefolgt.

Es steht sein Bild ein Vorbild seinem Volke.
O daß sein Geist in uns sich stets erneue —
Rein Ruhm währt länger als der Ruhm der Treue.“

Der Grabrede des „Welfen“-Seniors folgte der Trauer-
gesang des Sterzinger Musikchors und der Armenseelen-
rosenkrantz in der Kirche. Von den Höhen des Talkessels
aber leuchtete der letzte Abendgruß und eisige Kälte legte
sich über das Land.

Samstag früh zelebrierte Stadtpfarrer Dr. Theodor
von Alpenheim, ein Freund des Verstorbenen, das feierliche
Seelenamt. In Wien hielten Erzbischof Dr. Piffl, P. Abel
S. J. u. a. die Requien für den Toten.

* * *

Die Leitung der kunsthistorischen Sammlungen des
allerhöchsten Kaiserhauses ließ durch den Kammer-Medail-
leur Rich. Placht eine künstlerisch vollendete Porträt-
medaille im k. k. Hauptmünzamt herstellen zur Er-
innerung an den ersten Direktor der Münz- und Medail-
len-sammlung; die Stadt Sterzing am Geburtshause ihres
Ehrenbürgers einen Gedenkstein aus heimischem Mar-
mor anbringen, bei dessen Enthüllung eine Dichterfeier
veranstalten und die Straße, durch welche der Sarg von
den Bürgern getragen wurde, nach ihm benennen. Der
erste Andreas Hofer-Verein in Wien, das Gymnasium
Volders bei Innsbruck, die Leogeseellschaft in Salzburg,
der Gesellenverein in Meran (durch Aufführung der „Braut
des Vaterlandes“), die Salzburger und Innsbrucker Stadt-
theater (durch Aufführung der „Lieben Not“), der Ver-
band Kathol. Schriftsteller Österreichs, der Münchener C. B.-
Philisterzirkel, die Verbindung „Austria“-Innsbruck, ge-
dachten des Dichters in eigenen Feiern. Bei den Verbin-
dungen „Austria“-Innsbruck, „Norica“- und „Nordgau“-
Wien und „Welfia“-Klosterneuburg stiegen Trauerkommerse
für den verstorbenen Alten Herrn. An verschiedenen
Schulen wurden Domanig-Vorträge und Deklamationen
veranstaltet.

* * *

Gleich nach dem Tode des Dichters setzten sich seine nächsten Freunde dafür ein, daß sein heißester Wunsch, seine Werke gesammelt in einheitlicher Ausgabe und nach seinen Plänen abgeschlossen der Öffentlichkeit zu übergeben, ehestens erfüllt werde. Durch die Mitwirkung und das Entgegenkommen der Familie und der Verleger konnten noch vor Neujahr 1914 die ersten Aufrufe zur Subskription auf die fünfbändige Ausgabe der gesammelten Werke Domanigs ausgesandt werden.

Möge sich nun die große und aufrichtige Teilnahme, die aus ganz Deutschland dem Tyroler Volkspoeten während seiner Krankheit und bei seinem Heimgang bezeugt wurde, werktätigst an seinen Büchern bewähren, auf daß dem christlichen deutschen Volksdichter bald jenes Denkmal erstehen, nach dem sich sein Herz noch in den letzten Tagen gesehnt und gesorgt hatte: eine möglichst vielen zugängliche Ausgabe seiner gesammelten Werke. Zu Pfingsten wird sie abgeschlossen vorliegen als eine Festgabe für alle Deutschen, die über Tageswerte, Mode und Mode echte Kunst und Kultur zu schätzen wissen und nach dem Verluste des Meisters nicht mehr länger seine Werke entbehren wollen.

Wie nach der Totenfeier Licht um Lichtlein
Erlischt; der Katafalk, entkleidet, steht
Als Schemen da, die schwarzen Tücher fallen,
Mit neuen Blumen schmückt sich der Altar
Und leis entschwebt des Weihrauchs letzter Duft:
So schwindet rasch der Toten Angedenken.

O sprich von Leben in der Nachwelt nicht!
Wie, wenn mich überdauerte mein Name,
Weil Gott mir gab, ein bleibend Werk zu schaffen:
Bin ich es dann, dem ihre Rede gilt?
Nicht ich, sie selbst, die Lebenden nur leben,
Mein Werk ist ihres und mein Name ihrer.
(R. Domanig, Der Abt von Fiecht.)

Ziele und Erzieltes.

Und was an Gütern hinterläßt du? Sag!

„Nur ein Stück Feld,
Das vordem brach gelegen,
Ich hab's bestellt,
Mit Ruß- und Zierholz wohl besetzt,
Wissen und Können daran gesetzt
Und Mühlen allerwegen
In Sommerszeiten wie manchen Tag!
Die Engel, mein' ich, loben den Ertrag.“
(A. Domanig, Wanderbüchlein.)

Durch seine Ahnen, Heimat und Erziehung war Karl Domanig in tyrolischem Geiste aufgewachsen, der festhält und weiterbaut an den überlieferten Anschauungen von Religion und Vaterland. Die großen geistigen und wirtschaftlichen Umwälzungen in Tyrol, das fast plötzlich und gänzlich unvorbereitet dem Fremdenverkehr in kulturkämpferischer Zeit eröffnet wurde, traten dem idealistischen Patrioten umso deutlicher vor Augen, als gerade der große Verkehrswechsel in seiner vorangegangenen Generation (am Schönberg und in Sterzing) und die Spekulationswirtschaft in seiner eigenen Familie (Neubauten, Börsenfrach) die traurigsten Folgen gezeitigt hatten. Der Aufenthalt in Rom und Wien und die vielen Reisen im Ausland hatten seinen Blick erweitert. In der Fremde wurde er der großen Aufgaben seiner Heimat bewußt. Das Kleinliche und Niedrige des Alltagslebens seiner Landsleute entging ihm in seinem neuen Heim hart an der Großstadt. Der geringe persönliche Erfolg gegenüber minderwertigen Literaten und Modehelden ließ ihn in vollem Lichte die

Schattenseiten gegnerischen Denkens und Tuns mit ihrer starren Diesseitigkeit erkennen und an den eigenen Idealen und Aufgaben um so mehr festhalten.

So sind die Grundzüge seines Dichterprogrammes in seiner Weltanschauung und seinen Erlebnissen, in seinem Charakter und seiner Umgebung bedingt. Die Auffassung von dem Berufe eines Künstlers war bei Domanig eine hohe und ernste. Jede Kultur, also auch die Kunst, sei aufgebaut auf den Grundfesten der Religion. Der Künstler habe die Aufgabe, sein Volk zum Schönen und Guten emporzuziehen. Homer, die altdeutschen Epiker und Manzoni schwebten Domanig als Vorbilder vor. Mit Freude und Genugtuung verfolgte er die Anzeichen, die ihn auf ein neues Erblühen volkstümlicher und religiöser, objektiver und gerechter Kunst hinzuweisen schienen. Im „Idealist“ verrät Domanig seine Anschauung über die rechte, zukünftige Poesie. Man müsse allgemach die Fäden anknüpfen, die man im 16. Jahrhundert gewaltsam abgerissen habe. „In künstlerischer Hinsicht steht uns ja auch seit neuestem das Mittelalter sehr nahe: vielleicht steuern wir, ohne es zu wissen, einer Wiedergeburt der ‚Romantik‘ entgegen, ich meine: einer gesunden, geläuterten Romantik.“ Und ein andermal sagt Domanig: „Hüben und drüben ruft man nach Charakteren, nach gesunden Menschen, nach reiner, frischer Luft. Man fühlt die Trostlosigkeit eines Daseins, wie der Monismus es gewollt hat, man sehnt sich nach dem, wie ein großer Naturforscher sich ausdrückt, nach dem, was allein Leben dem Leben gibt, was es allein lebenswert macht: der Pflege des Ideals.“ Die Richtungen des Naturalismus und Verismus seien in ihren Vorzügen keineswegs dem echten Idealismus feind. Vor allem aber müsse der Dichter in seinem Volke und seiner Nation wurzeln und für sie und aus ihnen schaffen.

Als nationaler, patriotischer und volksmäßiger Poet stellte sich Domanig vorerst in den Dienst seiner vielumdrohten Heimat: Tyrol. Er war ja von einer west-

geschichtlichen Mission überzeugt, die seinem engeren Vaterlande als Ausfluß des providentiellen Berufes Österreichs zugewiesen sei. Tyrol ist ihm des Kaiserstaates gewaltiges Bollwerk im Westen, gleichsam die Faust der Monarchie, ausgestreckt schirmend und wehrend gegen drei entfremdete Nationen. Und so will der Dichter diese Grenzmark erhalten helfen, indem er die Grundfesten eines Volkscharakters, nämlich Religion und Vaterlandsliebe, seinen Tyrolern erhält, ihr inneres und äußeres Wesen veredelt und vertieft und das eindringende Fremde abwehrt, soweit es den Vorzügen des bisherigen Besitzstandes entgegensteht. Er will aber auch dem gesamten deutschen Volke das Gute und Echte des tyrolischen Stammes übermitteln und also in einem neuen Sinne Tyrol als einen Gesundbrunnen und ein Kulturreservoir der ganzen Nation erhalten.

Als Tyroler gilt dem Dichter eigentlich nur der deutsche Bauer, die Kraft und Zukunft des Volkes. Den Oberinntaler spricht er, der Enkel der Schönberger und Stanser Bauern und ihrer Wohlhabenheit und Behäbigkeit, als Prototyp des Tyrolers an. Ihnen rühmt er Ausdauer, Entschlossenheit und Findigkeit, Verlässlichkeit des Charakters und Unbestechlichkeit des Urteils nach. Genügsam in Speise und Trank, sauber in der Kleidung, unbeugsam und selbstbewußt im Sinn, ja schroff kann dieser dir entgegen treten. Vom Angelpunkt des Oberinntales datiere ja der Freibrief des Tyroler Bauern. Die Freiheit aber habe die Tüchtigkeit des Standes vollendet.

Die Grundanschauungen seines Bauern spricht Domaniß aus im

Tyroler Fahnenlied.
Vertont von Ignaz Mitterer.

Tenor

1. Was steckst du für ein Fähnlein aus? Doch

Gitarre

mf

wohl nicht einä allein? Dein schön-nes Heim, dein

p *mf*

stolz-tes Haus soll reich ge-zie-ret sein!

Chor.

Tenor
I. und II.

Dein schön-nes Heim, dein

Baß
I. und II.

Gitarre.



„Mein gutes Heim, mein Vaterhaus,
Das trägt der Fahnen vier:
Die erste leuchtet weiß und gold,
Ratholisch bleiben wir.

Und schwarz-rot-gold die zweite sei,
Stimmt zur Tyroler Art:
Wer hat wie wir die deutsche Treu
Und deutschen Brauch bewahrt?

Die deutsche Treu gen Fürst und Reich
In Nöten und Gefahr —
Hilft mir die Farben schwarz und gold,
Hoch Österreich immerdar!

Das vierte Fähnlein, weiß und rot
(Es tät's für sich allein),
Das kühne vom Tyroler Art
Will mir das liebste sein!

Das Fähnlein ist und sagt genug:
Ein Volk von deutscher Art
Steht ohne Hehl und ohne Trug
Zu seinem Schild geschart.“ —

The musical score is written in 3/4 time and consists of three systems. Each system includes a vocal melody (treble and bass staves) and a piano accompaniment (treble and bass staves). The key signature has one flat (B-flat).

System 1:
Vocal: In Treu - en fest und un - ver - wandt für
Kräftig.
Piano: Accompaniment for the first system.

System 2:
Vocal: Gott und Fürst und Va - ter - land! Für
Piano: Accompaniment for the second system.

System 3:
Vocal: Gott und Fürst und Va - ter - land!
Piano: Accompaniment for the third system.

Nun weiß der Leser, daß Domanig als Dichter auch Katholik war, und zwar ein überzeugter, inniger, offener, und als solcher die Brücke schlug zwischen der Materie und dem Geheimnis und die Anpassung des Daseins ans Denken verlangte. „Die ganze schlichte Tüchtigkeit des braven Tyrolers zeigt sich im Denken über Religion und Christentum und über das Verhältnis des Christentums zu seinen heutigen Feinden. Ohne viel zerfaserndes Philosophieren und Grübeln werden treffende apologetische Gedanken mannhaft hingestellt, so daß sie uns einleuchten wie ein gutes Volksspruchwort, bloß weil sie gesund und wahr und vom Dichter innerlich erlebt sind. So liegt die Erfahrung eines ganzen Lebens in dem Aphorismus ‚Religion und Sittlichkeit‘: ‚Warum Sittlichkeit ohne Religion keinen Bestand verspricht? Weil bei dem Kampfe gegen unsere Leidenschaften nicht das Fleisch allein zu bändigen ist, sondern, was weit größere Kraft und Mühe zu seiner Bändigung fordert, der gereizte Eigenwille. Wie soll nun der des eigenen Willens Herr werden, der nicht gewohnt ist, ihn zu unterwerfen unter einen höheren Willen?‘ Solche Sätze laden zum stillen Nachsinnen über die ernstesten Lebensfragen ein und nicht minder die schönen Gedanken über Glauben und Wissen, über den kulturellen Segen des Christentums, über die Menschenschwachheit im Dienste hoher Ideen.“ (Prof. Dr. Joh. Ranftl.)

Solche Wahrheiten streut Domanig als Ergebnisse in seinen Dichtungen aus, sowie sich die Aussprüche von selbst ergeben, sei es, daß er Recht und Besitztum verteidigt oder das Volksleben charakterisiert. Bei dem nachdenklichen Heimatkünstler versteht es sich ja von selbst, das religiöse und sittliche Moment des Volkslebens zu berücksichtigen. In seinem künstlerischen Realismus benützt er natürlich nur solche Äußerungen des Glaubens, die sich im Volksleben zeigen. Sein Eintreten für Religion und Sittlichkeit entspricht auch der nationalen Anschauung Domanigs, daß den bedrängten Deutschen in Tyrol ihre besten Besitztümer gewahrt werden müssen, sollen sie sich erhalten und weiter-

entwickeln. Dabei vermied er (wie im Leben) mit heiliger Scheu jedes aufdringliche Hervorkehren der Religion und der Persönlichkeit.

Und nun ist es selbstverständlich, daß Domanig gut österreichisch, gut dynastisch gesinnt war und dieser Gesinnung angesichts vieler gegensätzlichen Bestrebungen Geltung verschaffte. Er erblickte in dem österreichischen Herrscherhause die Verkörperung des Vaterlandsgedankens. Dabei war er weit entfernt von jedem Servilismus. Der kaiserliche Hauslehrer und Hofbeamte hat keinen Vers auf Mitglieder des Erzhauses geschrieben, aber auch nie ein unehrerbietiges Wort über sie gesprochen, viele dagegen für „seinen“ Kaiser und Thronfolger begeistert. Neben dem katholischen Glauben leuchtet die Liebe zum engeren Vaterlande, zu seinem Tyrol, in Domanigs Dichtung hervor. Er war sich bewußt seiner Heimat und ihrer Werte, ohne Voreingenommenheit, wenigstens ohne gewollte und feindselige. — Auf diesen Anschauungen ruht Domanigs Werk. In den verschiedensten Arten hat er für sie zu wirken gesucht.

Als Kalendermann und Kartenspieler, als Erzähler und Beschreiber, als Lieder- und Schauspieldichter, in Prosa und Poesie, in künstlerischen und apologetischen Schriften, durch Vorbilder und Beispiele, in Ernst, Scherz und Spott.

Sachlich zerfallen seine Werke in drei Gruppen: es wird die Geschichte des alten Tyrol vorgeführt, die Gegenwart erlebt und in die Zukunft geschaut. Es sollen dem Volke seiner Ahnen Ruhmestaten erschlossen und sein eigenes Sein in einem Spiegel vor Augen geführt werden, dessen es bisher entbehrte, aber auch durch diese Darstellung der vergangenen Zeit und der gegenwärtigen Verhältnisse die Berechtigung und der Wert seiner Eigenart zum Bewußtsein gebracht, die Vor- und Nachteile seines Besitztumes vor Augen geführt und es für die Kämpfe der Zukunft geschult werden.

Die größten Gefahren, die dem Tyroler Volk drohen, lägen in der vieles ausgleichenden Kulturbewegung unserer Zeit. Insbesondere bekämpft Domanig das

Eindringen des Spekulantentums, dann die Schäden des Fremdenverkehrs überhaupt. Hören wir ihn selbst, welche Ansichten er hierüber durch Dr. Maas in seinem Kulturroman „Die Fremden“ vorbringen läßt:

„Ich unterscheide unter den Fremden, die zu uns kommen, dreierlei Gruppen. Die erste Gruppe, das sind diejenigen, welchen es um die Schönheiten der Natur zu tun ist, welche Freude finden an unseren Bergen und nicht an den Bergen allein, sondern auch an der Bevölkerung — an Land und Leuten, also eigentlich die Freunde von Tyrol. Das sind die gebildetsten, die achtenswertesten Gäste, deren wir uns einigermaßen versichern können. . . .

Die zweite Gruppe der Fremden sind die Sportsleute, die gewissen ‚Schroffentrottler‘ — ihr kennt sie. Da sind aber oft die besten, wohlmeinendsten Leute darunter; aber ihrer sind wir weniger sicher, deshalb, weil der Sport zu häufig wechselt. . . .

Die dritte Gruppe endlich, die bei weitem zahlreichste von allen, das sind die eigentlichen Modemenschen, die keinen anderen Zweck verfolgen, als im Strome mitzuschwimmen, Leute, denen es im Grunde einerlei ist, wo sie Table d’hôte speisen, wo sie ihren Tarock spielen und ihre Toiletten wechseln. Die ziehen einen Sommer nach Tyrol, weil gerade viel von Tyrol die Rede war, tauchen heute in Madonna di Campiglio auf, weil die Kaiserin von Oesterreich da war, und morgen in Igls, weil sich die Königin der Niederlande dort aufhielt. Laßt heute Cayenne in Mode kommen (die Teufelsinsel müßt ihr wissen!), so zieht der Troß der Modemenschen nach Cayenne! . . .

Was der Gebildete sucht, ist das Tyrolertum: die Menschen vom alten Schlag, die treuen, biedereren Tyroler. . . . Ja, um wie viel in mancher Hinsicht unser Land vor den seenreichen Gegenden der Schweiz zurüdtreten muß, um so mehr Anziehungskraft, das darf man sagen, üben unsere Leute aus. . . ., dadurch allein, daß sie sich des Rufes würdig zeigen, den sie in aller Welt genießen.

Landsleute! Wenn ihr glaubt, den Fremdenverkehr

heben zu sollen, so erzeigt euch vor allem würdig eures Rufes: als Männer hat man euch zu finden erwartet, so täuscht nicht diese Erwartung, indem ihr eure Grundsätze preisgebt! Nicht dem Gelde beugt sich der Mann und nicht dem Spott der Gesinnungslosen! Ich bin zu Ende.“

In den letzten Worten liegt der edelste Gedanke: wenn die Tyroler den Tausenden von Fremden zum Vorbild als katholisches Volk würden?! Mit diesem Gedanken wollte Domanig auch seine Landsleute zu einer möglichst edlen Lebensweise anspornen. Er kannte die Schwächen und Fehler des Tyroler Charakters und tadelte z. B. in seinem „Grobianus Nostranus Tyrolensis“ die Hartköpfigkeit, einseitige Anhänglichkeit an Überliefertem, die Bequemlichkeit und so manches andere. Er weist gerade in dieser Dichtung auf eine traurige Folge dieser Eigenschaften, auf den beschämenden politischen Bruderkrieg und die Art des Kampfes hin. Um wieviel lieber aber zeigte er die Schönheit und Geschlossenheit des tyrolischen Besitztums auf, die zwar ernste, aber beruhigende, zielsichere Weltanschauung, das sich daraus entwickelte Innenleben und das Denken und Fühlen! Energisch wies er die Willkür und Anmaßung eines Zeitgeistes zurück, der das Volk in diesem Besitze bedroht, und erinnerte das Volk an seine Rechte und seine Pflicht, sich seinen Besitz nicht schmälern zu lassen:

„Es ruft der eine: Gib mir, wo ich stehe!

Der andre wieder: Nimm dir, wo du stehest!

Ich sage dir: Behaupte, wo du stehest!“

Domanig erweiterte den Gesichtskreis und kam vom persönlichen Heimatlande auf das allgemeine. Er weist den Arbeitern und Armen das Bild jener Welt vor, die leicht als begehrenswert erscheint:

„Die Menschen zerfallen heute wie immer in zwei Klassen, die einander nicht verstehen: ich nenne sie die Genießenden und die Hoffenden. Jene, die alle Sorge auf den Genuß des Tages gerichtet haben, deren ganzes Trachten auf das Ausleben der tierischen Natur gerichtet ist, diese, die in die Zukunft aussehen, in der sie

nach der Kürze eines, es sei nun wie es sei, doch immer mühsamen Erdenlebens die Erfüllung ihres Sehnsens erwarten: wie können diese von jenen verstanden werden! Merkwürdig nur, daß eben die Genießenden immer mit einer Art geringschätzigen Mitleids auf die Anhänger der entgegengesetzten Weltanschauung herabbliden, da sie doch jeden Tag sich überzeugen und vergewissern können, um wieviel schöner und reicher, um wieviel gesunder und zufriedienstellender sich auch das Erdenleben jener Hoffenden gestaltet gegenüber der traurigen Ode ihres eigenen Daseins! Nehmt doch nur das Beispiel im großen! Seht euch das Bild einer Großstadt an! . . ." (Tyroler Hausgärtlein.)

Und nun die dem Dichter besonders nahestehende Gegenüberstellung der Poeten, der Kulturträger ihrer Zeit: „Es gibt zweierlei Poeten: franke und gesunde. Jene, wie es ihre Natur mit sich bringt, beschäftigen sich vor allen Dingen und immer wieder mit ihrem und anderer Leute Siechtum; sie haben ohne Frage den Erfolg für sich. Ob er andauern wird, kommt auf die Gesellschaft an: in einem franken Zeitalter werden die franken Poeten das Wort führen, in einem gesunden ebenso sicher die gesunden.“

Das Sprüchlein enthält das Leitmotiv der Literaturkomödie „Der Idealist“. Es steht der naturfrische Heimatkünstler gegenüber drei Modeliteraten aus der Großstadt. „Kunst geht nach Brot — und das hier, das sind ja Geschäftsleute. Die arbeiten, was zieht, was verkäuflich ist, gangbare Ware. Und die Ware muß fruktifiziert werden. . . . Mir macht's den Eindruck, die Poeten der alten Rasse sind ausgestorben, wenigstens kommt keiner mehr an die Oberfläche. So einen, von dem man in alten Büchern liest, der im Dachstübchen hungerte, um seinem inneren Drange zu gehorchen, sich opferte, um durch seine Kunst die Menschen zu heben, zu sittigen, zu bessern — haben Sie so einen unter den heutigen kennen gelernt?“

Aber wie der Dichter selbst, so hofft auch sein Idealist

und verteidigt das Publikum, ja auch die Theaterdirektoren: „Die sind oft machtlos — zuweilen von ihren Schauspielern, zuweilen auch von ganz anderen Faktoren abhängig; und nicht selten planlos. Sie scheinen auch zu glauben, das Publikum verträge keine andere Kost mehr. Aber das Publikum, das getraue ich mir zu sagen, das Publikum ist besser als sein Ruf. Und wenn man es erst wagte, ihm eine gesunde Nahrung vorzusetzen, Nahrung für Geist und Gemüt, wenn man in unseren Theatern wieder die Ideale pflegte statt die Gemeinheit, das Publikum wäre dankbar dafür! . . . O zuweilen zehrt es an mir! Wenn ich so sehe, wenn auf einer Seite hingearbeitet wird, grundsätzlich hingearbeitet wird auf die Verrohung und den Ruin des Volkes, muß es da nicht als Pflicht erscheinen, entgegenzuarbeiten, hinzuwirken auf die Veredelung des Volkes?“ — —

In der „Lieben Not“ sind es zwei Brüder, Künstler, in Wien wohnend. Indes den einen die Weltstadt aufgezogen und „groß“ gemacht hat, ist der andere der alte, biedere Tyroler, ein armer Teufel mit seinem guten Herzen geblieben. Er hat eine kruzubrave Landsmännin mitgebracht, die ihn und die vielen Kinder im christlichen Geiste erhält. Der Bruder ist eine Geldheirat eingegangen. Neben der Familie der heutigen Gesellschaft steht das Dienstbotengesindel, die streberische Künstlerclique, der schwache Minister, der protegierende Aristokrat, Bilder aus der Großstadt für den Armen und Notleidenden.

„König Laurins“ Reich soll symbolisch uns die „Welt“ vorführen. Der König selbst stellt sich vor:

„Ich bin der Geist der Welt, den du nicht fassst,
Du lebstest denn nach meinem eignen Geist!“

Da kümmert sich keiner um die Zukunft. Die Gegenwart allein gilt. Der Verführerin Streben geht nur dahin, den Thyrigen zu gefallen: wie Sklaven sollen sie ihr dienen. Das Gesunde und Kräftige saugt sie auf. Sie scheut das Tageslicht, ihre Luft ist verpestet, Wasser und Brot verschmäht sie. Mit Gier stürzt sie auf die Un-

kundigen und will alle in des Königs Reich verladen, wo nur eine Pflicht gilt: unbeschränkter Genuß des Lebens. Wer sich unter dieses Königs Macht begibt, bleibt ein Menschenleben seinem Szepter pflichtig. Es gibt kein Unrecht mehr, weil kein Gesetz und keinen Gedanken an die Zukunft. Bald sind die kurzen Jahre im Taumel der Genüsse vorbei und schrecklich, zu spät kommt die Erkenntnis.

Und wiederum führt der Dichter als Gegenstück zwei christliche Arbeitsleute vor. Wie glücklich und zufrieden sie leben, wie ruhig und vertrauensvoll sie dem Ende entgegensehen! — —

Vom rein menschlichen, sittlichen und christlichen und vom sozialen, nationalen und patriotischen Standpunkte aus entwickelt Domanig in seinen Dichtungen ein bedeutendes Kulturprogramm. Wenn solche Werturteile heute zum alten Gerümpel gerechnet werden, so antworte ich mit Friedrich Hebbel, daß sich die Gegner des christlichen Prinzips, die es aus Gründen der Schönheit sind, wie Heinrich Heine, doch fragen sollten, ob denn die Welt der Resignation, der freudigen Entsagung, nicht ihre eigentümliche Schönheit habe und ob sie diese auslöschen möchten! Auch wir wissen, daß die gerühmten Eigenschaften des Domanig'schen Dichtungsgehaltes keine rein literarischen Vorzüge sind. Aber wenn das Werk eines Dichters wirklich ein Werk fürs Leben und für länger als ein Leben sein, wenn es den einzelnen und ein ganzes Volk bereichern und beglücken soll, wenn es allseitig als Kulturerzeugnis gewertet wird, dann sind vor allem andern diese Vorzüge anzuerkennen.

Von allgemeinen Idealen der Heimat und Religion ist Karl Domanig ausgegangen. Aber bald hat er sich über die Geschichte seines Vaterlandes in dessen kulturelle Lebensfragen der Gegenwart vertieft. Und zugleich ist er ein Verteidiger der Bodenständigkeit, des Besitztums und des sittlichen Rechtes überhaupt geworden und als solcher als ein sozialer Apostel aller Armen und Bedrückten, aller Verzagten und Schwankenden und Kleinmütigen, die

irre an den wenigen Idealen zu werden drohen, welche allein sie emporrichten können. Und so gewinnt die scheinbar eng begrenzte Heimatdichtung Karl Domanigs einen besonderen und allgemeinen Wert, auch wenn sie in seiner künstlerischen Besinnung des Meisters den tyrolischen Boden nicht verläßt. Wurzelt ja sein Erleben und Denken und Fühlen in Tyrol.

Viele Dichtungen Domanigs fußen auf der Geschichte des Landes. In die alte Zeit fallen „Der Zweikampf“ und „Der Ritter von Toblach“. Der Abt von Fiecht lebte um 1700. Mit dem „Schwegelpfeifer von Spinges“ (1796) treten wir in die berühmte Zeit der Heldenkämpfe Tyrols ein. „Um Pulver und Blei“ behandelt die Vorgeschichte und Geschichte der ersten Erhebung von 1809, der „Tyroler Freiheitskampf“, den großen Augustsieg, den tragischen Ausgang und die weltgeschichtliche Bedeutung des Aufstandes. In die „Kleinen Erzählungen“ und das „Tyroler Hausgärtlein“ spielen noch die großen Kriegsjahre hinein. Ihr Stoff aber ist gegenwärtigen Verhältnissen entnommen und behandelt kulturelle und soziale Zustände wie der der bürgerlichen Dramen und des Romans.

Ortlich spielen sich Domanigs Dichtungen fast ausschließlich in Tyrol ab. Das ganze Land lernen wir sozusagen bei diesem Dichter kennen, indem wir zugleich von Sitten und Gebräuchen, von Leben und Lebensanschauung des Tyrolers hören. In diesem Sinne schrieb wohl Anna Esser, die engbefreundete Linzer Dichterin: „Ich las einmal, daß ganz Frankreich in Balzac zu finden sei; so dürfen wir mit Fug und Recht sagen, daß in Domanig ganz Tyrol enthalten ist.“ Selbstredend des Dichters Tyrol. Mit seinen Augen schaut er Land und Leute, in seinen Hoffnungen, Wünschen und Zielen leben seine Tyroler. Es ist dem Poeten und Volksmanne ähnlich in der Fremde ergangen wie Franz von Defregger: „Er blieb seiner Heimat eingedenk, daß er immer und immer wieder das Schöne und Gute seiner Heimat und immer

nur dieses sich vergegenwärtigte und mit jedem neuen Werke sich ein Stück Heimweh vom Leibe schrieb.“

Wie ein Auswanderer bei all seinem Streben stets an die Heimkehr denkt, so spricht Domanig sozusagen in jedem Werke seine Sehnsucht nach Tyrol aus. Fern dem Vaterlande, erinnerte er sich an all die Vorzüge und Vorteile der Heimat. Nun will er sie den Landsleuten rein erhalten und aus den Tyroler Bergen die frische Luft über ganz Deutschland streichen lassen.

Domanig war Idealist. Erhabene, großzügige Gedanken begeisterten und leiteten ihn. Alle Menschlichkeiten konnten in ihm nicht den Glauben ans Jenseits und das Festhalten an Vaterland und Nation erschüttern. Sein christlicher Optimismus hieß ihn, sich dem Sturme des Materialismus entgegenzustellen. Er war voll überzeugt von der Richtigkeit seiner Anschauungen und dem Erfolge seiner Werke, war dieser auch derzeit scheinbar gering und unauffällig. „Daß du mit deiner Kunst so ein armes Menschenherz und weiß Gott wie viel solche Menschenherzen trösten und erbauen kannst!“ Diese Gewißheit ließ ihn weiterwirken, trotz alledem!

Domanig war Idealist! Sah sein Vater in dem großen Aufstande Tyrols nur den augenblicklichen entsetzlichen Schluß und die nicht minder traurige Folgezeit, so erfaßte der Sohn aus der Menge der Motive, der Begleiterscheinungen und Nachwirkungen die edeln Triebfedern, die glänzenden Siege und die weltgeschichtliche Bedeutung der Erhebung. Und so erhalten wir das begeisterte und begeisternde Gedicht des Tyroler Freiheitskampfes. Ein Gleiches spielte sich bei Domanigs Gegenwartswerken ab. Das kleinliche Alltagsleben und -treiben, das Fensterln und sich Belustigen, das Prozessieren und Politisieren, das bei den gang und gäben Bauerngeschichten nicht fehlen darf, übergeht er. Die Dorfkämpfe und Dorffreuden schildert er nicht. Von dem Bauern in Arbeit und Elend plaudert er nicht gern. Und doch erzählen die Gemälde seiner Freunde

Defregger und Egger=Lienz meist von den ländlichen Freuden und von dem Grunddienst der Erbsündbeladenen. Auch diese Gestalten sind aus dem Volke, aus dem Sonn- und Alltagsleben genommen. Die nationalen, wirtschaftlichen und ständischen Fragen, welche die Tyroler derzeit in Atem halten und die kulturellen fast vergessen lassen, erörtert Domanig nicht. In der Behandlung des Fremdenverkehrs fehlt bei ihm eine gewichtige Unterstreichung: Tyrol ist ein armes Land, das sich selbst nicht erhalten und ernähren könnte. Ohne den jetzigen Fremdenverkehr müßte ein Großteil der Bevölkerung wie vormalen, wenigstens des Sommers, zum Gelderwerb als Arbeiter, Händler, Sänger usw. ins Ausland ziehen, wie noch jetzt z. B. die Lechtaler „Hütefinder“. Oder es würde die Industrie eingeführt werden, was in Rücksicht auf die Landeserzeugnisse schwierig und gegenüber dem Fremdenverkehr ein noch größeres Übel wäre. Der Fremdenverkehr bringt nicht bloß 30—50 Millionen Mark jährlich ins Land, er hält auch viele Leute an Ort und Stelle fest, bietet Tausenden neue Daseinsmöglichkeiten und bringt gerade vielen Hochgebirgsbauern Vorteile, ohne welche sie es vorzögen, ihre armseligen Hütten und felsigen Gründe im Stich zu lassen und talabwärts ins Arbeiterelend zu ziehen. Der Fremdenverkehr trägt heute in vielen Beziehungen zur Erhaltung des Tyroler Volkes bei.

Auch in der Darstellung anderer tyrolischer Verhältnisse versagte Domanigs idealer Zug nicht. Sein Auge weidete sich an all dem Schönen und Guten der Heimat und der Landsleute. Die Nachteile der Landschaft, der Berge und Bäche, der Abgeschlossenheit, die Schwierigkeiten der Schulbildung, der Armut des Bodens usw. berührte er nicht. Er fand ja dort Menschen, „die um so viel natürlicher, um so viel menschlicher sind“ als die vielgepriesenen Großstadtkinder. Dort trifft er Leute, „die noch Liebe und Anhänglichkeit für ihre Heimat besitzen; in denen die Begriffe von Recht und Unrecht noch lebendig sind, deren Denkart um so gesicherter ist: ihre Gesinnung die Gesin-

nung von Weisesten, die je gelebt haben, von Helden und Heiligen, die wir verehren. Und alle Verhältnisse hier nicht das zufällige Ergebnis der Spekulation und der Bedürfnisse des Augenblicks, berechnet, wenn es hochkommt, für die Lebensdauer eines einzelnen. Unser sind die Ererungenschaften eines christlichen Jahrtausendes, eines Jahrtausendes der Arbeit, und zwar nicht ununterbrochenen, doch im ganzen stetigen Fortschrittes; alle Verhältnisse naturgemäß herausgewachsen und erfahrungsgemäß entwickelt; Haus und Hausrat angepaßt an Zeit und Örtlichkeit, Zeugnis gebend von der Tüchtigkeit und Gesittung des Volkes. Um wie viel höher stehen doch diese Menschen als jene Eintagsfliegen, die Kulturträger des Monismus! Ich behaupte, nur wer keine Weltkenntnis besitzt oder es nicht versteht, das Wesentliche vom Unwesentlichen, wahre Kultur vom Firnis zu unterscheiden, nur der wird mir widersprechen, wenn ich sage, daß die alte Kultur unseres Heimatlandes turmhoch die Kultur der heutigen Großstädte überragt“.

Getreu seinem erzieherischen Prinzipie führte er uns z. B. selten, nur gezwungen einen schlechten Tyroler vor. Der neidische Gerhab im „König Laurin“ kann nur ein tüdtischer Böhme sein. Auch seine Deutschen, Bayern und Sachsen im „Tyroler Freiheitskampf“ sind würdige, edle Erscheinungen; ebenfalls die deutschgeborene Gemahlin des Franzosengenerals Baraguay.

Also ein bißchen idealisiert und festtöglich treten die meisten Hauptgestalten Domanigs auf; auch die der Gegenwartsdichtungen. Solche Mädchen z. B. wie die Bräute im „Gutsverkauf“, „Idealist“ und in den „Fremden“ findet man auch in Tyrol selten mehr: Sie besitzen zu viel von der achtenswerten Männlichkeit und dem gereiften Lebensernste des Dichters selbst. Ihrem sittigenden Einflusse auf die Männer räumt dieser die größte Bedeutung ein. Und gerne singt er das Lob auf Eheglück und Häuslichkeit, an Mutter, Gattin und Heim erinnernd.

Von bacchischmäßigen Liebeleien und ungezügelter Lei-

denkschaften wollen Domanigs Leute nichts wissen. Seine Bräute verhalten sich fast wie Geschwister zu ihren Geliebten, so daß der Dichter im „Idealist“ von der einen Fassung zur andern eine bezeichnende Situation ändern konnte. Aber auch seine Männer sind starke, feste Naturen, schwerblütig und willenskräftig, meist langsam im Entschlusse. Wie glücklich der Ausgleich mit den hausverständigen Frauen, die anspornen, stützen und mittragen, was über die Familie und dessen Oberhaupt kommt.

Der Dichter gab gar viel von dem Eigenen seinen Tyrolern. Mit Liebe und Sorgfalt zeichnet und mit vielen edlen und ansprechenden Zügen bedenkt er sie. Und er stellt sie den Genuß- und Weltmenschen gegenüber, die in allem Glück und Glanz doch erbärmlich daran sind. Fast feindlich verhält er sich zu ihren Spekulanten, Journalisten, Literaten, Künstlern. Ihre ungünstige Seite läßt er ins Auge springen, wie zur Warnung.

Domanig sagte sich: Die Kunst hat nicht das Leben nachzuahmen, sondern das Leben sich nach der Kunst zu läutern. Darum müssen wir dem Leben ein erreichbares Ideal vorhalten — darin besteht unser Klassizismus. Domanig wollte keineswegs nur Wirklichkeit schildern, sondern die erlebte Wirklichkeit zur künstlerischen Schöpfung erheben. Und damit erkor er sich das reinste künstlerische Gesetz zu dem seinigen.

Die Beschränkung auf heimatliche Stoffe, vornehmlich die Wiederholung des einen Themas, lassen gewisse Haupttypen und Situationen in ähnlicher Gestaltung wiederkehren. Die Abstammung von Postleuten und der jährliche Aufenthalt in abgelegenen Orten mögen auch dazu beigetragen haben, daß wir uns z. B. im „Gutsverkauf“, „Idealist“ und in den „Fremden“ im Wirtshause und zweimal auch den ledigen Postmeister treffen. Selbst in „König Laurin“ wäre statt der beiden Bauersleute ein Wirtspaar vielleicht besser am Platze, zu dem die Hochzeit zieht. Der Doktor, der so halb schon die Heimat verloren hat und sie, nicht zuletzt durch seine Braut, wiederfindet,

tritt zweimal, ja wenn wir den „Idealisten“ einbeziehen, dreimal vor. Für den intimen Kenner Domanigs ist aber nichts gesagt, wenn es heißt, da ein Doktor, dort ein Doktor, da ein Wirt und eine Wirtstochter und dort welche; denn welcher ein anderer ist der Doktor des „Gutsverkauf“, der der „Fremden“ und der Doktorand des „Idealist“, wie anders Margaret, Alara und Anna! Schon Carl Conte Scapinelli hat bemerkt, daß Domanigs Milieu gerne das Wirtshaus ist. Ja, das hat noch einen anderen Grund. Das tyrolische Wirtshaus steht vielleicht in dieser Hinsicht einzig da. Der Tyroler Wirt, der noch nicht in dem einseitigen Hotelier aufgegangen ist, zählt als Repräsentant seines Volkes wie nur einer. Zugleich ist er und seine Familie meist leidlich gebildet. Und in seinem Hause treffen sich, was vor allem der Dramatiker braucht, Einheimische und Fremde. Goldoni hat seine venezianischen Lustspiele auf eine Straße vor den Barbierladen verlegt.

Ein bißchen Romantik spielt in der Geschichte der „Helden“ (Abt von Fiecht, Schwegelpfeifer von Spinges, Andreas Hofer, Jagerhans) und in das Gefüge der Geschehnisse (Gutsverkauf, Fremden, Idealist, Liebe Not) hinein; aber nichts von der unwahrscheinlichen, süßlich-ungenießbaren einer „Amaranth“ oder phantastisch-manierierten eines E. Th. Hoffmann. An Überfülle historischer und psychologischer Tatsachen und ihrer Wechselwirkungen leiden Domanigs Dichtungen nicht. Ebenmäßig-klar entwickelt sich bei ihm die Handlung aus dem Charakter und einzelnen Beweggründen. Die Außenwelt wirkt kaum, die Umwelt selten ein. Das fällt uns bei der Darstellung der Bauernerlebnisse nicht auf, kann uns aber um so reiner das allgemeine Menschliche erkennen lassen. Deshalb wählt z. B. auch Egger-Dienz seine Tyroler Bauern als Träger allgemeingültiger Ideen. Das urwüchsige, echte Landvolk hat noch am besten das natürliche Menschentum bewahrt. Und um so kräftiger und inniger ist auch das Innenleben entfaltet. Dem Helden- und Opfermut für Gott, Kaiser und Vaterland, der Selbstzucht und Selbstaufopferung, das Nieder-

ringen der selbstischen Neigung vor der Pflicht im Kleinen und großen gilt Domanigs Anerkennung. Wohl schluchzt dann manchmal das Leid auf und empört sich alles gegen Unrecht und Unsitte und befreit sich endlich der Alpdruck an tröstender Brust. Aber selbstische Sentimentalität liegt Domanig fern, ebenso wie pathetische Rhetorik, mit der man seine patriarchalische Feierlichkeit, selbstbewußte Behaglichkeit und seinen getragenen Rhythmus der Volksepik manchmal verwechselt. Je mehr er ins Spezielle und Individuelle eindringt, desto lebendiger und reichhaltiger entwickelt sich seine Kunst.

Berücksichtigt man den Willen und die langjährigen, härtesten Anstrengungen des Dichters, so muß ihn die Literaturgeschichte im Hauptsach „Dramatisch“ unterbringen, obgleich die Mehrzahl seiner Kritiker und selbst ein Großteil seiner Freunde ungleich lieber den Epiker bevorzugen und auch den Lyriker bereitwilliger anerkennen. Sie gestehen zwar, daß Domanig seltene Augenblicke und wenige Stimmungen zum reinen Lied in kurzer, prägnanter Form drängten, weil ihn die eigene Natur und die ernste Auffassung des Berufes zur Gedankendichtung führten und ihm ungewollt der Weg vom Herzen auf die Lippen durch den Verstand ging und auf diesem Wege die ganze Welt sich in seinen Gedanken widerspiegelte. Die eigene Natur und die in die Augen stechende Begabung verwiesen Domanig auf das epische Gebiet. In dem Talteßel von Sterzing, bei den homerischen Bauern, in seinem idyllischen Heim tritt uns der Erzähler am nächsten. Auch sein Leben und das Leben seines Volkes fordert den Epiker heraus, dessen kraftvolle Anlage freilich nicht allein ihn in den Bereich des Dramas verlockte. Die intellektuelle Kraft, der bildhafte Sinn und die Unmittelbarkeit gegenüber dem Volksleben beeinflussten wohl am stärksten den Poeten, der auf der Bühne das Für und Wider seiner Kulturideen dem größten Publikum verlebendigen konnte. Auf beiden Gebieten bewährt Domanig sich als tiefgründiger Psycholog, der es liebt, Charaktere und Anschauungen zu

entwickeln und gegebenenfalls auch den heimatlichen Hintergrund, die Landschaft, das Bauernhaus — freilich meist nur das ihm Bedeutende des Bauernlebens und ihrer Gebräuche und Sprachen — auszunützen verstand. Seine Rede ist kräftig, anschaulich, edel, ruhig, klar und einfach, rhythmisch getragen von den seelischen Schwingungen des Dichters, ohne viel Bilder und Vergleiche, geschmückt mit Sprüchen und Volksausdrücken und =wendungen und belebt von stillem Humor. Eine Sammlung allgemein gültiger Sentenzen in kurzer, schlagender Form ließe sich aus Domanigs Werken zusammenstellen. Die Sprache lehnt sich syntaktisch an eine gewählte Tyroler Umgangssprache an, die im lebhaften Dialog so recht zur Geltung kommt. In dem Gedicht „Christnacht“, dem Dialog „Grobianus“ und dem Spiel „König Laurin“ hat er sich als Mundartdichter des unteren Eisaktales rühmlichst hervorgetan. Im Dialektvers charakterisiert Domanig Individualitäten schärfer als z. B. im klassischen Blankvers der Historien, der um nichts besser oder schlechter ist wie bei Grillparzer. Geschmeidiger fügt sich der Quinar dem Erzähler. Verstunst für sich betreibt Domanig nirgends. Es fehlt ihm die Strenge und Kasse der Form. Das Sprachliche ist ihm nur das Gewand, bald der feierliche Faltenwurf, bald das dauerhafte ländliche Kostüm. Und wie er dieses nicht schildert, so ist auch seine Rede wohl manchmal behaglich=breit, aber nie eitel Geschwätz, sondern wohl überlegt und fest gefügt. Von Dichtung zu Dichtung gewinnt der Ausdruck an individuellerem Charakter. Durch den persönlichen Einschlag steigert sich ihre Lebhaftigkeit und Gemütlichkeit, und nicht selten klingt ein feines Lachen und die charakterisierende Komik des überlegenen Phlegmatikers durch.

Vor allem in den Vers- und Prosa-Erzählungen. Ein Stimmungsaufstakt, und wir stehen in der kleinen Handlung. Was nicht zu ihr gehört, was den Moment der typischen Erscheinung beeinträchtigt und das psychologische Interesse entbehren kann, wird abgestoßen. Das ideell Gültige, stofflich Unverwesliche hat allein Berechti-

gung. So gleitet die Darstellung klar, ruhig, lichtvoll, behaglich vorwärts. Die Wärme der Innerlichkeit und der Hauch der Stimmung nehmen uns ein. Da überrascht eine Wendung, zeitlich eilen wir durch Jahre und Jahrzehnte, und in einem anderen Tale oder Dorfe tauchen wir wieder auf: die Entwicklung ist nicht unterbrochen. Wir staunen über die vielen kleinen Erfindungen, die Züge aus dem Volksleben, die Wendungen aus der Mundart. Die Freude am Schildern der Kleinigkeiten und der spezifischen Merkmale, die helle Beleuchtung und die Wärme des Empfindens hat Domanig mit Gottfried Keller gemein. Johannes Mumbauer mahnt uns mit Recht: „Diese Erzählungen lesen sich so schlicht, daß der Oberflächliche meinen könnte, es sei gar nichts besonderes; bis zu solcher selbstverständlichen Natürlichkeit ist hier der Stoff bewältigt. Wie viel feine Kunst und welch psychologischer Scharfblick aber in ihnen steckt, das vermag nur der literarische Feinschmecker zu ermessen.“

Nicht alle Erzählungen werten wir gleich. Die meisten der Volksgeschichten, einige aus dem „Hausgärtlein“ und „Marco“ im „Wanderbüchlein“ zählen zu den besten. Die „Kleinen Erzählungen“ stehen den gelesenen Dorfgeschichten Rossetters in nichts nach. Freilich in der Menge solcher Geschichten, in dem stofflichen Reichtum, der Erfindungsgabe und Spannungskraft kommt Domanig an den Steirer nicht recht heran. Ob aber dieser seine Landsleute in den zahllosen Büchern so vertieft und so künstlerisch wahrheitsgetreu dargestellt hat wie der Zyniker die seinen in wenigen? —

Es ist wohl hier überflüssig, von dem Verhältnis der Katholiken zum Berufstheater zu schreiben und daraus das Mißtrauen auf eigene Kräfte, die Hyperkritik über die eigenen Leistungen und das Nichtstun für die eigenen Autoren zu erörtern. Unter diesen Verhältnissen leidet auch die Behandlung der Domanigschen Dramen, obgleich gerade mehrere von ihnen als die Bühnenfähigsten unter allen Schauspielen katholischer Dichter von verschiedenen

Fachleuten hüben und drüben bezeichnet wurden. Wir wagen es fast nicht mehr, für unsere Bühnenstücke einzutreten, weil schließlich doch der laute Brettererfolg fehlt.

Domanig war der älteste unter den lebenden Bühnenschriftstellern Tyrols (Seeber * 1856, Jenny * 1858, Kranewitter * 1862, Ledleitner * 1865, Greinz * 1866, Schönherr * 1869, Außerer * 1876, Brix * 1880 usw.). Was vor ihm in seiner Heimat Theaterstücke schrieb, nahm antike (wie noch Adolf Pichler und Außerer) und vaterländische Stoffe neben ritterlichen und legendären. Beliebt waren die Figuren des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche und seines Gegners Oswald von Wolkenstein, auch Philippine Welsch, vor allem aber die Verteidigungs- und Befreiungskämpfe von 1703 (Martin Sterzinger), 1797 (Mädchen von Spinges) und 1809 (Andrä Hofer, Spedbacher, Straub, Peter Mayr, Siegmayr u. a.). Die moderne Schaubühne haben die wenigsten der älteren Dramen auch nur einmal gesehen und außerhalb des Landes sind sie fast alle ganz unbeachtet geblieben. Erst seit Schönherrs Bauernstücken spricht man allgemeiner von tyrolischer Dramatik.

Die Erklärung für die späten Erfolge der Tyroler auf dem Gebiete des Dramas, auf dem sie sich im 15. und 16. Jahrhundert besonders betätigt hatten, sei hier versucht. Der allgemeine Literatūraufschwung Tyrols im 19. Jahrhundert wurde durch die Zensur gerade bei den Dramatikern am einschneidendsten unterbunden. Die nächstliegenden und zügigsten Stoffe, nämlich die aus den Freiheitskriegen, erregten am meisten Anstoß. Das Zensursystem behinderte auch das Wiederaufleben der vordem fast in jedem Orte üblichen geistlichen und weltlichen Bauernspiele. Die wenigen Theater in den kleinen Städten standen (wie sie heute stehen) unter dem Einflusse der Wiener und Münchener Mode, die viel eher die Masse füllt als ernste heimische Kunst, welche den Direktoren und Spielern große technische und sprachliche Schwierigkeiten bereitet und bei jeder Aufführung des einen die Eifersucht der anderen Poeten zu erregen droht.

Die Reste der alten Volksschauspiele dienen teils den Städten zur Erheiterung (so das Bauerntheater in Pradl-Innsbruck), teils der Landbevölkerung zur Unterhaltung und Erbauung. Erstere bringen blutige Ritterstücke, letztere Legendendramen und (in Erl, Vorderthiersee und Brixlegg) auch Passionsspiele zur Aufführung. Durch den Fremdenverkehr verleitet, wollen verschiedene Spielgesellschaften sich dem Geschmack und den Wünschen der Städte anpassen, für welche vornehmlich die patriotischen Bildbarstellungen in Meran, in etwa auch Rastelruth (mit den Stücken von F. v. Scala) eingerichtet wurden. Im letzten Jahrzehnt hat sich unter Ferdinand Erl eine aus dem Pradler Bauerntheater

hervorgegangene Berufsspieltruppe an den Anzengruberstäuden geschult. Sie gibt während des Sommers im Löwenhaus zu Innsbruck und im Winter durch Gastreisen auf größeren Bühnen neben diesen tyrolische Bauern Dramen von Schönherr, Kranewitter, Greinz, Jenny und Brix andere Volksstücke. In älterer Zeit fehlte also den meisten Talenten die „Dressur“, die Beziehungen zur Bühne und die Aussichten auf Erfolg. An den heimischen Bauernspielen wollte niemand anknüpfen und so studierte man bei Schiller und Anzengruber.

Wir verzichten, Domanigs Altersrang vor den Genannten mit Gustav Freytag dahin zu deuten, daß mit unserem Dichter das Tyroler Volk jene Höhe der Entwicklung und Vertiefung des Gemütes und Geistes erhalten hat, die dem Techniker als Vorbedingung erscheint, dramatische Wirkungen durch die Kunst hervorzubringen. In letzter Zeit stand die tyrolische Bühnenkunst im Mittelpunkt des literarischen Interesses, daß es am Plage ist, auf ihren ältesten Vertreter im Rahmen der tyrolischen Bühnengeschichte ausführlicher einzugehen, wenngleich sich ihm nur schwer die Pforten unserer Schauspielhäuser öffnen wollen. Karl Domanig hat als erster unter den Gerühmten historische und kulturelle Tyroler Thematika für die Berufstheater dramatisiert und seinen volkstümlichen Stoffen entsprechend sich eine eigene freiere Technik zurechtgemacht und sie mit der heimatlichen Mundart zur Bühnensfähigkeit geadebt. Leider fehlte gerade ihm die Anregung und Anschauung der lebendigen Bühne und die Fühlung mit ihren Wimen und Technikern. Nur vorübergehend (anfangs der neunziger Jahre) fand er in Adam Müller-Guttenbrunn einen sachmännischen Berater. Domanig hatte infolge seiner geringen Erfolge an Berufstheatern auch kein Interesse am modernen Bühnenschaffen und -denken und stand zuletzt der vorherrschenden Dramatik fremd, um nicht zu sagen — verständnislos gegenüber.

R. H. Greinz, den selbst seine kräftige episch-plastische Anlage nachgerade wiederholt auf das dramatische Gebiet mit derben Schlagern verlockt hat, warf schon im Jahre 1889 („Unsere Zeit“, Leipzig, 6. Heft) dem Dichter des „Kronenwirtes von Hall“ vor: diese dramatische

Episode sei zwar reich an kräftigen Einzelstellen, nach ihrem Gesamteindruck aber leidend an dem künstlerischen Zwiespalt zwischen dem Wesen eines Dramas und dem eines Epos. Greinz könnte heute seine einseitige Kritik wohl nur damit begründen, daß Domanigs Handlungen mit undramatischen Erzählungen und Einzelreden belastet und nicht immer einheitlich und folgerichtig aufgebaut sind. Weiters tritt bei Berücksichtigung aller Dramen Domanigs die mangelhafte Herausarbeitung der Effekte und der lose Zusammenschluß mancher Aktionen und die Vorliebe für seelische Vorgänge und „passive“ Helden, d. h. für mehr geschobene und zuschauende als selbsttätige, zutage.

Ausgehend von den klassischen Meisterwerken eines Schiller, Kleist und Grillparzer, hat der Tyroler Volkspoet fraglos eine bedeutende Entwicklung vom idealistischen Akademismus, in dem noch Adolf Bichler stecken blieb, zu einer freieren Behandlung der Stoffe und lebensvolleren Gestaltung der Personen, vom Typischen zum Persönlichen durchgemacht und war überall wieder bestrebt, im Individuellen, speziell Tyrolischen, das Allgemeingültige hervorzuheben. Straub und Hofer sind hiefür schon Zeugen. Auf die Gegenwartsdramen hat Anzengruber einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt in Form und entgegenwirkender Tendenz. In allen Stücken hat Domanig gegenüber den verbrochrealistischen Bauernstücken der Mode, den Brutalismen der Triebe, eine gewisse Reserve bewahrt. „Ich will nicht zum Volke hinabsteigen, ich will es zu mir heranziehen. Du weißt ja, ich wohne auch tyrolerisch, ja, aber durchaus in keiner Bauernstube.“ Es ist derselbe idealistische Konservatismus, der alle Dichtungen Domanigs adelt, derselbe, der über Mode und Augenblickserfolg die gesteckten hohen künstlerischen Richtlinien nicht vergißt und zwischen Volkskunst und Klassizismus vermittelt.

Schon Dr. Jos. Sprengler hat auf die technische Eigenart Domanigs aufmerksam gemacht, indem er von den Historien schreibt: „Eine Mischung von Stildrama und Volksstück. Diesem entnimmt er das bildhafte Erfassen.

So sind die Szenen, wo die Kronenwirtin am Marterl betet, oder wo Hofer Abschied nimmt, lediglich gestellte Bilder. Diesem entnimmt er auch die typischen, geraden Charakterlinien, die Holzschnittmanier; diesem auch den musikalischen Einschlag, wenn er in einem Jodler, in einem weichen Liedchen, in einem patriotischen Sang den Sinn, das Zielstreben der szenischen Situation zusammendrängt. Hingegen berührt er sich mit der getragenen, stilisierten Bühnendichtung in der spiegelklaren, sprachlich gerundeten Sentenzform und in der Art, wie er das dichterische Pathos in gebundener Rede rhythmisch anschwellen läßt. Architektonisch betrachtet, gipfelt sowohl „Straub“ wie „Hofer“ in einem meisterhaften Höhepunkt. Dort bildet ihn der 3. Akt, hier der von tragischer Ironie gesättigte 2. Aufzug des 3. Aktes. . . . Um 3. Akt des Kronenwirtschauspiels sind übrigens wie an einem Musterbeispiel die beiden Arten der Bühnenkunst, die dramatische und theatralische, in scharfer Sonderung erkennbar. Theatralische Spannung ist es, wenn wir mit Furcht und Bangen an jeder Minute, an jeder Sekunde haften. Wann schlägt es 4 Uhr? Kann bis dorthin noch Rettung werden? Ein dramatisches Ringen wühlt in der Brust des Helden, wo sich gleichberechtigte, gleich wichtige Motive wirr kreuzen.“

Noch stärker als bei den Historien tritt bei den Schauspielen aus der Gegenwart das Volksstückmäßige, das Episch-Lyrische, das Bildhafte hervor. Auf die Ursache, die Einwirkung der tyrolischen Bauernspiele, wird bei Behandlung des „Grobianus“ eingegangen. An Stelle der Handlung sehen wir manchmal nur Vorgänge, an Stelle von Spiel und Gegenspiel meist Gegensätze: der Spekulant und die Erbeingesessenen, die Modeliteraten und der Dichter von Beruf, die Genußmenschen und die einfache Familie der Arbeit, die irdische und überirdische Weltanschauung. Im „Idealist“ und „König Laurin“ stehen die Gegensätze nebeneinander, im „Gutsverkauf“ und in der „Lieben Not“ teilweise gegeneinander, aber nie in offenem, gleichmäßigen Kampfe miteinander. Bald vermittelt bald ein Doktor oder

ein Theaterdirektor, bald ein Better oder ein betäubender Trank. Die Expositionen verraten wiederholt die Höhen und die Ausgänge und so empfindet man die schildernden Szenen erst recht als Einschübe.

Daß Domanig das Bühnengemäße, vorab das Theatralische kannte und es ebenso wie seine Typen auszuwerten wußte, wird nicht mehr geleugnet. In dem gefunden Erfassen der Wirklichkeit und der Echtheit seiner Charakteristik, in der idealistischen Zuversichtlichkeit und Ehrlichkeit und in der zielsicheren Kraft der Durchführung übertrifft Domanig gar oft seine Vorgänger und Vorbilder und könnte auch den jüngeren Tyrolern als Muster dienen, auch wenn er die straffe Technik des Stildramas aufgibt und in die Augen springende Leidenschaften meidet.

Obgleich er großen Kräften und Feindseligkeiten nicht hätte aus dem Wege gehen müssen — das bewies schon „Der Abt von Fiecht“ —, hat Domanig doch sein Können nicht in den Dienst des Außenkampfes gestellt. Er wollte vor allem im Innern überzeugen, rühren und erheben. Und da möchte ich fast mit Scapinelli von Domanig behaupten: „Ich hatte bei der Lektüre seiner Bücher den Eindruck: Dem Schreiber ist es hier nicht um ein Drama, um einen Roman als solchen zu tun, sondern vor allem darum, sich auszusprechen, seine Meinung zu sagen, sein Innerstes reden zu lassen. Es liegt in diesem Zuge — etwas ungeheuer Ehrliches und Impulsives. Und diese Ehrlichkeit an sich drückt jedem Werke den Stempel eines Kunstwerkes auf und legt in jedes eine erhabene Idee, für die er eben kämpft.“ Domanig drückt seine Gedanken in der Form aus, die sich ihnen am besten eignet, und betrachtet die dramatische und epische Gestaltung als ein Mittel, um seine Ideen zu entwickeln. Da ist es ihm in seinen kulturellen Bestrebungen oft schwer, hinter seine Gestalten zurückzutreten, ja sie dienen ihm in dem „Gutsverkauf“, den „Fremden“ und im „Idealist“ geradezu als Sprachrohr, oft als Spiegel in verschiedenen Masken.

Man wird das Wort nicht mehr mißverstehen: Auch

die Form und Technik wußte ja Domanig zu beachten, wenn er sie freilich nicht über alles stellte. Auf Grund seiner gefestigten Weltanschauung entstanden trotz vieler Hindernisse eine Reihe von Vollblutwerken. Das Können und Wollen entwickelte und erweiterte sich mit ihnen und so stehen wir vor hervorragenden Schöpfungen auf verschiedenen Gebieten, unschlüssig, welchem wir den Vorrang geben sollen. Daß in den beengten Verhältnissen das Weite und Tiefe seines großen Blickes, in der Absonderung das allgemein Menschliche und in der Belastung der Kräfte durch die Berufsarbeiten die hochstrebende Schwingen- kraft gelitten haben — wer will's leugnen? Wir wollen uns aber der Anschauung nicht verschließen, daß seine angefeindeten Werke ihre Kraft und ihren Wert noch nicht entfalten konnten.

Schließlich wolle man noch eine Eigenart des Dichters berücksichtigen. Karl Domanig schuf langsam und schwer, sein Dichten war stets ein Ankämpfen gegen die Vernüch- terung des Lebens im Berufe und ein Ringen des verstandes- mäßigen Erfassens der Zeitfragen mit der beschwerten Phantasie; es mangelte dem Dichter die reiche Abwechslung, die vielseitige Anregung, das kongeniale Einwirken und die helfende Kritik. Nicht jedem auftauchenden Gedanken mochte er folgen und er überlegte, was er schrieb, änderte und besserte und feilte, ließ aber auch nichts nach außen hin hören von Plänen und vom Vollendeten. Er gehörte nicht zu den red- seligen, fingerfertigen Schriftstellern, über die sich Anzen- gruber gelegentlich bitter lustig macht, wenn er von jenen Akrobaten des Schreibtisches spricht, deren Schweiß zu lecken das Publikum nicht müßig werde. Unserem Tyroler fehlte die berühmte „leichte Hand“, von der unsere „bürgerlichen“ Theaterdirektoren und „schöngeistigen“ Verleger schwär- men. Er wollte nicht auf Bestellung schreiben oder gar das Sujet sich diktieren lassen. Zwei einzige Male ent- sprach er der Bitte um einen bestimmten Beitrag, als er, einer Einladung des Abgeordneten Franz von Zallinger folgend, einige Wochen auf dessen prächtigem Landsitz am

Ritten zubrachte. Die Gemahlin und die Schwester Anna des Gastherrn wollten „Das Wunder von St. Georgenberg“ und „Ludovicus Saxo“ (Tyroler Hausgärtlein) für den von ihnen unterstützten Eucharistischen Kalender. Was Domanig an Gelegenheitsgedichten schrieb, ist besonderer Behandlung kaum wert. Es mußte in ihm erlebt und aufgewachsen, ein Teil vom Eigenen geworden sein, was ihm zum Kunstwerk wurde. Es erging ihm wie seinen Tyroler Bauern, die, auf Gott vertrauend, ihre Saaten säen und den ganzen Sommer im Schweiße schützen, bis ein glücklicher Herbst ihnen in wenigen Tagen die ganze goldige Ernte unter die Sichel wirft. So konnten wir erleben, daß plötzlich das langverhaltene Künstlerfeuer in dem schwerblütigen Manne ausbrach und der Dichter in ein, zwei Wochen seinen „Abt von Fiecht“ und seinen „Andreas Hofer“ (in Rom) niederschrieb, freilich, um dann noch lange daran zu bessern und zu ändern, bis Künstlerwerk und Künstlerintention sich deckten. Jede Neuauflage wurde zur Neuauflage des Werkes.

„Daß der Baum, den ich mit Liebe und Fleiß herangezogen, dereinst brauchbare Frucht tragen werde, hoffe ich freilich. Aber man ißt die Feige vom Baum, die Mispel muß erst lange liegen und sich bräunen, ehe sie schmackhaft wird; und daran kann der Gärtner nichts ändern.“ (R. Domanig, Selbstporträt.)

Von den einzelnen Werken.

Das Wanderbüchlein durchs Leben.

Wo ich ein Obdach suche,
Wird man den Gast befehen,
Mit einem Unbekannten
Besinnst du dich zu gehen:
Hier denn mein Wanderbüchlein,
Daraus läßt sich erfahren
Person und Stand und Heimat,
Gesinnung wie Gebaren;
Wie ich irrte und strebte,
Verkünden Lied und Sprüchlein —
Mög's Herberg und Gesellen
Mir schaffen das Wanderbüchlein.

Wer die harmonisch gefestigte, zielbewußte Persönlichkeit, den tief-innerlichen Menschen, die gerade, kraftvolle, gemütsreiche Bergnatur, den festen, in gewissem nur zu bescheidenen Sinn, das milde, im Glauben geläuterte Herz, sein Weib und Lieb, sein Suchen und Finden, kurz: dieses christlichen, deutschen Dichters Werdegang kennen lernen will, der greife zuerst zu den wenigen anspruchslosen Gedichten, die Domanig in sorgfältiger Auswahl als seines eigenen wechselvollen Lebens Wanderbüchlein i. J. 1906 der Öffentlichkeit übergab.

Domanigs lyrische Gedichte stammen zum überwiegenden Teil aus seiner Studentenzeit in Innsbruck und Rom. Ähnlich wie Otto Ludwig hat er später auf solche unmittelbare persönliche Bekenntnisse selten geachtet, da er angesichts der bewußten Aufgabe alle dichterischen Kräfte

für seine großen epischen und dramatischen Werke disziplinieren wollte. Die wenigen späteren Lieder brachten ihm das Verhältnis zu seiner Braut und Familie ein. Die Gedichte erschienen zuerst verschiedenenorts. 1880 traf Drmanig die erste Auswahl, da er seiner Schwester Paula bei einem Familienfeste ein Heftchen Gedichte überreichte, ein zweites Mal, als er 1903 schwerkrank darniederlag und sein literarisches Testament machte. Unter den 39 Gedichten auf 55 Seiten sind schneidige Studentenlieder, warm empfundene Wanderweisen, Gedichte an Liebe, Braut und Gattin, aus dem Familienleben, Früchte erprobter Lebenserfahrung, Ausflüsse einer hart erkämpften, festgegründeten Weltanschauung. Die wenigen patriotischen, politischen und Gelegenheits-Gedichte, welche Drmanig noch verfaßt hat, wurden, weil nicht in den Rahmen des Wanderbüchleins passend, weggelassen und sollen nun als „aus seiner Zeit“ selbständig erscheinen. Die Gedichte wollen ja den Menschen zeigen auf seiner Wanderung durchs Leben. Deshalb ist auch nicht an einer chronologischen Anordnung der Beiträge festgehalten worden. Der Leser dieser Arbeit kann nun aber doch die einzelnen Poesien als Beiträge zu des Dichters innerlichen Geschichte hinnehmen und zugleich die wichtigsten Stationen seines Lebensganges erkennen.

Jeder ist geladen, im Geiste mitzuwandern. Der Dichter gibt ihm sogleich „zu wissen“:

Wie ich nun fühle, sinn' ich,

Und wie ich rede, bin ich.

„Eine ganze Ethik und Ästhetik“, schreibt Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Dehl, „liegt in diesem schlichten Verslein beschlossen: eine Ästhetik des Echten, Wahren, Erlebten, des künstlerisch Vollwertigen. Alle Ziererei, alle Künstelei, alles Gemachte ist dieser als Mensch wie als Dichter lebenswahren, lebenswarmen Persönlichkeit völlig fremd. Sowohl in den eigentlich lyrischen Stimmungsbildern — jedes der Naturselbstabdruck dichterischen Gemütes — als auch in den episch beschwerten und in den ganz epischen und balla-

desken Stüden spricht sich immer ein einheitlicher, lebensvoller Dichtercharakter aus. Lieder wie ‚Heimweh‘, ‚In der Fremde‘, ‚Friede‘, ‚Meiner Braut‘, ‚Mein Talisman‘ sind von so zarter, inniger, feiner Schönheit, daß sie sich wie von selbst in jedes empfängliche Gemüt tief einprägen. Das untrügliche Kennzeichen für den Vollwert eines lyrischen Gedichtes ist mir seine Unaustilgbarkeit, seine tönende Lebendigkeit, die immer und immer wieder aus Seelentiefen emporklingt. Gewisse Verse und Strophen sind völlig in den Rhythmus meiner Innerlichkeit übergegangen. Und so auch von Domanig: manche Verszeile von ihm ist mir sozusagen stets gegenwärtig, ist mir unvergänglicher Besitz geworden. . . .“

Die Klangwirkung und Innenschönheit der Lieder nach dem Muster eines Eichendorff, Uhland, Fr. W. Weber und der Volkslyrik hat ihr Gegenstück in der Würde, Kraft und Festigkeit, mit der Domanig zu anderen Malen in schlichten, scharfgeprägten Sprüchen seine Mannesüberzeugung verkündet und verteidigt. Wieder hat der Tyroler Volkspoet mit den Minnesängern so manches gemein, inhaltlich wie äußerlich. In bekannter Bewährtheit tritt der Erzähler in behaglicher Breite auf. Der Mode steht der Dichter gar wählerisch gegenüber. Nur bei „Trost“ und „Angedenken“ versuchte er sich statt der vorherrschenden Liedform mit Glück eines freieren Reihenbaues. Andere Formen, auch der hochdeutsche Hexameter, lagen nicht so ganz im Rahmen der Technik, die ihm geläufig war. Mancher Vers klingt hart und herb; der Inhalt mag es meistens erklären. Es wäre oft schwer, die geschraubten Ausdrücke und Stellungen und lässigen Reime, die vereinzelt auftauchen, zu verbessern, ohne die Eigenart des Dichters zu beeinträchtigen.

Für die neue Auflage wollte der unermüdlche Verbesserer ja einzelnes ändern, aber auch sein Wanderbüchlein vergrößern. Verdiente doch noch dieses und jenes Gedicht, das verstreut in Büchern und Blättern und verborgen im Schreibtisch des Dichters liegt, Aufnahme in die Samm-

Heimat

Im Thal drin, g'altersmiltelt drin,
Ist mei Heimath, da is die Stutz.
Dübl' i mei ^{Heimath} ~~Heimath~~ ein und blüet so
Duch i an mei Liebe Heimath g'stupf!

Wann is jetzt u so ganz oben stant
Im Ruff der Klippen ober Grafschloß
D's i dort bei übi blüh'gen Baum
Auf die Pfadung aus in Feiner Land!

Ch

(nicht stehend)

lung. Auch konnten wir einige neue „Kleinigkeiten als besonderes Gnadengeschenk“ des schaffenskräftigen und freudigen Dichters erhoffen. Hatte er ja in letzten Jahren, so anläßlich des Todes seines Freundes Hofrat Univ.-Professor Dr. J. M. Berner ein prächtiges Stimmungsbild, zu Frau Irmgards 50. Geburtstag ein Festpoem (S. 62) und in seinem lieben Antholz uns einen Bachsegen geschenkt.

Letzte Tage.

Schwelgt das wonnetrunke Auge
In des Herbstes Farbenfülle,
Tragt die Seele in der Stille
Was die Pracht nur alles taugt?

Wenn der schöne Tag zur Reife
Bräunt der Reif die bunten Blätter
Und wie bald von Wind und Wetter
Ganz entblüht sind alle Zweige!...

Ach, so hat in deinen letzten Tagen
Uns entzündet noch deines Geistes Blüte,
Deines Herzens wunderbare Güte,
Daß wir dich um so härter klagen!

Bachsegen.

Bachsegen heut? . . . „Das ist euch, scheint es, neu?
Herr, in der Wilde unseres Alpental's,
Wo rechts und links die vielen Muren stehn,
Wo uns der Talbach über Nacht oft Felder
Und Häuser hat vertragen, ist's ein Wunder,
Wenn man sich da an unsern Herrgott wendet?“

Wohl ich verstehe! Hör', die Kirchenglocken,
Jetzt ziehen sie! Die ganze Talgemeinde,
So alt wie jung. Der Priester in der Mitte
Mit dem Sanctissimum. Am Wegkreuz hält er,
Das Evangelium zu lesen und
Zu segnen . . . Weiter geht es, immer unter Beten.

Das ist ein hübsches Bild, ein farbenreiches!
Lautfrisch der Morgen und die Berge glänzen
Im Neuschnee Ins Gebet der Menge mischt sich
Der tolle Bach, der Lerche jubelnd Jauchzen . . .
Ich geh nicht mit. Nicht Hof und Ader
Sind mir, dem Zugereisten, hier gefährdet.
Am Zaun gelehnt, von ferne seh' ich's an . . .

Und dennoch bet' ich, dennoch muß ich beten:
Vor jenen Bächen, die auch mich bedrohen —
Weh' vor der Unzucht Mure rette mich!
Vor dem Geröll unheiligen Jornes, Herr,
Und vor des Hochmuts Güssen! Stau' die Bäche,
Die mich bedroh'n, mein Haus und mein Gefild',
Der du nicht willst den Untergang des Sünders . . .
Herrgott, erlöse uns vom Übel! Amen.

Nach dem letzten Besuche bei seinem schwerkranken
Freunde Eduard Hlatky begann Domanig folgendes
Gedicht:

Ich werd ihn lebend wohl nicht wiedersehen.
Sein brechend Auge sagts, der Druck der Hand:
Auf Wiedersehen d o r t, dort oben, Freund!
Schon morgen, mein' ich, hat er — ausgerungen.

Wie er gewollt, arm unter Armen,
Verläßt er diese Welt; im Krankenhause . . .
Raum Einer kennt ihn hier, den großen Dichter
Des „Weltenmorgen“. Und was liegt daran?

Wie nichtig, ach, ist alles vor dem Tode!
Viel andres nimmt er mit: den starken Glauben,
Die Hoffnung und die Lieb, die Schlüssel alle,
Die ihm das Tor des Paradieses öffnen.

Wie das nun sein wird, wenn er drüben eintritt!
Wenn aus dem Dunkel ihm das Licht erstrahlt,
Aus diesem Jammertal der Morgen aufsteigt!
Der neue Weltenmorgen! Wie das sein wird . . .

Ja, wie ich selber einst — vielleicht in Bälde, —
Mich drüben finden werde, der Gedanke
Ließ mich nicht los im Lärm der Gassen,
Die ich durchschritt, und noch daheim verfolgte
Mich jene Frage, als ich müd und schläfrig
Das Bett gesucht — die Frage, wie es sein wird . . .

Zum Schlusse noch Domanigs lektvollendetes Ge-
dicht, einen Gruß vom Sterbelager an eine Tochter. Es
charakterisiert den Gedanken von jener einseitigen Welt,
in die sich der Jagerhans im „König Laurin“ gefangen
gab.

Die Welt.

Kind, o Kind, in deinen Jahren
Hast du nicht die Welt erfahren.

Eine harte Herrin ist sie.
Nichts als Arbeit, Müh und Sorgen
Karge Kost, so heut wie morgen,
Hohn statt Lohn —
Glücklich, wer der Welt entflohn.

Und sie möchte jeden fangen.
Zwingen ihn in ihrem Dienste
Unentbehrlich, unumgänglich
Scheint sie manchem —
Doppelt glücklich, wer die Welt nicht braucht.

O die Welt! Du kennst nicht, Kind;
Ihre Launen, ihre Tüde,
Lauernd stets, wen sie bedrückt
Mit der Fessel. —
Dreimal glücklich, wer die Welt nicht kennt.

Aus der Reihe der feingeschliffenen Spruchverse greife
ich als echten Domanig aus dem „Wanderbüchlein“ heraus:

Liebe.

Ein Maßstab ist, der Liebe Macht
Und Wert zu messen:
Wie weit du es durch sie gebracht
Im Selbstvergessen.

Burſchenmut.

Viel hat ſich vergoren,
Was einſt mir lieb;
Nichts iſt verloren,
Da eins mir blieb,
Das ich verwertet
Als Waffe und Gut,
Im Sturm gehärtet: —
Mein Burſchenmut.

Neben ſolchen kernigen Lebensſprüchen ſtehen kleine
ſchlichtempfundene Lieder. Mehrere haben denn auch in
Joſ. Pembaur, Ign. Mitterer, Frz. Witt, Hans Enders,

Max Springer und vorab in Vinzenz Goller und anderen Künstlern treffliche Vertoner gefunden. Nur einige Beispiele für Domanigs Volks- und Kunstslyrik:

Einsiedel.

Einsiedel hat gebetet
Für einer Seele Ruh,
Befahl dem Herrn die seine
Und schloß die Augen zu.

Und wie er schlief, da weckte
Sein Röslein über Nacht,
Das er in jungen Jahren
Von draußen mitgebracht.

Welt sah es und verblühen
Der rote Morgenschein;
Einsiedel hub die Augen: —
„Sie wird gestorben sein!“

In der Fremde.

Wie sind wir doch einander fern!
Wann ich will schlafen gehen,
So muß bei dir der Morgenstern
Im hellen Glanze stehen.

Und wie es Abend wird bei dir —
Du sendest mir den Muttersegen,
Da springt ihm auf der Schwelle schier
Mein Morgengruß entgegen.

Mein Talisman.

Schön warst du, wie's die Bilder sagen —
Was gilt uns das Gewesensein? —
Hast den Rubin am Hals getragen,
Der funkelte, doch war es Stein.

In Kisten haben sie und Wagen
Die reiche Gist ins Haus gebracht,
Doch sieh, wonach die Menschen jagen,
Mich hat es glücklich nicht gemacht.

Was ich geschäht, was nicht verblühte,
Der Talisman in meinem Schmerz,
Der in den Stürmen höher glühte, —
Mein Weib, mein Lieb, es ist dein Herz!

Hier die männliche Neuschöpfung des geistlichen Liebes
„Harre meine Seele . . . Und ein neuer Frühling folgt
dem Winter nach“:

T r o s t.

Uns hat die allerlängste Nacht
Des Winters Anfang erst gebracht.
Die kleinen Vöglein zagen,
Die armen Leute klagen:
Der Winter, der grimmige, naht! . . .

Und unterdessen —
Habt ihr's ermessen? —
Hat sich gewendet die Sonnen,
Der Tag hat zu wachsen begonnen
Und wächst in die Länge, so früh als spät,
Bald regt sich und dehnt sich die schlafende Saat
Und der Frühling, der Frühling, der Frühling, er naht!

Unter den epischen Dichtungen des Wanderbüchleins
gemahnt die „Ballade“ vom Reiter und seinem Lieb
in der Einfachheit der Form und der Wucht der Worte an
die Volksepik. „Platonismus“ (S. 42) birgt ein köstliches
Selbstbekenntnis des verliebten Hochschülers in Hans Sachs-
schen Versen. „Meiner Mutter“, in Stil und Maß
und Stimmung des alten Voß gehalten, gibt sich wie ein
Teil des Festpoems zum 80. Geburtstag der Heißgeliebten,
Hochverehrten. „Allerseelen“ ist ja schon fast zum
Gemeingut des süddeutschen Volkes geworden: ein charakte-
ristisches Gedicht in der Entwicklung des Epikers in Form,
Inhalt und zum Schlusse der erst dramatischen Darstellung
mit der — „Tendenz“:

Wenn ich selber
Als ein Bettler, so voll Hunger,
Angetan mit wenig Lumpen,
Ach, im Staub und Schmutz der Straße,
Herr, vor deinem Thron erscheine:
Ob mir helfend dann nicht eben
So zu Statten meiner Kinder
Fürsprach kommen wird und ihres
Mitleids frommer Opferwille?
Denn wohl wirkst, o Vater unser,
Du es halten wie ein Vater . . .

Im düster-ernsten „Hochwild“ erzählt der Dichter von einer seiner mit Prälat Dr. Bissl unternommenen Jagden im Bafonjer Wald, wo er einen Hirschen zur Strecke brachte, und verflucht damit die Geschichte seiner bald darauf erfolgten schweren Erkrankung und Genesung: „Sei, Jäger, sei auf deiner Hut, es gilt, daß du dir selber nicht verloren gehest!“

Von „Marco“, der sich fast zu einem kleinen Epos auswuchs, schreibt Freiin Enrica von Handel-Mazzetti: Er erinnere sie in seiner schweren Gelassenheit, durch die feuriges Temperament blüthartig leuchte, an Longfellows „Tales of a wayside inn“. „Seltsam, ich werde, wenn ich Domanig lese, oftmals an den amerikanischen Goethe erinnert; die innige und zugleich mannhafte Religiosität, den edlen, keuschen Blick auf Welt und Weib und nicht zuletzt den Natursinn haben diese beiden vornehmen Dichterpersönlichkeiten gemein. Beide haben das Geheimnis des klingenden, sich in die Herzen singenden Liedes, und beide kennen den getragenen Rhythmus der Volksepik; es spinnen sich goldene Ideenfäden von ‚Miles Standish‘ zum ‚Abt von Fiecht‘ . . .“

Ein neuromantisches Epos.

Ist daz durch ein wip geschēhn
diu muoz mier suezer worte jēhn.
Parzival, Schluß.

Karl Domanigs erste Berserzählung entstand in der Zeit der Mären, die in Deutschland durch Scheffels „Trompeter“ (1854; „Ekkehard“ 1855), durch Redwig’s „Amaranth“ (1849) und Webers „Dreizehnlinden“ (1878), in Tyrol durch Beda Webers „Amandus der Einsiedler“ (1859), Adolf Pichlers „Hexenmeister“ (1871) und „Fra Serafico“ (1877) und Seebers „St. Elisabeth“ (1883) vor Domanig vertreten ist. Man hat (um es gleich hier zu sagen) im „Abt von Fiecht“ gewisse Ähnlichkeiten, Anklänge

an diese stoff- und geistesverwandten Epen der Neuromantik, vor allem an die Adolf Pichlers, in Sprache und Szenerie finden wollen. Von einer Abhängigkeit kann indes nicht die Rede sein, da Domanig, wie ich aus bester Quelle weiß, zurzeit der Entstehung seiner Erzählung weder die kongenialen Dichtungen seines Landsmannes noch die novellistischen Bearbeitungen des Stoffes von L. Aurbacher („Die Abte“, in dem Organ der Münchener Spätromantiker, „Charitas“, 1836 erschienen) und von H. v. Schmid kannte. Eine solche Annahme ist auch unnötig, um Domanigs poetische Erzählung aus dem Allgemein-Eindrucke der neuromantisch-psychologischen Epen erklären zu können.

Unser Dichter schöpfte die Fabel seines epischen Erstlings aus Hormayrs Archiv für Geschichte (1822), vor allem aber aus der Klostertradition, die ihm sein Stiefbruder, der damalige Konventuale P. Stanislaus von Fiecht im Unterinntale mitgeteilt hatte. Domanigs Freund, Hofrat Dr. Jakob Maxen in Wien, hatte ihn nach der absonderlichen Geschichte gefragt. Nun erzählte sie der Dichter auch seiner jungen Gattin, die den Zögernden (denn „schreiben tu' ich immer ungern!“) zur poetischen Bearbeitung bewog. Da entstand, so verrät der Selbstporträtist, „aus der Verbindung mit der Klostertradition mit den Angaben Hormayrs ohne viel eigenes Zutun jene poetische Erzählung, die ich als junger Ehemann im kleinen Wäldchen draußen in Himberg (bei Wien im Jahre 1885) innerhalb 14 Tage niederschrieb“ — also eine Gelegenheitsdichtung im besten Goethischen Sinne. Weihnacht 1886 konnte der glückliche Gatte „Frauen Irmgard, seinem herzlichsten Kameraden“, dem er durch die Gründung des eigenen häuslichen Glücks auch das innere Miterleben an dem Gedichte verdankt, das erste altdeutsch ausgestattete Exemplar unter den Christbaum legen. Drei Jahre später erschien die Dichtung in zweiter, mehrfach geänderter Auflage als Prachtausgabe von Eduard von Luttich, einem hervorragenden Schüler Führichts, nach den Angaben des Dichters mit sechs Vollbildern in Kupferdruck und 29 Randzeichnungen geschmack-

voll illustriert, wohl eines der glänzendsten Prachtwerke unserer Dichtkunst, das leider bei den noch neuen Namen des Dichters und des Zeichners infolge der Abneigung, die das Publikum gegen die damals überhandnehmenden illustrierten Gedichtausgaben (Goldschnittsmären) empfand, wenig beachtet wurde. Kjeld Stub übertrug 1896 den neu durchgesehenen „Abt“ ins Norwegische, auf Veranlassung des damals noch protestantischen Pfarrers von Christiania, Dr. Krogh Tonning, der selbst ein merkwürdiges Vorwort hierzu schrieb und Domanigs Erzählung „Die beiden Freunde“ übersetzte. Durch die unglückliche Wahl des ersten Verlegers erzielten die deutschen Ausgaben nicht jenen Erfolg, den „Der Abt von Fiecht“ verdient hätte. 1895 erschien die dritte, 1906 die vierte und fünfte und nach energischem Eingreifen von Freunden 1912 bei Kösel die sechste Auflage, während die gleichzeitig und später erschienenen Epen, wie z. B. von Fr. W. Weber („Goliath“, 1892) und Seeber („Der ewige Jude“, 1894) zu den verbreitetsten Dichtungen unserer Literatur zählen. Domanig hat seinen epischen Erstling im Verlaufe der Neuauflagen sorgfältig ausgefeilt und sich so manchen Wink der Kritik zunutze gemacht.

Über das Verhältnis der poetischen Erzählung zur Geschichte schrieb ein Freund des Dichters, der verstorbene Geheimrat Alexander Freiherr von Helfert: „Im Tyroler Kloster Fiecht war einmal ein Abt, mit dem Klosternamen Cölestin geheißen, vordem ein gewaltiger Krieger, dann ein willenskräftiger, unternehmender Klostervorstand (1704), der, nachdem das alte Stift in den Bergen (St. Georgenberg) zum vierten Male niedergebrannt war, im Tale ein neues mit großen Kosten zu bauen begann und zu einem großen Teile ausführte. Im Jahre 1709 verschwindet er aus dem Kloster, man weiß nicht wohin, sein Name ist verschollen, die Klosterbrüder wählen einen neuen Abt. Mehr als zwei Dezennien vergehen und es taucht in den Bergen, vom Brixener Fürstbischof empfohlen, ein alter, gebrochener Mann auf, der ein streng bußfertiges

Leben führt; man hört in der Nachbarschaft in nächstlicher Weile die Geißelhiebe, mit denen er seinen sündigen Leib peinigt, er fastet, wie man nicht strenger darben kann, bis er 1731 im Geruche der Heiligkeit stirbt — und nun erst erfahren es die Konventualen von Fiecht, es sei ihr einstiger Abt Cölestin gewesen: „Plenus virtutum obiit.“... (Nach Sinnacher starb der Abt in der bischöflichen Sommerwohnung zu Anras bei Lienz im Pustertal. D. B.) Diese beiden Perioden von Cölestins Leben, sein tatkräftiges Wirken als Abt und dann der Abschluß seines Lebens voll der härtesten Kasteiungen stehen geschichtlich fest. Über das, was dazwischen liegt, bestehen zwei in wichtigen Stücken voneinander abweichende Traditionen. Nach der einen ist der Abt mit einer bedeutenden, dem Barfonsds entnommenen Summe aus Fiecht entwichen, hat in Bamberg (wie noch die heute dort lebende Sage erzählt. D. B.) unter fremdem Namen eine Bürgerstochter geheiratet und mit ihr ein Töchterlein erzeugt, ist dann durch den vom Papst Benedikt XIII. verkündeten Jubelablaß in seinem Gemüte aufs tiefste erschüttert worden und hat, bevor er mit Erlaubnis seines heimathlichen Bischofs reumütig nach Tyrol zurückgekehrt, seine Tochter bewogen, ins Kloster zu treten. Nach einer anderen Tradition, die Hormayr in sein „Archiv“ und Wurzbach in sein „Biographisches Lexikon“ aufgenommen, war Bemb (wohl die wienerische Aussprache für „Böhme“ D. B.) — so hieß Abt Cölestin von Haus aus — Krieger, Gatte und Vater, hat im ungariſchen Feldzuge Frau und Tochter in die Gewalt der Türken fallen gesehen, wo sie mit den anderen Christen niedergehauen wurden, hat aus Schmerz über diesen Verlust das klösterliche Leben erwählt, bis er, schon zu hohen Würden gestiegen, die Kunde empfängt, die Seinen seien nicht gestorben, sondern aus der türkischen Gefangenschaft erlöst worden, worauf er sein Stift heimlich verläßt. . .“

Aus dem Totenbuche der Pfarre Anras ist zu ersehen, daß der einst insulirte Abt Joseph Behm, den Fürstbischof Kaspar Ignaz Graf Kunigl von Brixen (1702 bis

1747) zur Buße für seine Klosterflucht nach Anras geschickt hat, eines gottseligen Endes starb und im Friedhof zum heiligen Stefan vom Ortspfarrer im Dezember 1731 begraben wurde.

Domanig hat sich aus guten Gründen an Hormayr-Wurzbach gehalten, aber auch einzelne Züge (Eingriff in die Klosterkasse, Eintritt der Tochter ins Kloster, Erlaubnis des Bischofs) der ersten Überlieferung verwendet, die merkwürdige, schicksalsvolle Persönlichkeit menschlich veredelt und dichterisch verklärt, die Einzelvorgänge zu dem Konflikt der Pflichten in Beziehung gebracht und genauer motiviert, also gar vieles aus Eigenem hinzugetan; so ist auch die Geschichte des Bruders Ortwin, d. i. des Fraters Marzellan Ortner, Verteidigers und Erretters von Klosterneuburg des Jahres 1683, mit in die Kriegserlebnisse und Herzenskonflikte des Abtes verwoben, die heitere, sonntägliche Parallelgeschichte des verliebten Paares (leider ohne nähere Bezeichnung und Charakterisierung ins Pustertal versetzt), ein Führicht'sches Genrebild, als wirkungsvoller Kontrast zu dem um seines Hausglückes beraubten Bemb eingeschoben, die uns schließlich mit einem schlicht-frommen Leben auf dem Sunnhof vertraut macht, in dessen Nähe der Oberst-Abt seine unfromme Liebe hütet.

In zehn Abschnitten erzählt der Dichter seiner Gattin, die er hinauf zur Burgruine des Landsknechtsführers Jürg von Grundberg geführt hat, vom gegenüberliegenden Benediktinerkloster Fiecht, das seinen heutigen Bau auch einem Kriegsmann verdankt, und dann die Mär von diesem,

„Wie ich sie da und dort gehört, gelesen,
Und sie ergänze nach dem eignen Sinn,
Zust, da ich dich beglückt im Arme halte,
Mag ich mich denken in des andern Not;
Denn der uns beten lehrte, hieß der Bitte
Um zeitlich Wohl anfügen unsrer Schuld
Um unsrer Schwäche offenes Geständnis.“

Zum Schlusse der Erzählung wendet sich der Dichter wieder an seine Gattin:

„Was ist dir? Deine Hand von Tränen feucht!
Komm, es ist zu spät! Von drüben tönt der Mönche
Gebet: „Procul recedant somnia
Et noctium phantasmata — wie weiland;
Komm, laß uns gehen, Schatten wirft die Nacht!“

Mit diesem kurzen, schweisgsamen Wort bricht der Erzähler ab. Die ersten und die letzten Verse der Novelle bilden den Rahmen, innerhalb dessen der Dichter nur selten an die Selbsterzählung erinnert und eigene Erlebnisse einfließt. Dem Persönlichen weiß Domanig allgemein menschlichen, sittlichen, christlichen Gehalt zu verleihen. Die Dichtung kann also auf die größte Verbreitung Anspruch erheben, da sie am wenigsten spezifisch Tyrolerisches in sich birgt.

L. Riesgen und W. Rosch erblicken in dem selbst-erzwungenen „Glück“ den Grund des Unglücks, andere in Bemb's Stolz, der seinen ersten Treubruch nicht bekennen will und also den zweiten begeht. Letzterer Anschauung huldigte, nach dem Schlußbild zu schließen, auch E. von Lutich. Sie wäre die nächstliegende: Bemb, der im Augenblick der größten Kraftanstrengung in der Schlacht eine Schwäche gezeigt hat, will seine Schande verheimlichen und den Ehrennamen eines zweiten Triny sich erhalten. Auch auf Ortwin's Botschaft bringt er es nicht über sich, den Mönchen und aller Welt seine Tat einzugestehen. So entflieht er unter einem Vorwande dem Kloster und wird seines Besitzes nicht froh. Bemb hatte schon vordem in Entscheidungsaugenblicken versagt. Nun zeigt er ganz sein innerlich ungefestigtes Wesen. Diese Halbheit bringt den starken Mann zu Fall. „Die Stämme fallen, die im Kerne krank — Ich diene nicht in Wahrheit vor dem Herrn.“ Ein Muttersohnchen, gab er den ihm bestimmten Beruf plötzlich auf, weil ihn gerade das Kriegshandwerk lodte. In der Langeweile des Dienstes nahm er sich ein Weib. Ehe er sich versah, fand er in der Familie ein ungeahntes Glück. Da fordert der Krieg seinen Mann, fordert Verzicht auf dieses Glück. Bemb will es sich retten und verliert darüber für sich Glück und Ehre.

Nun flieht er aus der Welt, „die ihm nichts mehr bieten kann“. Durch Ortwins Botschaft wird er wieder versucht, wieder fällt er. Nicht offen, ehrlich, wie er konnte — heimlich, verbrecherisch lehrt er Fiecht den Rücken. Strenge Buße folgt der späten Einkehr und Reue, zu der ihn das Unglück getrieben hat.

Der Dichter hat sich nicht begnügt, die Strenge des Bischofs und der Buße des Abtes allein damit zu begründen, daß Bembs in seiner Halbheit, in seinem Stolz schwer gefehlt hat, sondern sah in der Flucht und Rückkehr zu Weib und Kind einen Bruch der Ordensgelübde. Tatsächlich aber ist der Abt, der die Pflichten des katholischen Priesters erst nach seiner Verheiratung übernommen hatte, durch die Entdeckung seiner totgeglaubten Gattin an den Zölibat, an das Kloster, an die Würden und Pflichten eines Prälaten nicht mehr gebunden. Darüber belehrt, hat der Verfasser in den späteren Auflagen die kirchenrechtliche Frage unentschieden, endlich ganz beiseite lassen; die Rückkehr Bembs zur Familie wäre nur „sehr zu mißraten gewesen“. Dagegen verfehlte sich der Abt gröblich, indem er seine Pflichten gegen das Stift, das den Weltflüchtigen aufgenommen und mit Ehren bekleidet hatte, einfach von sich warf, den Bau, den das Stift auf sein Zutun ausführte, halbfertig zurückließ und heimlich, unter falschem Vorwande, zum Schaden des Klosters verreisete. Das mußte Argernis erregen. Dazu kam noch der Eingriff in die Klosterkasse, der in der neuen Auflage kräftiger betont wird. . . .

Trotz alledem erscheint mir die Retouche des anfänglichen Fehlgriffes noch nicht ganz geglückt zu sein. Die Rückkehr darf objektiv auch nicht „sehr zu mißraten“ sein. Und eine subjektive Schuld, ein persönliches Verkennen der Ordensregel mußte motiviert werden. Der Stolz läßt Bembs nicht herbei, den rechtlichen Weg zur Familie anzutreten. Ob bei der Domanigischen Begründung jeden der tiefere Gehalt von Schuld und Sühne ganz befriedigen wird? Ob nicht letzten Endes der Stoff selbst die Ursache

ist, der der schlichten Wirklichkeit stellenweise entbehrt, die uns sonst bei dem Tyroler Dichter entgegentritt? —

„Der Abt von Fiecht“ ist eine psychologische Dichtung, ein Seelengemälde. Das Schwergewicht liegt also in der Charakteristik des Abtes. Nicht das Wiederfinden von Weiß und Rind und die Umkehr Bembs, sondern sein Fall mußte die Hauptsache bleiben. Von dieser Erkenntnis durchdrungen, hat der Epiker ein lebendiges, tief pathetisches, oft leidenschaftlich-dramatisches Bild von den Seelenkämpfen des Klostermannes entworfen, der durch äußere Tüchtigkeit all die gestrengen Mönche überragt, den seelenguten Novizenmeister¹⁾ und ruhig-weisen Prior, „dem die Erfahrung nicht die Liebe und nicht den hoffnungsfrohen Sinn geraubt“, wie den unwirischen und vielgeplagten und vielplagenden Schaffner, „den die gespräch'ge Zung' und Lust am neuen weit mehr als sond're Nächstenlieb zum Amt des Fremdenpaters tauglich scheinen ließ“. Mitten unter den ernstesten Gestalten taucht ein einfaches, ehrliches Knechtlein auf und bringt frisches Leben in die Spätherbststimmung, uns an die glücksdurchsonnten Tage der Liebe im Hause des Obersten Bembs erinnernd. Da die Episode nur als Ergänzung und Gegensatz erfunden ist, begnügt sich der Dichter mit einer allgemeinen Zeichnung des Familienglüdes am Sunnhof.

Der romantisch-historische Stoff ist in aller Feinheit der Form mit spannender Lebendigkeit und markiger Anschaulichkeit zu einer epischen Dichtung bester Art ausgestaltet, so daß sie Dr. Ludwig von Hörmann in einer hohen Anerkennung mit Scheffels Klosterroman verglich. Tatsächlich bieten „Der Abt von Fiecht“ und „Ekkehard“ wertvolle Vergleichspunkte. Der Literaturhistoriker wird Domanigs poetische Erzählung noch mit den oben genannten Epen in die Reihe neben Tennysons „Enoch Arden“ stellen. Die Einkleidung von Webers Tragödie des Entsagens,

1) Vgl. in Ergänzung das Gedicht „Das Wunder von St. Georgenberg“ im „Tyroler Hausgärtlein“.

„Goliath“, wird wohl unter dem Einflusse des „Abtes“ entstanden sein; vielleicht mehr? (Vgl. „Hochland“, Januar 1914.)

An Stelle der deskriptiven Breite und des lyrischen Einschlags von „Dreizehnlinden“ setzt Domanig eine an dramatischen Momenten reiche, rein epische Handlung, die nur von kleinen Episoden, allgemeinen Reflexionen und Erinnerungen aus dem eigenen Leben durchbrochen ist. Leicht und ungezwungen fließt der reimlose Fünffüßler. Einzelne Verse findet Conte Scapinelli so fein und zart, daß er sie unwillkürlich anstrich. In der Sprache bringt des Dichters gesunder Naturalismus zögernd durch: trotz der Jambenform zeigt sich Domanigs Bemühen, die Menschen nicht anders als wie ein Abt, wie Ordens- und Bauersleute sprechen zu lassen. Diese knapp gehaltene, kräftige, heimatische Sprache ist verwandt mit Adolf Pichlers Lapidarstil.

Dem Geschmade der Entstehungszeit des neuromanischen Epos entspricht, daß der Dichter der schweren Seelenaufgabe des Gatten die hervorragenden Pflichten des Oberstabtes und Klostererbauers hinzufügt, den Reden in das Land der Bergesriesen, das Liebespaar aber in das lachende Pustertal stellt, dem leidenschaftlich erregten „Witwer“ Bomb den heiratslustigen Bauern und den abgeklärten Br. Ortwin zuführt, und der dramatisch-theatralischen Erregung in der Abtei den prächtigen Ausklang des alten Landsknechts folgen läßt. Vielleicht darf man auch an die altdeutschen Volksepiker erinnern, mit deren unruhiger Innigkeit Domanig in der Handlung bald voraus-, bald zurückgreift, die eigene Person einfließt und sich in ungezwungener Form gefällt. Dazu das Lied, das in des „Sängers Morgenlied“ von Jos. Seeber seinesgleichen sucht — das einzige im Epos:

Ade, nun Stadt und Garnison,
Ich muß dich lassen,
Im Morgenrot ich zieh davon,
Ade die finstern Gassen!

Ade, hinaus ins weite Feld
Mit lautem Singen!
Zu guter Stund ein Reim bestellt,
Der muß mir wohl gelingen.

In Lüften hoch zwei Lerchelein,
Die tun's mich lehren,
Die singen laut und singen fein:
„Dir, dir, Herr, dir zu Ehren.

Dazu ein' Wachtel schlagen tät,
Die Grillen geigen,
Und nach dem Ton und Takte geht,
Ich seh's, der Müden Reigen.

Nun, Landknecht frumm, hab frischen Mut,
Laß dir's nit wehren
Und sing damit als frisch und gut:
„Laus Deo! Gott zu Ehren!“

Domanig bildeten, vielleicht ungewollt, noch andere Werke. Die feinsinnigen symbolischen Naturbilder verstärken die entsprechende Stimmung und Wirkung der Vorgänge. Sie sehen sich wie Übertragungen aus Homer ins Tyrolische an. So, wenn Bemb von der Gefangen-
nahme der Seinen erfährt:

„Sklavin — Irma!“ schrie der Abt
Mit einem Mal; aus beiden Augen quoll
Der Tränen Strom, er hielt nicht mehr an sich.

So sammelt sich in eines Gletschers Mulde,
Von Eis umflossen, ungeahnt der See,
Der plötzlich eines Tages die Dämme sprengt
Und wild verheerend sich ergießt ins Tal;
Man fragt woher, und keiner denkt daran:

So sah erstaunt der alte Klosterbruder
Und schier erschreckt des Abtes lauten Schmerz.

Oder: Es geht zum Konvent, voran der Oberstabt:

Ehrfürchtig zogen sie die Sammetkäpplein
Und durch die Reihen schritt er stumm hinauf.
Den Nacken ungebeugt, den Blick gesenkt,
Gedanken schwer, den Mund von Schmerz umspielt.

So schreitet nach verlornen Schlacht der Oberst,
Dem man das Pferd erschossen unterm Leibe,
Einher, wenn nun des Nachts durch öde Straßen
Einzieht die Truppe, klanglos, dumpf, die sie
Erst sieggewiß mit lautem Spiel verließ;
Nichtsahnend schläft die treue Bürgerschaft,
Bis sie des Unglücks Kunde rauh erweckt.
So ging der Abt; ihm folgte der Konvent.

Vom Verlauf des Konventes, den der Prälat nicht
leitet, wie er sollte:

Und drauf geschah ein Hin- und Widersprechen,
Nutzlos und heftig, sinnverwirrend — eben
Wie wenn im ausgeborgten Nachen bunte
Gesellschaft treibt; jedweder patßt das Ruder,
Man rückt nicht vor, ein Stärker plötzlich schlägt
Die Flut und zwingt das Schiff, der Gegenmann
Reißt's rasch an sich, Geschrei entsteht und Angst,
Und tanzend schwankt das übervolle Schiff.

Nicht minder reich ist Domanigs epischer Erstling an
kurz und scharf geprägten Sentenzen, die von der Schlag-
kraft seiner klassisch-schlichten, sinnvollen Sprache zeugen
und Domanigs Reichtum und Fülle seiner Persönlichkeit
offenbaren.

Mich dünkt, es sind Soldat und Mönch,
Wo sie's doch ganz sind, nicht so weit verschieden,
Denn Opfermut ist ihrer beider Wesen.

Was einer ist, der Kriegermann und der Mönch,
Er zeigt es vor dem Feinde, anders nicht.

Viel sind des Schützen Reden, dem's mißlang,
Ein sicherer Schuß will einen ganzen Mann.

„Der Abt von Fiecht“ hat den Ruf des Epikers be-
gründet und zählt noch heute zu den schönsten und ver-
breitetsten Werken des vielseitigen Dichters. Heinrich
Federer betont: „Um die famose Gestaltungsgabe Do-
manigs besser zu verstehen, muß man den Passus aus

dem Totenbuche des Aunser Pfarrers Matthäus Egger lesen, dessen knappe schlichte Duzend Zeilen genügten, um daraus ein so farbenstarkes und tiefbeseeltes kleines Epos zu dichten. . . . Es geht ein wohlliches, warmes Nestgefühl, neben dem die stürmischen Geschehnisse des Helden doppelt scharf wirken, durch die Verse. Lebenswahrheit und ein bei Domanig überhaupt hervorragend schöner Naturlaut lebt in aller Sprache, und endlich wird ein edles Gefühl des Lesers von Gesang zu Gesang ohne Aufpuß und Make bis ins hohe Ethos der Buße und Reinigung gesteigert.“ Und Prof. Dr. Ambros Mayr schreibt von der poetischen Erzählung: „Sie ist eine Leistung, die unvergänglich bleibt, ob nun die deutsche Literaturgeschichte eilen oder zögern mag, dazu beizutragen. Ich entsinne mich nicht, etwas Neueres gelesen zu haben, das gegenüber einem außerordentlich heißen und schwierigen seelischen und gesellschaftlichen Rätsel eine größere Sicherheit der Federführung aufzuweisen vermöchte als diese nicht entzündende, nicht hinreichende, aber in hohem Grade befriedigende Dichtung. Sie ist ebenso glücklich in ihrer Anlage wie tadellos in ihrer Durchführung. Wie Domanig seine Gestalten ausarbeitet, wie er sie an die einzig richtige Stelle setzt, wie er ihre innerliche Wesenheit, oft in überraschend gedrängter Kürze, aus Äußerungen erkennen läßt, die um nichts zu wenig und um nichts zu viel enthalten, das verdiente vollauf mit hingebender Aufmerksamkeit nachgeprüft zu werden.“

Die kleine Odyssee von Tyrol.

„An eine Bemerkung, die ich Dir seinerzeit einmal über den Mangel von eigentlich epischen Gedichten in unserer Literatur machte, habe ich mich erinnert, als mir zufällig die „Neue Freie Presse“ vom 24. III. 10 in die Hand fiel.“ (Aus einem Brief Domanigs.) Dort schrieb J. B. Widmann: „Zum Aufzählen der wirklich lebendigen Epen der ganzen Weltliteratur genügen so ziemlich die zehn Finger. Und nun vollends in der deutschen Literatur . . . ein großer Irrtum lag allen diesen Unternehmungen zugrunde, die Ansicht, das Epos brauche einen Helden aus der Vergangenheit . . . Alle echten großen Epen der Weltliteratur sind vielmehr Gegenwartsepen gewesen für das Zeitalter, in dem sie entstanden. Gewiß erzählten ‚Ilias‘ und ‚Odyssee‘ von Helden einer Vergangenheit, aber erzählten einem ebenfalls heroischen Zeitalter von diesen Heroen, so daß die den Rhapsoden lauschenden Hörer in jenen Kämpfen und Abenteuern sich selbst mit allen ihren Wünschen, Hoffnungen, Freuden, Leiden und Sorgen wiederfanden . . .“

„Um Pulver und Blei“, die zweite größere epische Dichtung Domanigs (zuerst erschienen im Märzheft 1909 des „Gral“, dann im Hochsommer d. J. in Buchform bei Kösel), steht ganz auf historischem Boden, wenn wir nicht die Reisebeschreibung des selbstbewußten Kronenwirtes von Hall (Tyrol) anzweifeln wollen, nachdem man die Echtheit des Briefwechsels mit seiner Gattin in Frage gestellt hat. Letzterer diente Domanig als Grundlage zu seinem dramatischen Erstling. Auf erstgenannte Handschrift im Landesmuseum „Ferdinandeum“ zu Innsbruck wurde der Dichter neuerdings durch die Biographie des Innsbrucker Stadtbaumeisters Jos. Frz. Huter von dem Patrioten und Anno neun-Dramatiker P. Ferd. v. Scala aufmerksam gemacht. Domanig folgt den Darstellungen Straubs und Scalas. Nur hebt er im Gedichte den Mangel

an Munition stärker hervor als die Geldnot, die vornehmlich die Stände von Tyrol i. J. 1809 zur Entsendung Straubs und Guters zum Kaiser bestimmte. Er malt weiters die Szenen in Ebelsberg und bei Lenoble, besonders aber die des Ungewitters künstlerisch aus. Dafür zieht er den trodenen, langatmigen Reisebericht des Kronenwirtes zu einer interessanten Erzählung zusammen, in welcher auch die Ursachen und die Geschichte der ersten Tyroler Erhebung von 1809 von Augenzeugen wiedergegeben werden. Dadurch gewinnt das Epos einen bedeutsamen Hintergrund und Ausblick auf den dritten, großen Befreiungskampf selbst, der sich in Domanigs dramatischer Trilogie widerspiegelt. Der Dichter hat denn auch aufmerksam gemacht, daß „Um Pulver und Blei“ als Einführung in seinen „Tyroler Freiheitskampf“ gelesen werde. Die Liebesgeschichte Guters ist eine ganz freie, glückliche Zutat des Epikers zu dem ernststen Grundstoff: nur wer in solchen persönlichen Versuchungen standhält, will Domanig sagen, vermag das Schwere der gemeinsamen, großen Aufgabe zu vollbringen. Auch sonst hat der Tyroler Poet es verstanden, die Geschehnisse zu verinnerlichen und allerlei charakteristische Einzelzüge und allgemein-gültige Gedanken zu verwerthen, um aus der eintönigen, ermüdenden Beschreibung Straubs ein lebendiges Bild zu schaffen.

Wiederum erzählt Domanig selbst, diesmal seinen Kindern, seinen Buben. Nur zwölf Eingangs- und fünf Schlußverse bilden den Rahmen, aus dem der Autor nicht mehr heraustritt. Die große Idee des Griechen, von der J. W. Widmann spricht, suchte Domanig im kleinen zu verwirklichen: als Tyroler den Landsleuten und allen Deutschen von den Ruhmestaten der Väter eines ihrer fernigsten Stämme zu erzählen und die Heldentaten von 1809 in eine Gegenwartsdichtung umzuwandeln, nach Widmanns Grundsatz: „Die Synthese alles dessen zu sein, was in seinem Volke lebt, ist eines der charakteristischen Merkmale des echten Epos.“ Vollends in der Disposition der Dichtung: wie mitten im Verlauf der Handlung der Ver-

fasser eine Ruhepause eintreten läßt, um seinen Helden Gelegenheit zu geben, ihre Gescheide zurückergreifend vorzuführen, und wie er dann erst den weiteren Verlauf der Heldenfahrt wieder aufnimmt, hat die Odyssee zum Vorbilde gedient.

Wenn Domanigs homerische Tyroler Dichtung unser Innerstes nicht derart mitführend erregt wie die Erlebnisse des Ithakers, so mag daran schuld sein, daß die zugrundeliegende Heldenfahrt selbst den Tyrolern wenig bekannt geworden ist und die Aufgabe Straubs und Guters uns mit ihren Personen wohl näher, aber nicht zur leidenschaftlichen Anteilnahme bringt. „Um Pulver und Blei“ ist uns eine kleine, nicht allzu bedeutsame, keineswegs typische Episode des Tyroler Freiheitskampfes, den zu besingen einem heimischen Dichter zur größten Ehre und zum höchsten Ruhme gereichen müßte. Erst die ganze Erhebung der Tyroler im Rahmen ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung böte einem großzügigen, phantasiereichen, leidenschaftlichen Epiker ein ähnlich reichhaltiges Programm von Leben und Welt, von naturalistischem Zauber und poetisch verklärter Wahrheit und Wirklichkeit wie die Odyssee — ein neues nationales Heldengedicht entstünde mit ihm, wie wir seit dem Nibelungenlied keines mehr besitzen.

Die Charakteristiken Straubs und Guters lehnen sich an die überlieferten typischen an. Beide sind mittelbar und knapp, die des letzteren persönlicher durchgeführt. In „Um Pulver und Blei“ entwickelt ja Domanig keine psychologischen Probleme mehr wie im „Abt“ und in den „Kleinen Erzählungen“. Der Stoff verlangt die besondere Berücksichtigung der Naturwelt und einen volkstümlich-tyrolischen Ton. Der Dichter dachte zuerst an den Hexameter, entschied sich aber doch wieder für den fünfhebigen, reimlosen Jambus. Die Verse sind nicht gar so glatt, „hin und wieder stolpern sie wie Rinnfale aus den Bergen über einen Stein“, schreibt L. Tepe van Heemstede; aber das hindert nicht, im Gegenteil, das Sprudeln und Schäumen gehört gewissermaßen zur Sache. Die Aus-

drucksweise wechselt und grenzt in den Reisebildungen zuweilen an gewöhnliche Prosa. Die Beschreibung der Gegenden, die Domanig zweimal zu Fuß innerhalb der 15 Jahre, in denen er den spröden Stoff mit sich trug und reisen ließ, durchwandert hat, ist sehr zutreffend und demonstriert wieder die sorgfältige Genauigkeit, mit der unser Volkspoet an seinen Werken schafft.

Was das historische Epos durch seinen Wechsel zwischen padender Dramatik und gemüthlicher Idylle, zwischen Ernst und Scherz, zwischen unmittelbarer Vorführung und nachholender Erzählung des ursprünglich eintönigen Stoffes erreicht hat, kommt erst im lebendigen Vortrage deutlich zum Ausdruck. Der Dichter hat selbst nach dem großen Beifalle einer Vorlesung geäußert, daß er, wenn ihn nicht Amt, Alter und Kränklichkeit behinderten, seine Dichtungen vorzutragen wünschte. Dazu kommt freilich wieder, daß Domanig hier alte Ideale der Tyroler neu erstehen läßt, daß er mit dem Heldenhaften das Häusliche, mit dem Pflichtbewußtsein die Macht der Verführung, mit dem Großen das Alltägliche, kurz vieles, was dem Tyroler Volksleben und seiner Geschichte Reiz, Wert und Bedeutung verleiht, in dieser Nationaldichtung dargestellt hat.

Zu Hause, im Kreise der Seinen, erzählt der Vater:

Der Abend ist so mild und freundlich, bleiben
Wir lieber hier, auf der Altane; sieht
Und hört und stört uns niemand — heißt das,
Wenn's unserm kleinen Robold so gefällig . . .

Und also die Geschichte, die ich euch
Erzählen wollte von den zwei Tyrolern,
Die Anno neun zum Kaiser fuhren um Pulver
Und Blei und dann die schwere Heimkehr hatten.
— Das Spielen, Kinder, laßt! Von Männerarbeit
Erzähl' ich euch. Ihr Buben gar, merkt auf!
Daß wenn euch einer fragt: Was kostete
Der Ruhm der Väter? Daß ihr dann Bescheid wißt! — —

Es ist Lenz von 1809. Im Salzkammergut. Kurz vor Laufen hat Straub seine ungeduldigen, mißtrauischen Fuhrleute bewogen, weiterzufahren, und endlich seinen Reise-

gefährten Guter wiedergefunden. In Goisern hält man Mittag, in Aussee Nachtruh. Dort weiß der Kronenwirt eine alte Freundin seiner Frau, die Gattin des Emigranten von Lenoble, der vordem in Hall Bergdirektor gewesen. Mit großem Erstaunen und nicht minder großer Freude werden die beiden Tyroler aufgenommen. Und indes nun die Hausfrau ihres Amtes waltet, muß Straub erzählen und Guter hilft ergänzen.

Wir vernehmen, was die Tyroler im April 1809 zur Erhebung bewogen und wie sie gesiegt haben. Wie dann die beiden zum Kaiser geschickt wurden, um Pulver und Blei für den bevorstehenden zweiten Kampf zu erbitten. Der gute Kaiser Franz! Da unterbricht Lenoble:

Jetzt aber hört, die Audienz beim Kaiser,
Das müßt Ihr uns erzählen haargenau
Nach Tisch, wenn meine Frau dabei ist! Sonst
Krieg ich die Schelte, daß ich ihr das Beste
Vorweggenommen! —

Straub fährt fort: Schwierig war nun der Transport nach Tyrol. Er hatte den Leuten weisgemacht, daß er, ein Handelsmann aus Innsbruck, die drei Wagen voll Schwefel, Glött und Glodenspeise in seiner Heimat verkaufen wolle. In Wahrheit führen sie Munition und Gold:

Das ist die Schützengabe, die der Kaiser
Zu unserm Schießen uns gespendet . . .

Die österreichischen Truppen retirierten von Salzburg. Es gab keinen Durchzug mehr. So mußten die Tyroler mit den Führern den Umweg über Attersee und Ischl nehmen. Ein Abenteuer löste das andere ab, bis endlich sich Fuhrleute und Führer in Laufen glücklich wiederfanden . . .

Da ging die Türe auf, herein trat lächelnd
Die edle Hausfrau: „Herrn, jetzt zu Tisch!
Ihr werdet einen s c h ö n e n Hunger haben!“
„Ja, Hunger, Gnädige!“ verriet sich Guter.
Und alle lachten. „Nun, dann hab' ich's wohl
Getroffen; wißt, Tyroler Knödel kriegt ihr!“

Es blieb nicht bei den Anödeln, so daß Huter schließlich rief: „Ja, was denn noch!“ Dann aber mußten die Tyroler heraus mit der Erzählung ihrer Audienz, und das biedere Paar staunte, wie freundlich die beiden bei Hof aufgenommen und zum „Essen“ zugezogen wurden, wobei alles die einfachen Bergsöhne bestaunte. Venoble stimmte bei:

„Ja, ihr Tyroler!
Ihr wißt es nicht und könnt es schwer ermessen,
Wie glücklich ihr in eurem Glauben seid.
O, die der Herr sich selber überlassen,
Ich kenne sie! Kein Tier kann so entarten,
So übertierisch grausam werden wie
Ein gottlos zuchtentbundnes Volk! Tyroler,
Ihr habt noch Zucht und Glauben euch gerettet,
Ihr werdet Ostreich retten und Europa . . .“

Als man die Uhr zog, ging's auf Mitternacht.
„Oho, jetzt geh'n wir aber,“ meinte Huter.
Und alle gingen, um des Schlafes und
Der Ruh zu pflegen; Arbeit, schwere Müß
Und Sorge harrten ihrer.

Am folgenden Tage wurde die Reise fortgesetzt. Nach vielen Irrfahrten blieb den Tyrolern nur noch der Weg über den Radstätter Tauern offen. Um diese Zeit, wo metertief der Schnee liegt und der Föhn die Lawine lockt! Das brauchte was, bis man die Fuhrleute zur Fahrt bewogen hatte. Mit neuen Opfern gelang es dem umsichtigen, ruhigen Straub, ganz Untertauern aufzubieten, um den Weg für Schlitten fahrbar zu machen. Ochsen zogen die schweren Lasten. So ging's bis Obertauern, wo man Rast hielt und sich für die Weiterfahrt labte. Jetzt aber kam das Ärgste. Der Zug gelangte zur Höhe:

Wild schnob der Wind,
In scharfen Stößen fuhr es von der Scharte,
Wo sich das Tal abwärts nach Süden zieht.
Straub sah hinab; er sah die Lehnen links,
Die fahlgehau'nen, und die breiten Gräben,
Die sich hinauf bis in die Almen zogen —
Herrgott, die Totenlauer! Steh uns bei! . . .
Und wieder ging's lustig voran . . . Da horch!
Ein Zuckezerr schallt aus des Zuges Mitte!

„Um Gottes willen, nein! Sie sollen schweigen!
Wollt ihr die Lähnen wehen? Sagt's zurück!“
Da pochte manchem wohl das Herz, da er
Die Nähe der Gefahr begriff. Und schweigend
Bewegt sich jetzt der Zug . . . Ein Windstoß nur
So ab und zu . . .

. . . Wieder das Geräusch und —
Ein Säusen jetzt, ein Sturz — just auf die Mitte
Des Zugs brach die Lawine . . . Totenstille,
Das Echo nur gab das Getöse zurück,
Der Wind sang wie zum Hohn . . . „Sojo! Was ist?“ —
„Zehn Schlitten oder mehr verschüttet! Helft!“ —
„Schaufel zurück! Ihr da, macht Platz! Rast vorwärts!
Grabt ihr von vorn, die andern werden's von
Der andern Seite! Platz da! Schlitten vor!
Die Schlitten voran, vorwärts nach Tweng! Nach Tweng!“

„Ich will die Drangsal jener Zeit nicht schildern.
Wer's nicht erlebt,“ hat Huter oft erzählt,
„Kann sich's vorstellen nicht!“

Erst in Tweng atmete man auf in dem Gedanken:
gerettet und am Ziel! In Gmünd trennten sich die beiden
Führer. Straub wollte sofort den Landständen die ge-
lungene Fahrt verkünden. Auch beider Frauen sollten's
erfahren. Am Berg Isel, in der mörderischen Märschlacht,
traf ihn Huter wieder.

„So, du da, alter Freund? Grüß Gott! Ha, gelt,
Wie das gefallt hat und gepiffen heut?!
Und das ist unser Pulver, unser Blei,
Das wir gebracht: Huter, mein Lebtag freut's mich!“

Seht, Kinder, um ein Gleiches bittet Gott:
Daß euren Mann ihr stellt, wo's euch beschieden,
Und dann auch unserm Volke ein wenig Pulver
Und Blei beistellen dürfet, Rüstzeug für
Den steten Kampf! Das geb uns Gott, uns allen!

„Am Pulver und Blei“ bietet den besten Einblick in
den „Tyroler Freiheitskampf“: Das Epos die Ouver-
ture zur großen Trilogie. Es charakterisiert Tyrols Ver-
hältnis im Jahre 1809 zu Österreich, Deutschland und

Europa. Im „Tyroler Freiheitskampf“ lernen wir die Tyroler allein, unter sich selbst, kennen. Die Leipziger Blätter für Bücherfreunde schrieben über „Am Pulver und Blei“: „Durch die lebensvolle Charakterisierung der Personen, die liebevolle Teilnahme an dem Schicksale der braven Tyroler, durch die schlichte Größe dieser Helden und wirkungsvolle Abhebung dieser idyllischen Szenen von dem grandiosen Hintergrund weltgeschichtlicher Vorgänge erscheint dieses Epos nicht nur als reichste Frucht Domanig'scher Kunst, sondern erhebt sich überhaupt zu den vollendetsten deutschen Dichtungen dieser Art.“ In ihrer Abklärung und Abrundung zeigt jedenfalls diese Dichtung Domanigs gegenüber den zeitlich früher entstandenen einen neuen Fortschritt seiner Kunst.

Die Volksgeschichten.

Durch die goldnen Roggenbreiten
Einen Schnitter seh' ich schreiten
In den klaren Abendsehn —
Und am Hügelrand sich wendend
Tritt er übergroß und blendend
In den vollen Tag hinein.

Lichtumfangen, glanzumwoben
Hält er weiten Ausblick oben,
Wißt sein Auge Werk und Land.
All der Bergwelt Wundermächte,
Tasens Jubel, Not und Rächte
Bannte diese Künstlerhand.

Als ein Mahner, Warner, Rüger,
Saatenstreuer, Schnitter, Pflüger,
Bauerwerk hast du getan.
Wachgerufner Kräfte Regen,
Reines Wollens Gottessegn
Zeichnen deine Lebensbahn.
(M. v. Wallpach an Rosegger.)

Von den „Kleinen Erzählungen“ gehören ihrer Entstehung nach die ersten vier vor, die übrigen sechs nach

dem „Abt von Fiecht“. In dieser Folge will der Verfasser die Dichtungen als ein Stück Menschenleben betrachtet wissen. Die Zweifel des heimatkranken Postillons, den Traum jenes jugendlichen Schwärmers und Schatzgräbers, das eheliche Glück des Obersten, das sich in dem des Pächterpaares am Sunnhof ergänzt, den Verlust eines Kindes und andere ähnliche Lebenslagen, die wir hier vorfinden, hat Karl Domanig an und in sich selbst erfahren, so daß er, wie um sich „auszusprechen, zu eigener Läuterung und Erbauung sie in vorliegende Form brachte“. „Sich selbst im Wege stehen“ liegt ein Reiseerlebnis mit dem Jugendfreunde Dr. Adolf Bruder zugrunde. „Der Postillon“, „Eine Klostergeschichte und keine“ und „Meine alte Tante“ erfuhrt der Dichter als Hausgeschichte von seiner Schönberger Verwandten, während ihm seine Freunde, der Geistliche Rat Kirchner von Weerberg den „Schatzgräber“ und „Falschen Hunderter“, Dechant Amann „Die beiden Freunde“ (= Amann als Kurat in Lappach und Professor Dr. med. von Mayrhofer) und ein Klosterbruder von Monte Cassino die „Erhörung“ (nach Trems bei Sterzing lokalisiert) überlieferten. In der Rede des vereinsamten Kuraten (S. 133) spiegeln sich die ersten Erfahrungen des Dichters wieder — die Novelle ist um 1885 entstanden —. Doch darf man die Ausführungen des Geistlichen selbstredend nicht wörtlich nehmen; an eine Person z. B. hat Domanig nie ernstlich gedacht, im Gegenteil, gerade damals die Gelegenheit, eine solche zu verweben, ausgeschlagen. „In den späteren, größtenteils erfundenen Erzählungen“, gesteht der Dichter, „lehrt das Thema wieder; die Beurteilung, die ich des öfteren bei guten Freunden gefunden habe, schildere ich in ‚Lienhard, der Fürst‘, meine allmähliche Resignation im ‚Lebenszweck‘, die Hoffnung, die mir verblieben ist, in ‚Meiner alten Tante‘.“

Die erste der „Kleinen Erzählungen“ erschien im Tyroler Kalender für 1880. Die anderen folgten in verschiedenen Zeitschriften. Alle fanden gute Aufnahme und

wurden zum Teil ins Norwegische, Tschechische und Blä-mische übersetzt, besonders aber gerne ohne Wissen und Willen des Verfassers abgedruckt, während die erste, von Philipp Schumacher illustrierte Buchausgabe lange hindurch unverkauft blieb und erst nach zwölf Jahren die zweite, um die vier letzten Erzählungen vermehrte Auflage, nach sieben weiteren Jahren die dritte, infolge des Dichters Erkrankung unverändert gebliebene erscheinen konnte.

Man hat die Mehrzahl der Erzählungen Dorfgeschichten genannt. Mit Unrecht, meine ich; denn zu ihrer Entstehung hat weder eine Abneigung gegen Überkultur noch die Vorliebe für Unkultur mitgewirkt. Ich nenne sie historische Volksgeschichten von Tyrol, weil sie in Form und Inhalt das Leben und die Lebensanschauung des Volkes zeigen, verschiedene spezifische, durch die Lage und Geschichte des Landes und der Bewohner entstandene Eigenarten von Tyrol festhalten. Schon Josef Huber, Beda Weber, Joh. Schöpf, Alois Flir, J. von Zingerle, Isidor Müller u. a. haben sich gerne in Tyroler Volksgeschichten versucht. Von den wohl bekannteren Adolf Pichlers unterscheiden sich die Domanigs vor allem in der Art der Entstehung: Jener bemühte sich, Bilder eines vergehenden Volkes in der Kunst festzuhalten. Domanig aber sagte: so ist das Volk von Tyrol in seinen Besten noch heute. Sodann in der Auffassung der Erzählung: bei Pichler interessiert noch mehr die „Geschichte“, bei Domanig die Charakterstudie, die Idee und die Ausführung. Endlich im Verhältnis zum Verfasser: der Innsbrucker Universitätsprofessor für Mineralogie und Botanik verleugnet kaum in einer seiner zahlreichen Vers- und Prosaerzählungen sein Gelehrtentum, oft guckt der Schulmeister, immer der Freund der Pflänzchen und Steinchen unserer Alpenwelt, hervor und macht sich altväterlich breit, indes der Wiener Hofmuseumsdirektor und Konservator nichts von seinen Kenntnissen zum besten gibt, ja selbst für die Schönheit der Natur, die Eigenart seiner Heimat (für welche

der Kunstgelehrte im persönlichen Verkehr ein geschultes und aufmerksames Auge zeigte) kaum ein Wort in seinen Dichtungen erübrigt. Wohl hat auch der Tyroler Bauer für seine Umgebung Sinn und Empfindung, aber selten lehrt er sie hervor. Der Baitl im „Lebenszweck“ charakterisiert deutlich die Stellung des Bauern zur Natur. Domanig tritt als Dichter aber auch mit seiner Person absichtlich zurück. In der Feinheit der Ausführung, in der psychologischen Entwicklung einer Anschauung, eines Charakters und der glücklichen Mischung von herbem Naturalismus der Sprache und Schilderung einer ernsten, liebevollen Welt- und Heimatanschauung und christlichen Idealismus, in der Geschlossenheit und Tiefe seiner großzügigen Lebensauffassung überflügelt der Sterzinger den Altmeister von Erl. Daß die zwei Tyroler Epiker und Gedanken- lyriker (die Dramatiker freilich nur in ihrem Ausgehen vom akademischen Klassizismus) viel Ähnliches in ihrem Wesen, Streben und Schaffen an den Tag legen, bringt wohl die Abstammung vom gleichen Volke, ihre gemeinsame Liebe zur Heimat, gewiß auch die Verwandtschaft ihrer Anlagen mit sich. Endlich haben sich ja doch Leide starken Persönlichkeiten mit ihrer begrenzten schöpferischen Phantasie in derselben Schule, der tyrolischen Literatur, gebildet. Ich muß es einstweilen anderen überlassen, die Unterschiede beider Männer mit den Verschiedenheiten ihrer engsten Heimat, mit der Macht der Vererbung und den häuslichen Verhältnissen, mit dem Wechsel der Schicksale und Zeiten zu begründen.

Nun soll man aber Domanigs Volkserzählungen auch nicht mit den landläufigen Bauerngeschichten, jener vielfabrizierten und vielverbreiteten *Alltagsware* einer sogenannten Heimatdichtung vergleichen, die ihr Kostüm von Defregger, seit neuestem auch von Egger-Rienz ausleiht, einen komischen, dummen oder hinterlistigen, stierköpfigen oder kulturlämpferischen Menschen hineinstedt und der Wahrheit, Echtheit und Ursprünglichkeit Hohn spricht. Man hat es ja schon so herrlich weit gebracht, daß ein gewisser „Bauer“ zur stehenden Figur für die Städter in Münchener „Witz“-Blättern geworden ist, und schreibt jahraus, jahrein sein „Tyroler“ Buch, dessen zugkräftigen Stoff den Standa-

nachrichten der Großstädterblätter entnommen zu sein scheint. Es ist nachgerade eine Schande für das Land, was hierin in den letzten zwei Jahrzehnten schon geleistet werden durfte, und es wäre an der Zeit, wenn die Tyroler Landesregierung und der Tyroler Bauernbund solchen leider in reichsdeutschen Ländern angesehenen „Schöngeistern“ zu dem ihnen gebührenden Ansehen verhelfen wollten.

Nicht im Dialekt der Personen oder im Kolorit der Staffage, sondern in jedem Zuge sowie im gemeinsamen Geiste, der die „Kleinen Erzählungen“ erfüllt, liegt das Anziehende und Erfreuliche der Volksgeschichten von Karl Domanig. Der Autor gesteht selbst, wohl auch im Hinblick auf obige Werke, „das Büchlein werde diejenigen nicht befriedigen, denen es zumeist um passende Handlung zu tun ist; denn die äußeren Begebenheiten, die darin zur Sprache kommen, sind einfacher Art, sie dienen mehr als Untergrund und Rahmen zu solchen Bildern, welche das Gemüt und die Lebensanschauung des Volkes zeigen.“ Domanig nennt sie altmodische Geschichten. Altmodisch? Sind die Größten und Modernsten unserer Zeit, soferne es ihnen nicht nur um Äußerlichkeiten zu tun ist, im Grunde ihrer Seele nicht auch altmodisch? Ja, der Inhalt und die Erklärung aller zehn Erzählungen liegt in der rhetorischen Frage des Vorwortes: „Hat nicht alle Wirklichkeit auch eine bleibende symbolische Bedeutung?“

Unwillkürlich kommt bei diesen „Kleinen Erzählungen“ und beim „Tyroler Hausgärtlein“ die Erinnerung an das 1911 in Veltiturns entstandene Bild des jungen Tyroler Malers Hugo Alwanger, eines Verwandten des Dichters: Domanig sitzt auf der Schwelle eines Bauernhauses und erzählt eben von seinen Tyrolern, von den kleinen Leuten und ihren Erlebnissen, und läßt Herz und Gemüt ausströmen „in seiner leichten, fast sorglosen Fabulierkraft, die lieber schlicht und wahr und warm vom Stegreif geht, als daß sie, was Domanig wohl vermöchte, eine feinere Kultur annehme und unter Marmorschliff und Ornamenten erkaltete“ (H. Federer).

„Der Postillon von Schönberg“ führt mit Recht die Bezeichnung „Eine Kalendergeschichte“; denn sie ist im alt-

väterlichen Ton erzählt, in Kapitel eingeteilt, die in den Überschriften wie: „Vom Jörg, dem Postillon, wie er ans Heiraten dachte“ den Inhalt andeuten. Sie beginnt: „Ich hatte eine alte Tante“ und diese gibt nun die Anekdote zum besten. Domanig leitet also getreu die gute alte Zeit ein, in der Jörg wirklich zum Heiraten kommt, von seiner Heimat aber nicht lassen will, schließlich doch die Sehnsucht unterkriegt und fröhliche Hochzeit hält.

„Der Schatzgräber“ ist härter daran. Hat in seiner alten Hütte einen Zettel gefunden, daß oben auf dem Wisingerjoch liegt — was? — natürlich Geld und Gold! In den Franzosenkriegen haben's manches vergraben. Also mit dem Dittl hinaus. Umsonst!? — Die Erzählung ist unvollendet geblieben. In den „Drei Wünschen“ und im „König Laurin“ („Tyroler Hausgärtlein“ spinnt Domanig den einen Gedanken von dem Suchen nach außerordentlichem Besitz weiter.

„Der falsche Tausender“ ist statt eines Hundertgulden-Scheines in des Grillelers Geldtasche gekommen, und kein anderer als der Egger hat ihm die — falsche Banknote aufgehaßt. Da wird prozessiert und auch der Tausender nicht behalten noch zurückgenommen, als das Gericht das Papier für richtig erklärt. Und doch möchte der Grilleler sich schon längst einpfünden und ein schuldenfreies Gut dem Toni übergeben. Gottlob, daß der sich um die junge Eggerin geschaut hat.

„Eine Klostergeschichte und keine“ hat die gute alte Tante nach Schönberg gebracht. Ihr Elias wollte zuerst Kapuziner werden, blieb aber vom Provinzial ohne Antwort. So studierte er Jus und übernahm schließlich doch das Postgasthaus des Vaters. Nun sollte er halt auch heiraten. Jetzt, da die Schwester ins Kloster geht? Rechtzeitig findet er in des Vaters Pelzrod die — Antwort des Provinzial. Sie war ungelesen auf der Jagd vergessen worden. Nun lassen die Eltern vom Drängen ab, Elias kommt zur Einkleidung der Schwester, und die Kranzjungfrau hat es ihm angetan.

„Die Erhöhung“ fanden zwei Bauersleute in der Aufopferung ihres Elendes, daß ihr einziges Kind unheilbar krank wurde und ihr Besitztum aufzuzehren drohte, im Wallfahrtsorte Trins bei Sterzing. Mitten im Gebete war ihnen das Kind gestorben.

„Die beiden Freunde“ kränkten an Leib und Seele. Der Rurat von Großwies hat durch literarischen Ehrgeiz sich seinem Beruf entfremdet und der Hypochondrie ergeben. Zur rechten Zeit kam sein Freund, der Kreisphysikus, aus der Stadt, den die Grille seiner Geliebten, Gensfleisch beim Verlobungsmahle zu genießen, in die Berge gejagt hatte, wo ihn der Freund und das Unwetter festhielten. Die Kokotte hatte indes einen an-

deren drangefriegt und endete im Juguistenhospital. Der Kreisphysikus aber fand seine seelische Ruhe und Zufriedenheit unter dem Einflusse des geistlichen Freundes.

„Vienhard, „Der Fürst““ war schon immer ein komischer Rauz und sinnierte seit langem, wie er ein „langelets Rahmi“ herstellen könnte. Da kam ein Fürst ins Tal und Vienhard mußte ihn übers Joch führen. Die Leutseligkeit des Herrn tat's dem Vienhard an, bis dieser ihn mit schäbigem Lohn verabschiedete. Am Heimweg erfährt Vienhard von einem andern Drechsler, daß die geplante Maschine schon längst erfunden ist. Seither ist Vienhard ganz absonderlich. Der Medizinalrat resoliert: „Paronia, Größenwahn, harmloser Natur.“

„Ein Lebenszweck“. Das drittemal erst sagt die Lucia zu Baltis Werbung ja. Als ihr Vater stirbt, sind sie beide über die besten Jahre hinaus. Der pensionierte, erblindete Steinmetz überläßt ihnen ein Gütl, klein und unscheinbar, aber prächtigst gelegen (ober Missian im Überrettach, in der Nähe von St. Michael, wo Domanig die letzten Urlaube zubrachte und schließlich auslitt). Und wie Lucia vom Vater, so lernt nun Balti von ihr den Schatz kennen. Und sie arbeiten mit neuem Fleiße, zuerst für des Vaters Denkstein und gestifteten Jahrtag, dann für den eigenen. (Vergl. hiezu V. Rafaels Erzählung „Die Geschwister“ in „Spöckenfelder“ 1909.)

„Meine alte Tante“ vom Schönbörg, ein Bild aus der Biedermeierzeit. Verlassen und vereinsamt, findet sie sich endlich wieder in ihre Lage. Nur von dem Zeitgeist, den Neuerungen, wollte sie nichts wissen. So fand sie ihr Nefse, den eine kleine Heldentat aus ihrer Franzosenzeit interessierte. Sie aber erzählt von seinem Großvater (siehe: Ahnen und Eltern), wie er sein Geld vergrub und verlor, als Geißel litt und trohalledem wohlhabend und zufrieden starb. Und dann vom seines Vaters Aufzeichnung . . . Wer weiß, wann unser Samenkörnlein einmal aufgeht!

„Sich selbst im Wege stehen“ erzählt Domanig seinen jungen Freunden und Studenten als Beispiel. Mit seinem Freunde Dr. Bruder war die Reise ins Südtirol unternommen. Der überbürdete Redakteur des Staatslexikons mußte sich die Amtsbrieife nachschicken lassen und ließ deshalb eigene Amtskuperte verwenden. Aber er verwendete sie auch, um den Seinen über sich zu berichten. Und so wanderten seine eigenen Briefe ihm nach, die Seinen hörten nichts von ihm und er nichts von ihnen, bis er den ersten eigenen Brief zurückerhielt.

Die trodenen, armseligen Inhaltsangaben lassen erkennen, daß es Domanig nicht allein um die Unterhaltung seiner Leser zu tun ist. Diese Erzählungen sind erfüllt von

der Seele des Dichters und stellen dar ein prächtiges Kunst- und Kulturwerk der Heimat im tiefsten, programmatisch ungefüchtesten Sinne. Unwillkürlich bedauert man, daß Domanig dieses sein ureigenstes Gebiet, fern von Tyrol und unter dem Joche des Berufes, nicht öfters bebaut hat.

Zwei Zweckbücher.

„Es ist manches in meinen Schriften, was eine apologetische — nie eine aggressive — Tendenz zeigt; dazu hat mich die Liebe zu meinem Volke vermagt.“
(K. Domanig, Selbstporträt.)

Der mit Freuden eingestandene Zweck des Kulturbildes „Die Fremden“ und des Volksbuches „Tyroler Hausgärtlein“ mag dem Dichter in der literarischen Welt einen Teil seines Ansehens einbüßen lassen. Mich dünkt es überflüssig, hier die Notwendigkeit und die Bedeutung von schöngeistigen Büchern darzutun, welche prinzipiell Stellung zu kulturellen Fragen nehmen. Auch den Streitpunkt zu berühren, ob und wie weit jede Erörterung eines Kulturproblems von dem Künstler Tendenz verlangt, sei unterlassen.

Vor allen denen, welchen Kunstwerte ohne Lebenswerte undenkbar sind, hat Domanig durch seine Tendenzen die beiden Bücher fürs Volk geadelt. Und es ist wohl anzunehmen: ihr Ansehen wird mit der zeitlichen Entfernung zunehmen. Und mit dieser Entfernung wird sich auch ihre objektive und eine entsprechend tief ins Nationalbewußtsein eindringende Schätzung ergeben.

Die Fremden.

Der Meister der Tyroler Volksgeschichten hatte nach vielen Plänen und Entwürfen sich entschlossen, die seither mehr beachtete, für Tyrol brennende Fremdenfrage, deren glückliche Lösung dem Patrioten wohl schon seit seinem römischen Aufenthalte am Herzen lag, im Rahmen eines

Romans, eines Kulturbildes oder, wohl richtiger gesagt, einer kulturhistorischen Erzählung zu behandeln, um sich also eine schwerste Sorge vom Herzen zu schreiben. Im Jahre 1897 erschienen „Die Fremden“ im Wiener „Vaterland“, bald darauf bei Roth in Stuttgart als Buch. Die Erzählung machte in und außerhalb Tyrols Aufsehen und schien sich und ihren Anschauungen Bahn zu brechen. Mit Leidenschaft traten einige jüdische und protestantische Blätter dagegen auf, obgleich Domanig niemand darin zu nahe treten wollte. Auch aus künstlerischen Gründen wurde das Werk angefochten.

Der Dichter selbst hat erkannt, daß in dem, worin die Ästhetik das Formell-Wesentliche des Romans als Kunstwerk erklärt, in der Fassung des Ganzen, Gruppierung der Teile und Abwicklung der Handlung die Schwächen seiner Erzählung liegen, während der Zweck des Buches und die liebevolle, lebendige Zeichnung der Details, die Entwicklung der hervortretenden Charaktere, die Wiedergabe der tyrolischen Verhältnisse, also vorwiegend das kulturelle Moment ihren Wert begründen. Nach dieser Erkenntnis hat der Dichter die Änderungen zur zweiten und dritten Auflage vorgenommen. Ein Zweidbuch mußten „Die Fremden“ immerhin bleiben, auch wenn er die schlichte Erzählung, in die das Kulturbild aufgeht, großzügiger und vielseitiger gestaltet, die reformatorische Tätigkeit des Romanhelden auf das ganze Land einwirken, die wirtschaftlichen und politischen Existenzkämpfe des Tyroler Bauern miteinbezogen, die Vorteile des Fremdenverkehrs und die Schattenseiten des Bauernstandes dargetan wären, dagegen die programmatischen Erörterungen in den Hintergrund träten.

Die Fabel des Romans? Ein junger Arzt Dr. Maas, der in der großstädtischen Praxis ein gut Stück Tyroler Boden verloren hat, wird während seines Sommeraufenthaltes in der Heimat seiner Verwandten (man denke an Oß und den alten Postmeister Haid) durch seine Beziehungen zur bisherigen Braut und durch örtliche Ver-

hältnisse gezwungen, sich für die Annahme der Gemeindearztsstelle zu entscheiden oder nach dem Willen seiner Braut als Spezialist in Wien niederzulassen. Beeinflusst von der Umgebung und geführt von einer ihm teuer gewordenen verarmten Landsmännin, gewinnt er die alte äußere und innere Heimat wieder. Die Fabel ist mit der des Schauspiels „Der Gutsverkauf“ verwandt. Bei näherem Vergleiche ergibt sich eine Weiterentwicklung und Vertiefung der Ideen, ergeben sich bald wesentliche stoffliche Unterschiede. Im Roman umgibt die zwei Hauptpersonen eine noch buntere Gesellschaft: die konvertierende nordische Aristokratin und ihre zelotische Kammerzofe, der heimatlose Amerikaner, die Residenzstadt-Journalisten und ihre zwei- bzw. eindeutigen Schützlinge, der biedere, praktische, fortschrittliche Wirt, die um Mann und Kind bedrohte Gillhoferbäuerin, die alten und neuen Dienstboten usw.

Die geradlinige, bürgerlich einfache, gegen Schluß dramatisch lebhaftere Erzählung ist mit zahlreichen Details bereichert und mit Ausführungen über die Stellung zur Heimat, zu den Fremden, zur Verindustrialisierung des bäuerlichen und handgewerblichen Betriebes und nicht zuletzt zu sittlichen und religiösen Fragen verwoben. Und das ist nun dem Dichter meisterhaft gelungen: die Verkettung der Geschehnisse und Persönlichkeiten und Verquickung der Erörterungen mit der Handlung. Immer wieder guckt aus dem Buche der Poet, der tüchtige Kenner von Land und Leuten, der feine Beobachter ihres Denkens und Tuns. Selbst die Landschaft und ihre Reize zeichnet er¹⁾. Man lese z. B. nur das Kapitel von der Ankunft der zukünftigen Gattin des Dr. Maas, eines Tyroler Kindes, das sein Lebtag in Wien unter drückenden Verhältnissen zugebracht hatte.

1) „Der Frauenbichler“ von Sebastian Rieger (Reimmichl) ist ein unliterarisches Seitenstück zu den „Fremden“ und behandelt das Eindringen des Protestantismus in Tyrol, „Ärzte“ und „Katholiken“ von H. v. Schullern sind pessimistische Gegenstücke.

Tyroler Hausgärtlein.

Der Dichter wünscht, daß jene, welche „Die Fremden“ kennen lernen, auch das „Tyroler Hausgärtlein“ in ihre Lesung miteinbezögen; denn nur wer die Schönheit und Geschlossenheit jenes geistigen Besitzes zu würdigen wisse, könne verstehen, was der Verfasser in den „Fremden“ vertrete. Aus dem „Hausgärtlein“ könne man ersehen, wie ein katholisches Volk der Heutzeit, die Tyroler, denken und fühlen, ihr Innenleben, ihre Weltanschauung. Das „Hausgärtlein“ ist somit das ergänzende und, wie Domanig es empfand, notwendige Seitenstück zu den „Fremden“.

Wie Domanig zu diesem heute einzig in seiner Art und Güte dastehenden katholischen Volksbuche kam, erzählt er uns selbst (Der Gral VII, 369 ff). Von seinen ersten Erfolgen mit belehrenden Geschichten in Rom war schon in seiner Lebensskizze die Rede. Der zweite Innsbrucker Aufenthalt hat durch die Herausgabe der Kalender weitere Beiträge zum jetzigen „Hausgärtlein“ entstehen lassen: „Heimat und Heimatliebe“, „Ein Hort der Freiheit“, „Herz-Jesu-Bundeslied“, „Bornehme Leute“, „Für ganz Gescheite“. In den nationalen und politischen Kämpfen Tyrols reiften das „Tyroler Fahnenlied“, „Grobianus Nostranus Tyrolensis“, „Wie der selige Niklas von der Flue a. D. 1481 den Frieden gestiftet hat“, „Der Zweikampf“; anlässlich des Todes Papst Leos XIII.: „In Gefahr, den Papst zu belügen“, auf Wunsch dichtete Domanig: „Das Wunder von St. Georgenberg“, „Ludovicus Saxo“; für den neugegründeten „Gral“: „Wohltun trägt Zinsen“, „Der Richter von Toblach“, „Der Schwegelpfeifer von Spinges“; für „Studium und Leben“: „Margit“; im Auftrage der Pilgerzugleitung: „Nach Jerusalem. Eine Erinnerung an die Tyroler Volkswallfahrt des Jahres 1906“.

Da trat i. J. 1907 der Sekretär Msgr. Dr. Robert Alimisch an den Dichter heran, ob er nicht für das Jahr 1910 eine der Jahresgaben der St. Josephsbücherbruderschaft in Klagenfurt stellen wolle. Nun ging Domanig

ans Sammeln seiner volkstümlichen Schriften, schrieb seine Einleitung zu diesem „Hausgärtlein“, stellte noch „Drei Wünsche“ (zuerst in Prosa), „Jetzt denkt einmal!“, „Religion und Sittlichkeit“, „Wir Menschen!“ ergänzend bei, überarbeitete die einzelnen Beiträge und illustrierte das Büchlein mit erstklassigen Meistern. Die Jahresgabe erschien in nahezu 200 000 Exemplaren.

Mit dieser Veröffentlichung gab sich Domanig jedoch nun nicht mehr zufrieden. Er erweiterte sein „Hausgärtlein“ mit den Essays über Tyrol und Andreas Hofer, denen der verbindende Text zu Fischers tyrolischen Landschaftsbildern und der Aufruf Domanigs zur Errichtung eines Hoferdenkmales in Wien zugrunde liegt, weiters mit einem Präludium zu L. Saxo „Religion und Wissenschaft“, der Verserzählung „Der letzte Schuß“, dem Bauernspiel „König Laurin“ und einer familiären Weihnachtsrede „Vom ersten Christbaum“. Aus dem unscheinbaren Klagenfurter Bändchen wurde ein stattliches Volksbuch (1912), das seit Hebels „Schachkästlein“ und Alban Stolz' „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ seinesgleichen sucht.

Das Volksbuch leitet die Erklärung „Hausgärtlein“ ein. Gleich der Bäuerin hat der Poet dreierlei Pflanzen in die fünf Beete gesetzt: 1. Vom Glück (Glückseliges Neujahr, Drei Wünsche, Margit, Jetzt denkt einmal). 2. Von unserer Heimat (Heimat und Heimatliebe, Tyrol, Fahnenlied, Ein Hort der Freiheit, Tyrols Bündnis, Der Schwegelpfeifer von Spinges, A. Hofer, Seid einig, Der Zweikampf). 3. Von allerhand Landseuten (Vom Segen Gottes, Wohltun trägt Zinsen, Vornehme Leute, Der Richter von Toblach, König Laurin, Der letzte Schuß). 4. Von Glaubenssachen (Religion und Sittlichkeit, Religion und Wissenschaft, Lud. Saxo, Das Wunder von St. Georgenberg, für Ganzgescheite, „Bekehrung“, Der erste Christbaum, In der Christnacht). 5. Von der Welt draußen (In Gefahr, den Papst zu belügen, Nach Jerusalem, Wir Menschen).

Domanigs erstes Dialektgedicht „In der Christnacht“, das uns schon bekannte „Tyroler Fahnenlied“, „Tyrols Bündnis“ zählen zu den Liedern; „Drei Wünsche“, „Seid einig“, „Der Zweikampf“, „Der Richter von Toblach“, „Der letzte Schuß“, „Das Wunder von St. Georgenberg“, „Belehrung“ zu den Verserzählungen; „Der Schwegelpfeifer von Spinges“ — neben dem noch zu besprechenden Bauernspiel „König Laurin“ wohl der literarisch bedeutendste Beitrag — und „Ludovicus Saxo“ zu den geschichtlichen Prosaerzählungen. Die andern Stücke bieten Anekdoten und Belehrungen, Beispiele und Beschreibungen, Schwanf und Scherz. Zum mattesten gehört wohl „Nach Jerusalem“; entsprechend der vielen bäuerlichen Pilger mußte Dr. Domanig eben in einfachster Art des Belehrens unterrichten.

Domanigs „Tyroler Hausgärtlein“ gehört — ohne Phraze — in jedes tyrolische und katholische Haus. Das „Hausgärtlein“ wird früher oder später (ich zweifle nicht daran) dem Volke den Dichtergarten Domanigs öffnen und das Verständnis für seine Werke ihm erobern.

Drei Historien.

Zum Kranze, der das Vaterland nun schmückt,
Hab' ich ein Reis, das schlecht'ste nicht, gepflückt.
(K. Domanig, Straub.)

Über die Entstehung der drei historischen Volksschauspiele berichtet der Verfasser:

Während seiner römischen Studien, in den regnerischen Herbstferien 1874, sei er wieder einmal allein im öden Zimmer gesessen; seine Gedanken waren in Tyrol, bei einer Geschichte, die ihm die Mutter erzählt hatte, 1809 habe der Talerwirt in Schwaz einem bayerischen Offizier vor Ausbruch des Aufstandes zur Flucht auf einer Zille am Inn verholten. „Ich wußte nichts Näheres über den Vorfall, aber die Einbildungskraft ist da immer geschäftig: es konnte ein Liebeshandel im Spiel sein . . . Ich nahm den Bleistift zur Hand und brachte die Geschichte, wie

ich sie mir gerade darstellte, als dramatische Szene zu Papier.“ Das Stücklein „Aus dem Jahre 1809“ erschien zuerst im Tyroler Kalender für 1879; 1886 in Ambros Mayrs Tyroler Dichterbuch und 1887 als „Braut des Vaterlandes“ in Einzelheften (von denen hundert numerierte Exemplare zum Besten der Notleidenden im Eisfalle März 1888 ausgegeben wurden).

„Inzwischen hatte ich mich aber für meinen Tyroler Kalender in der Geschichte von 1809 näher umgesehen und Jos. Rapps Hinweis auf den Briefwechsel zwischen dem Kronenwirt J. J. Straub von Hall mit seiner Frau gefunden, der sich aus den Augusttagen des Jahres 1809 erhalten habe und im Landesmuseum aufbewahrt werde. Ich veröffentlichte die Abschrift im Kalender für 1881. Als Dr. H. Holland den Briefwechsel las, schrieb er: ‚Wahrlich, das ist ein Stück Weltgeschichte!‘ Auch andere wurden nun auf den Halbvergessenen aufmerksam . . . Mir selbst ließ der Mann keine Ruhe und ich wagte mich endlich an ein Drama ‚Der Kronenwirt von Hall‘, das keinen andern Inhalt hatte als jene Begebenheiten des besagten Briefwechsels.“ Mitte November 1885 erschien Domanigs dramatischer Erstling bei Wagner, Innsbruck, fand Beifall und machte wiederholt sein Glück auf der Bühne des Salesianums in Milwaukee in Amerika (1886), am Linzer Landestheater (1880), Innsbrucker Stadttheater (1890) und an vielen Dilettantenbühnen. Schon am 27. November 1885 war die Auflage in Innsbruck vergriffen und erschienen die zweite und dritte. Und doch trug das Gedicht noch deutlich das akademische Gewand an sich. Aber es war eben seit langem wieder der erste glückliche Versuch eines Tyrolers, die Heldengeschichte von 1809 dramatisch zu erzählen. Man fühlte: „Domanig ist Dramatiker. Mit lebendigen Farben stellt er das ergreifende Schicksal des heldenmütigen Volksmannes vor Augen und gibt seinem Bilde die glorreichen Befreiungskämpfe von 1809 als wirksamen Hintergrund. Die Charaktere sind scharf und rund gezeichnet, echte Typen, nur in den Hauptrepräsentanten leicht idealisiert, wie es die Würde des historischen Schauspiels erfordert; und es zeugt für das ausgebildete Stilgefühl des Verfassers, daß er neben der Prosa an solchen Stellen die gehobene Sprache der jambischen Fünffüßler verwendet. Die Handlung entwickelt sich rasch und spannend . . .“ So beginnt die ausführliche Würdigung des Univ.-Prof. Dr. J. E. Wadernell im „Tiroler Boten“ 1886, S. 807, und 1896, S. 587. Noch begeisterter äußerte sich der (neben Fr. Felder, Seeger an der Lüh, Kaspar Hagen, Jos. Wächner, A. Ebenhoch, A. Hensler, A. Huber-Brederis, Aurel Polzer und Sidor Hopfner) bekannte Vorarlberger Dichter Johann Georg Bonbank († 1893) in den „N. Tiroler Stimmen („Ein neuer Dichter und eine neue Dichtung“).

„Dieser Erfolg“, erzählt der Dichter weiter, „bestärkte mich in dem allmählich erwachten Vorhaben, den ganzen Freiheitskampf dramatisch zu behandeln. Wie das geschehen mußte, war mir nicht zweifelhaft: in derselben Weise, wie Homer den trojanischen Heldenkampf behandelt: durch Schilderung von besonders bezeichnenden Einzelepisoden. Ich hatte deren drei im Auge; diese sollten für sich ein Ganzes bilden, aber unter sich zusammenhängen, so daß es eine regelrechte Trilogie wird. Die Episode des Kronenwirts ergab sich als Mittelstück: sie zeigte ja den Aufstand auf seinem Höhepunkt, den glänzendsten Sieg der Tyroler . . . Eingeleitet hatte diesen Kampf kein anderer als Spedbacher. Wie Tyrol aber überhaupt in den Kampf gedrängt wurde, zeigt als bezeichnendes Beispiel die ‚Braut des Vaterlandes‘, die ich aber jetzt mit den drei Haupthelden in Verbindung brachte, teils um sie auf diese Weise der Dichtung einzugliedern, teils auch, um die Gesinnung des Mädchens besser zu erklären.

Damit war auch die Verbindung mit dem ersten und zweiten Teil hergestellt; denn wie Straub es gewesen, der den Spedbacher über den Brenner geschickt hatte, so haben andererseits die Erfolge, die durch das Eintreten Spedbachers erzielt wurden, die Befreiung Straubs mit sich gebracht. Von selbst ergab sich die Verbindung mit dem Schlußteil. Andreas Hofer war uns bisher nur flüchtig begegnet: im Vorspiele als der Mann, der die Fäden des Aufstandes in seiner Hand hält, im ‚Spedbacher‘ als der anerkannte Führer, von dessen Wort das Verhalten aller anderer abhängt, im ‚Straub‘ als der glückliche Sieger, der ‚Vater des Vaterlandes‘; immer zugleich als der Vertreter des frommgläubigen, dabei so einfach-gemütlichen Tyrolertums. Über den Mann vor allem wollen und müssen wir mehr wissen; an ihn ist das Schicksal des Landes verknüpft, in seinem Untergange, in seiner weltgeschichtlichen Stellung ist der Ausgang des Tyroler Freiheitskampfes und dessen Bedeutung für die Mit- und Nachwelt festgelegt.

Um aber diese weltgeschichtliche Bedeutung Hofers, die in seinem Heldentod liegt, und des ganzen Freiheitskampfes klar zu machen, habe ich ein Nachspiel der Trilogie angefügt. Hier vernehmen wir, welche Folgen der Freiheitskampf der Tyroler für ganz Europa hatte, wie, durch das Beispiel der Tyroler entflammt, ganz Deutschland sich aufrafft und den fränkischen Eroberer niederschlug . . .

Um die Verbindung dieses Nachspiels mit dem Hauptwerk herzustellen, hat mir wieder die ‚Braut des Vaterlandes‘ gute Dienste geleistet. Sie ist eigentlich die Verkörperung Tyrols, in ihrem Schicksal spiegelt sich das des Landes wieder: gewaltsam löst sie sich von dem Geliebten, für den sie bestimmt schien, dem

braven Bayern, los und erduldet in der Folge alle Schrecken des Krieges, tiefstes Leid und schwerste Schmach, bis ihr eine neue Hoffnung winkt im Entgegentreten Pichlers, des „Osterreichers“, der, nachdem Napoleons Herrschaft gebrochen, Tyrol mit Osterreich vereinigt ist, sie als seine Gattin heimführen durfte . . .

Was freilich die erste Voraussetzung bei einem derartigen Werke ist: tyrolisches Fühlen und Kennntnis von Land und Leuten, hat bei mir ja nicht gefehlt. Geboren im Centrum des Landes, erzogen in der Gesinnung des Volkes, an der ich festgehalten, ein Freund der Tyroler Bauern von Kindheit auf, habe ich vor einem Immermann und andern Ausländern, die ihren Andreas Hofer schrieben, einen großen Vorsprung gehabt, etwa wie einer, der seine Sprache von der Mutter und nicht erst aus dem Buche gelernt hat. Dazu kam, daß ich als Knabe die Kriegsbegisterung der Jahre 1859 und 1866 miterlebt hatte und mich leicht zurückversetzen konnte in die kriegerische Stimmung und in die Lage jener früheren Zeit. Sogar durch die eigene Familie stand ich meinen Helden ein wenig näher. Als ich nach Vollendung des Straub meiner alten Schönberger Tante die Frage vorlegte, ob sie, die doch alle Wirte der Umgebung kannte, sich an den Kronenwirt von Hall nicht mehr erinnere, war ihre Antwort: „An die Straubischen? Was red’st du dem? Wenn sie die Schwester meiner Schwiegermutter war!“ So erfuhr ich es zum ersten Male, daß die Kronenwirtin eine Stieffchwester meiner eigenen Großmutter war. Und von meinem Vater, dem Sohn des Postmeisters von Schönberg, der ja zu den nächsten, einflußreichsten Freunden Andreas Hofers zählte, weiß ich, daß ihn der Sandwirt wie oft zwischen den Knien hielt. Auch mein Großvater von Mutterseite, der wadere Stögerbauer von Stans, ist einer von jenen gewesen, deren schlichte Hingebung an die Sache des Vaterlandes geradezu beispielhaft genannt werden muß.

Aber das sind nun alles glückliche Umstände, an denen mir selber kein Verdienst bezumessen ist. Und wenn meinem Buche literarische Werte zuerkannt werden, so weiß jedermann und der Schriftsteller weiß es am allerbesten, daß ich deshalb kein Verdienst beanspruchen darf; wessen ich mich allein rühmen könnte, das einzige, was ich aus eigenem beigeckeuert, ist der Fleiß und die zähe Ausdauer, mit der ich am Werk gefessen und es beendet habe trotz Mißerfolgen und Enttäuschungen. Ein schweres Stück Arbeit war es allerdings, nicht zuletzt gerade deshalb, weil ich mich so eng an die historische Wirklichkeit gehalten habe, und erschwert noch dadurch, daß mir meine amtlichen Verpflichtungen nur selten Zeit und immer nur kurze Zeit zur Bearbeitung dieses Lebenswerkes übrig ließen.“ Das Erscheinen der einzelnen Teile liegt deshalb auch soweit auseinander: der im

Jahre 1879 zuerst gedruckten ‚Braut des Vaterlandes‘ ist erst im Jahre 1897 der Schlußteil des ganzen Werkes zur Tyroler Herz-Jesu- und Spinghofer Feier gefolgt, aus deren Anlasse der Dichter sein Gesamtwerk dem Vaterlande widmete: „Patriae quo die pugnae ad Spinghofer centum ante annos commissae memoria renovatur. V. S.“

Diese erste Gesamtauflage der „durch geschichtliche Treue, dramatische Kraft und patriotische Gesinnung gleich ausgezeichneten Trilogie“ (so lautet das Preisurteil) wurde, ohne Zutun Domanigs, mit den Preisen der Schwestern Fröhlich-Stiftung, des österr. Unterrichtsministeriums und mit dem ersten dramatischen Autorenpreise Niederösterreichs ausgezeichnet. Democh schenkte man der Dichtung wenig Aufmerksamkeit. Nur ein paar Bühnen brachten einzelne Teile auf die Bretter, obwohl sich hervorragende Theaterdirektoren wie A. Müller-Guttenbrunn und Dr. Alfred Freiherr v. Berger rühmlichst über das Werk äußerten und neben dem Dichter sich noch Männer wie Dr. Exp. Schmidt O. F. M. für die Aufführung bemühten. Der Grund lag wohl nicht in den Unebenheiten und Lücken, welche die langsame Ausführung des frühgereiften Planes und die Entwidlung des Dichters mit sich brachten. Das Ganze zusammenzustimmen, dabei Ton und Aufbau zu vereinfachen, das allgemein Menschliche stärker hervorzuheben und die grelle Mittagsbeleuchtung zu verteilen, war gleichwohl des Autors Bemühen, um seinem Vaterlande die nun sorgfältig überarbeitete Trilogie zur Jubelfeier 1909 neuerdings anzubieten. Die neue Ausgabe enthält keine Seite, ja fast keine Zeile, die nicht Änderungen aufwiese. Vor allem Kürzungen und Vereinfachungen des Ausdrudes und des Versbaues, reicheren Gebrauch der Mundart, eingehendere Individualisierung der Rede. Die Höhe im „Spedbacher“ ist umgearbeitet, die Szenenreihe eins bis fünf im dritten Akt und der ganze zweite Aufzug des vierten Aktes im „Straub“ gestrichen. Kleinere neue Auftritte kamen hinzu, um die Handlung besser zu motivieren und die Personen schärfer zu charakterisieren.

Durch die Bemühungen des Abgeordneten Stefan Glaz-Meran und das Entgegenkommen der tyrolischen Landesregierung wurde diese zweite Buchausgabe des Gesamtwerkes Frühjahr 1909 ermöglicht. Prof. A. Delug entwarf den Einband, von A. Egger-Vienz und Frz. Altmutter sind die Bildnisse dieser Festgabe. Direktor Ferd. Erl inszenierte die drei Schauspiele an seiner Tyroler Bühne zu Innsbruck. Die zwanzig Feltaufführungen (vom 18. August bis 15. September 1909), welche die Landes- und Reichsregierung mit 11 000 K. subventioniert hatten, waren ähnlich wie die „Hofer“-Aufführungen in Landshtut, München, Feldkirch, am Kaiserjubiläums- und Johann Strauß-Theater und im Rathaus zu Wien von starkem Erfolg begleitet und trugen

wesentlich zum Bekanntwerden des Dramenzyklus bei. Ausführlich hat Domanig darüber im „Exal“ (IV, 116) berichtet und zugleich einige interessante Zeitungsstimmen zitiert. Seit Mitte 1911 hat auch Alois Forneller, früher Mitglied der Meraner Volksschauspiele, nun Direktor der Tyroler Bühne in München, vierzehnmals an verschiedenen Bühnen Bayerns den „Hofer“, zuletzt anlässlich des 25jährigen Regierungsjubiläums des Deutschen Kaisers im Münchener Union-Theater (vgl. die Münchener Zeitung Nr. 143) mit vollem Erfolg aufgeführt.

Dennoch brachten es traurige Umstände mit sich, daß Domanig seit Herbst 1909 auf der Innsbruder Bühne nicht mehr gegeben wurde und Direktor Exl bei seinen Gastspielen trotz seiner Versprechungen auch nicht eines der Dramen in Szene brachte. Solche Tatsachen sind freilich nicht geeignet, die Dichtung populärer zu machen oder das noch schwankende Urteil, das selbst in Freundeskreisen des Dichters seit dem Auftreten einzelner „Aristiker“ Platz gegriffen, zum Vorteil der Trilogie zu festigen.

Domanig hat vor allem in der Form seiner Annoncen-Dichtung vor den vielen, nur allzuvielen Hoferdichtern von Theodor Körner, Heinrich Stieglitz und Benizius Mayr bis herauf zu Franz Kranewitter, Ferd. v. Scala und Walter Lutz¹⁾ eines voraus: Der erweiterte Rahmen gewährte ihm die Berücksichtigung des ganzen Aufstandes, seiner Ursachen und seiner Nachwirkung, die eingehende Behandlung dreier Führer und Episoden, die charakteristisch für den ganzen Befreiungskrieg sind. Die Vereinigung der drei Dramen in eine dramatische Trilogie ist eine lose, die der Epiker erdacht hat. Die Idee ist dem Dichter erst gekommen, als schon das Mittelstück als selbständiges Drama vorlag. Der erste und der dritte Teil, die viel später als der zweite und schneller hintereinander erschienen, fügen sich besser in die Technik der Trilogie ein. Was aber sich von jeher als Hauptschwierigkeit bei der dramatischen Behandlung des Stoffes ergab, die Einheitlichkeit des Helden aller Teile, hat Domanig auch bei der (für die zweite

1) Vergl. Anton Dörner, Andreas Hofer auf der Bühne, Brixen, Tyrolia 1911, 2. Auflage; zur dritten wird die ursprünglich nur als Bibliographie begonnene Arbeit durch die Behandlung der Entwürfe und Hoferstücke von Th. Körner, Karl Hase, H. Stieglitz, Bitsch, Jordan, Neumaister und Walter Lutz ergänzt und programmatisch umgearbeitet sein.

Gesamtaufgabe vorgenommenen) Retouche nicht ganz erreicht. Letzten Endes sind „Spedbacher“, „Straub“ und „A. Hofer“ auch noch in der jetzigen Gestalt nur „Episoden aus dem Tyroler Freiheitskampfe“, wie Domanig die einzelnen Dramen bei ihrem ersten Erscheinen genannt hat, Episoden, die den Aufstieg, die Höhe und die Katastrophe darstellen, ein Gesamtbild ergeben, aber vor allem die Anteilnahme ihres Helden an dem Befreiungskriege darstellen. Nicht bloß die Entstehungsgeschichte der Trilogie und das homerische Vorbild Domanigs, auch das Fehlen eines einheitlichen Helden in der Historie seien berücksichtigt. Wohl sind Spedbacher, Straub und Hofer die typischen Vertreter und Führer der geschilderten Phasen des Aufstandes, aber sie sind uns auch nicht mehr, sie entschwinden uns mit ihrer Phase. Wohl verbindet die drei Phasen eine Nebenhandlung, die im Vorspiel und Schlußbild sich in den Vordergrund drängt; aber eben nur eine Nebenhandlung, die auf die Geschehnisse nicht einwirkt. Wohl stehen die drei Episoden in sachlichem Zusammenhang, für die Handlung aber nur in äußerlichem. Domanig hätte Andreas Hofer zum Haupthelden auserküren können, hätte ihn vielleicht im Vorspiel das Amt des Oberkommandanten in Sterzing übernehmen, im vielumstrittenen Höhepunkt des ersten Teiles zum erstenmal ausüben und im zweiten Teile auf offener Szene zum Siege führen lassen können. Der Sandwirt hätte damit nicht nur die ganze Tyroler Erhebung, ihre Erfolge und ihre Niederlage mit seinem eigenen Geschehe repräsentiert, sondern auch dartun müssen, daß an seinem, d. h. an dem spezifisch tyrolischen Charakter der Aufstand gescheitert ist. Aber tatsächlich ist Hofers Charakter nicht der, wenn auch ein hervorragend tyrolischer Charakter. Und die Niederlage führt letzten Endes nicht er, sondern die Uneinigkeit der Tyroler herbei. Es entspricht den geschichtlichen Tatsachen, daß die Tyroler gar keine einheitliche Führung besaßen und daß nicht das Genie des einzelnen, sondern das bestimmte Wollen eines jeden unter ihnen ihre Siege und ihren Untergang sicherte.

Getreu der Geschichte wollte also Domanig die Volksbewegung in drei sich ergänzenden Individualitäten darstellen. Und das ist dem Dichter nun so prächtig gelungen, daß man ihm einen Vorwurf daraus machte und seinen „Speßbacher“ unverständlich genug eine Tragödie der Irrungen nannte.

Dieses Festhalten der geschichtlichen Tatsachen zeichnet die ganze Dichtung aus. Obwohl vor dem großen Werke seines Landsmannes Joseph Hirn, „Tirols Erhebung im Jahre 1809“, Domanigs Trilogie entstanden ist, beden sich seine Darstellungen, von einzelnen belanglosen und gewiß erlaubten Änderungen abgesehen, mit den dort geschilderten im wesentlichen genau. Mit feinem Tactgefühl hat Domanig den nationalen Gegensatz zwischen den Tyrolern und Franzosen hervorgehoben und den auf Napoleons Seite stehenden Bayern und Sachsen die rühmlichste Situation eingeräumt. Land und Leute und ihre Geschichte sind mit einer seltenen Kenntnis naturgetreu wiedergegeben. Wohl noch nie ist der Tyroler Freiheitskampf so tief und wahr empfunden und in seinen Vorzügen dargestellt worden wie in Domanigs Trilogie. Diese Gestalten sind im Geiste von 1809 neu belebt, ihre Züge sind dem Leben abgelauscht, ihr Kämpfen und Siegen ist selbst errungen. Gar oft spricht eigene Erfahrung mit. Jeder der drei Haupthelden trägt Züge des Dichters selbst. Feierlich-ernst klingt der Vers. Wirksam schließen die Akte. In den bunt-breiten Volksszenen ringt sich die mundartliche Prosa durch. Aus den Charakteren wird die Handlung erklärt, die Darstellung begründet, die Dramen nach der Geschichte geschaffen.

Und nun erklärt sich schon, weshalb Domanigs Historien bei ihrer Wahrheit und Schönheit trotz des an Kleist, Schiller und Grillparzer gemahnenden Äußeren nicht Schauspiele streng-klassischer Art, sondern Volkssstücke, kunstreiche, veredelte und vertiefte Volksschauspiele geworden sind, mag immerhin „Speßbacher“ als Charakterstück, „Straub“ als klassisches Stildrama und „Hofer“ als volksmäßiges Trauerspiel gekennzeichnet werden. Die

Vorgänge von 1809 ließen sich ohne Vergewaltigung nicht in die alte Schablone zwingen, daß sich daraus die den Charakteren entsprechenden dramatischen Handlungen ergeben hätten. Die Stoffe und die eigene Veranlagung drängten den Dichter unbewußt in Bahnen, die zur Neubelebung der Volksbühnen führen. Man hat wiederholt von sachmännischer Seite auf den günstigen Boden für die Entwicklung eines nationalpatriotischen Volksdramas hingewiesen, den die von Karl Wolf begründete Meraner Bühne in sich birgt. In Domanig ist der erste und, wie es nach den Erfahrungen mit den heutigen Tyroler Dramatikern erscheint, bislang der einzige Dichter dieses Volksschauspiels entstanden, nicht allein für Meran, sondern für alle heimischen Volkstheater. Auf ihnen wird sich seine Technik als eine für die Masse berechnete bewähren und noch großartiger und nachhaltiger einwirken als auf Exls Tyroler Bühne im Löwenhaus¹⁾.

Dem volksmäßigen Schauen entspricht die natürliche, einfache, geradlinige Entwicklung der äußeren Geschehnisse mit epischen und lyrischen Episoden. Domanig hat es verstanden, diese vielverschlungenen, überreichen Vorgänge zusammenzufassen, zu klären und in drei Handlungen umzusetzen, „die bei aller Freiheit der Bewegung doch des raschen, einheitlichen Fortschreitens nicht entraten und echt künstlerisch ausgestaltet sind, so daß alles auf ein Ziel hinstrebt und jede Wirkung oft von langer Hand vorbereitet ist“ (W. Kreiten). Er hat ihnen in charakteristischer Variation einen dramatischen Konflikt zugrunde gelegt, den Zusammenstoß der Pflichten und der

1) Dem Plan des Passionspielleiters von 1912, auf der 1911 gebauten Bühne des altehrwürdigen Bauerntheaters zu Erl bei Ruffstein i. J. 1914 Domanigs „Tyroler Freiheitskampf“ zu der deutschen und tyrolischen Befreiungsfeier zu inszenieren, scheiterte an dem Beschlusse und der Ausführung des Erler Passions-Theatervereins, in diesem Jahre ihre geistlichen Spiele zu wiederholen. (Vergl. das Erler Passionsbuch für 1912 und „Gottesminne“ 1913.) In Tannheim bei Reutte sind Freilichtspiele mit Domanigs „Hofer“ geplant.

eigenen Neigungen, wodurch die Vorgänge einen einheitlichen Charakter und tieferen Gehalt gewinnen. Am klarsten tritt uns dieser Konflikt im „Straub“, am ansprechendsten im „Hofer“ entgegen. Auch in der Form, in den Vorgängen und Charakteristiken wird beim Lesen und Schauen der dritte Teil die nachhaltigste Wirkung auf Herz und Gemüt erzielen, indes uns im ersten Teil die durchbrechende Leidenschaft des Charakterdramas mit fortreißt. Ist hier der Aufstieg durch die retardierenden Elemente bis zur Höhe geschwächt, so erlahmt beim dritten und vornehmlich beim zweiten Teil der Trilogie im Abstieg die dramatische Kraft — vielleicht, richtiger gesagt, bäumt sich der geschichtliche Vorgang gegen die Technik auf.

Der Vorzüge dieser Meininger-Historien sind noch viele. Überall offenbart sich Domanigs Zug ins Große, zur Kraft. Überall edle Hingabe an die alten Ideale von Gott, Kaiser und Vaterland, das Festhalten an der Heimat und ihren Sitten und Gebräuchen. Deutsches Bewußtsein, alte Bauernfreiheit, Herzensliebe und Familienglück, Treue und Freundschaft, wahre Gerechtigkeit, Dulden und Ertragen und Aufopfern, davon weiß diese Dichtung gar viel zu veranschaulichen. „Was die Schöpfung Domanigs groß macht, ist vor allem die urhige Echtheit seiner Gestalten, die ungeschminkte Wahrheitsliebe der Geschichte und die Ehrlichkeit seinem Volke und seinen Volksfehlern gegenüber. Aus einer wunderbaren Harmonie zwischen Wort und Tat, zwischen den Seelenvorgängen und der Handlung wachsen die Gestalten heraus, meisteln sich förmlich heraus, um schließlich in ihrer ganzen Individualität und Eigenart vor uns zu stehen. Der wirkliche Mann von Rinn ersteht wieder, der alte Kronenwirt von Hall, der richtige Hofer, keine Theaterhelden mit dem abscheulichen, geistigen Mäghentum, sondern Lebenshelden. So werden auch die kleineren Rollen behandelt, so das Volk und die Volkspöndel. Diese Männergestalten sind so recht wie die Edelraute auf den Farnern des Jnnals. Da ist nichts von dem, was man landläufig Salonhyrolorei nennt“ (Georg Baumberger).

Aus „Spedbacher“.

5. Akt. 1. Szene: Der Sturm bricht los!

Pächler:

Run schlag der Grimm in Flammen auf,
Er hat zu lang gemottet!
Run setze dich in Sturmeslauf,
Du bist zu lang getrottet!
Die Hunde drängen, kühngemacht,
Weiß' dem Gezücht die Zähne!
Sie haben dich um dein Recht gebracht,
Doch nicht um deine Sehne:

Noch weht allhie die alte Luft,
Freizügig rauscht's im Tale,
Der rote Nar von Ortles ruft
Dich sieggekrönt zum Stahle:
„Ahi, wer nennt dich seinen Knecht,
Wo meine Firne ragen?
Freiheit ist unser Eigenrecht,
Gott will und krönt dein Wagen!“

Aus „Straub“.

Aus dem 4. Akt, 5. Szene.

Der Mehrere Alte:

Es ist der Krieg, der die Vermeknen schlägt,
Die das nicht dulden, was uns Gott befahl!
Die Sage geht, es sei ein Schatz vergraben
Am Iselberg: — die Freiheit ist der Schatz!
Mit jedem Spatenstich, der unsern Brüdern
Ein Grab bereitet, legen wir ihn bloß.
Und seht euch um! Die Wachefeuern glühen —
Das Ende naht, der Schatz beginnt zu blühen! ...
Männer! Mir laßt das Herz, wenn ich's bedenke:
Was einer für sich selber recht getan,
Das Gute alles kommt der Welt zugut.
Wißt, unser Jubel von den Bergen schallt
Wie Frühlingmorgengruß und widerhallt
Als Schlachtenruf von einer halben Welt!
Und noch in hundert Jahren nennt man uns
Die Retter, die Europas Freiheit an-
Gebahnt, die deutschesten der deutschen,
Der rechten Freiheit und der Treue Schild.

Aus dem 5. Akt, 1. Szene.

(Es ist der frühe Morgen des Maria-Himmelfahrtstages 1809.
Straubs Gattin, gefoltert von Angst um ihren Mann, den sie in
den Tod getrieben habe, hat sich noch des Nachts nach Innsbruck

aufgemacht, da sie hört, er sei von den Franzosen zum Tod verurtheilt. Verzweifelt, sinkt sie vor einem Marienbilde nieder. Da klingt aus der Stadt herauf langsam und feierlich die Aueglocke. Die glaubenstarke Frau erhebt den Blick zur Schmerzensmutter, und aus dem ganzen Elend ringt sie empor:)

Der Engel des Herrn brachte dir die Botschaft,
Und dir geschah nach Gottes ew'gem Rat.
Wohl auch den Schmerz hast du auf dich genommen,
Doch alles Glückes Fülle wurde dir!
Zu deinem Ruhm ertönen diese Glocken,
Die Völker aller Zungen preisen dich! . . .
Und heute ist's, da du den Lauf vollendet;
Der Gürtel fällt, die Wolken tragen dich
Empor zu Gott, an deines Sohnes Seite!

O, in der Herrlichkeit, die dir geworden,
Die dir verbleiben muß in Ewigkeit,
Gedenk des Jammers, den du einst empfunden!
Am Tage deines Ruhm's, heut mahn' ich dich
An deine Erdennot! Der Qualen mahn'
Ich dich, da du den Sohn umsonst gesucht;
Der Peinen aller, die dein Herz zerrissen,
Als du den Leichnam hieltest auf dem Schoß;
O aller Schmerzen, die du je empfunden,
Sei nun in deiner Herrlichkeit gemahnt!

Du kennst die Not! Des Leides Stachel hat,
Ach, deine Seele siebenfach durchbohrt,
Auf daß dein Mitleid um so reicher fließe,
Auf daß du Sprecherin in unsern Nöten,
Trost der Betrübten seist in Ewigkeit!
O sprich für uns zu deines Sohnes Herzen,
Erfleh' von ihm uns Gnade und Erbarmen!
Das Unheil wende! Mutter, steh uns bei!
Daß, die wie du in der Betrübniß waren,
Des Sohnes Milde heut mit dir erfahren!

Aus „Andreas Hofer“.

Aus dem 5. Akt, 9. Szene.

A. Hofer (zum französischen General):
Ist das Ihr Ernst? Ich unter Frankreich dienen?!
Der Sandwirt ein Soldat Napoleons?!
Herr General, na, daraus wird wohl nichts! —
Der Herrgott meint's mir besser; ja er nimmt,
Er nimmt mein Opfer an — in Mantua.
Der Kerker drinnen, finster wohl und feucht —
Das geht vorbei. Und nachher wohl ans Licht!

Wär' nicht der Abschied — na: das Sterben ist
Nicht hart! Man braucht mich nicht zu binden,
Auch nicht die Augen. Hab' ich nicht dem Tod
Wie oft ins Aug' g'seh'n — auf dem Felsberg
Und sonst? Ah, jetzt, wo's gilt, ich bin bereit,
Hoch leb' mein guter Kaiser Franz! — Lebt wohl!
B'hüt Gott euch alle —

(schmerzlich)

o grad 's Land Tyrol!...

Die Dramen der Zeit- und Lebensfragen.

„Auf Gegenseitigkeit beruhen alle wahrhaft fruchtbringenden Verhältnisse, mithin auch die des Theaters und des dramatischen Dichters zueinander.“

(R. L. Zimmermann.)

Im Coupé.

Die Entstehung dieser Dramen lag, ebenso wie die der „Erzählungen“, des „Abt von Fiecht“ und des „Hausgärtlein“ außerhalb des ursprünglichen Programms. In Himberg schrieb Domanig, fünf Jahre nach seinem „Abt von Fiecht“, vom 28. August bis 3. September 1888 ein Lustspiel in zwei Aufzügen „Im Coupé“ nieder, das er Mitte Jänner 1889 in den Einakter „Die Geschwister“ umarbeitete und endlich unter dem Titel „Fehl geraten!“ dem damaligen Sekretär des Burgtheaters, Baron Berger, und später dann dem Direktor Julius Faska des Landestheaters in Linz a. D., der seinen „Straub“ erfolgreich inszeniert hatte, unterbreitete. Das Spielchen wurde bisher weder gedruckt noch aufgeführt und vom Verfasser auch nicht weiter berücksichtigt.

Die Komödie der Verwechslungen spielt, wie alle folgenden Stücke, in der Gegenwart, und ist, gleich den drei nächsten, in der Prosa des Umgangs geschrieben und persifliert unsere Überschätzung und Nachahmung des Fremden, dessen sich gerade der Österreicher nach ein paar Monaten im Auslande gerne schuldig machen soll. Hier wird insbesondere noch die Schwärmerei für die englische und

französische Damenwelt zugunsten der deutschen Frauen, der Wienerinnen bespöttelt. Das Stück fügt sich von selbst in die geistige Entwicklung des nach Wien übersiedelten, heimatstolzen Tyrolers ein. Auch in seinen literarischen Gang: es ist der erste Versuch des damals noch öfters das Burgtheater besuchenden Dichters des „Straub“, den sich aufdrängenden Gedanken der nächsten Umgebung und Gegenwart eine zeitgemäße Form zu geben und auf dem breitesten Forum, der modernen Bühne, in realistischen Zügen zu verlebendigen. „Im Coupé“ ist uns vor allem als Vorläufer der Domanig'schen Gegenwartsstücke bedeutsam. Duolog und (vereinzelt auch) Dialog machen den an äußerer Handlung armen Einakter aus, zwei beispielhafte Belehrungen sind in kurzer Zeit versucht und die an Stelle von aufeinanderstoßenden Gegensätzen vorgeführten Meinungsverschiedenheiten bald beseitigt, die dramatischen Verwicklungen zu leicht und durchsichtig gehalten, die Zusammenführung der vier Personen ist mehr erdacht als geschaut. Auch an anderen Zufälligkeiten mangelt es nicht. Die Exposition ist gedehnt, der Stil äußerst flott und leicht, die persönliche Eigenheit der Charaktere stark nach einer Hinsicht nüanciert, des Autors Ideen keineswegs lehrhaft oder aufdringlich vorgebracht. Das ganze Stück spielt sich in kürzester Zeit im Wartesaal 1. Klasse zu Mödling bei Wien ab. Ein geschickter Regisseur müßte das leichte Konversationsstück, das freilich bei seinem ernststen Grundgedanken für ein Lustspiel noch mehr an Witz und Komik verträge, für ein gebildetes Publikum trefflichst zu inszenieren imstande sein. Schwierig und gefährlich könnte nur die Rolle des fischen Wiener Patent-Mädels werden, die ihren anglisierenden Bruder und französelsnden Bräutigam bei der ersten Zusammenkunft nach deren Heimkehr aus dem Kongo der Heimat zurückerobert.

Das schwere Blut und der ernste Sinn wiesen den Dramatiker nach diesem Lustspielversuch auf das kulturelle Heimatsstück edler Form. Witz, Humor und Komik werden von nun an auf Nebenrollen und kleinern Rollen beschränkt

und die Szenerie und das Milieu auf Tyrol eingestellt. „Im Coupé“ — vielleicht richtiger betitelt „Im Wartesaal 1. Klasse“ oder „Auf falscher Fährte“ — wird mehr als literarhistorische Bedeutung erhalten, wenn einmal Domanigs Gegenwartsdramen in den Spielplänen unserer Berufsbühnen heimisch geworden sind.

Der Gutskauf.

„Das meiste Unrecht geschieht rechtens. Nicht die Gesetze, die Billigkeit allein vermag die Gesellschaft zu schützen . . . Die heutige Gesetzgebung nimmt mehr Bedacht auf die Freiheit und selbst die Willkür des einzelnen als auf das Interesse der Gemeinwesen und den Schutz des kleinen Mannes. Geld ist mehr als je eine Macht geworden, Geld, Geld, das ist die einzige Waffe!“

(K. Domanig, Der Gutsverkauf.)

J. J. 1886 führte eine der zehn gemeinsamen Fußreisen Domanig und seinen getreuen Freund, den National-Ökonomen Dr. Bruder, ins Lechtal und über den Schröden in den Bregenzer Wald. „Hier trafen wir, in Schoppernau oder einem andern jener hintersten Dörfer“, erzählt Domanig, „beim Verlassen eines Gasthauses, wo die durstigen Wanderer ihren Frühtrunk genommen, die Wirtstochter, ein hübsches, schwarzgekleidetes Mädchen, das eben aus der Kirche zurückkehrte. Wir wechselten nur wenige Worte. Nach einer Photographie frug ich sie, die im Hausgang hing und ein großes Stadthaus zeigte: das sei, erklärte sie, das Haus ihres Bruders, der sich als Holzhändler in Verona niedergelassen habe. Grüß Gott, Fräulein! Adieu die Herren! — Am Mittag desselben Tages machten wir die interessante Bekanntschaft Dr. Felders, der, obwohl noch nicht 40jährig, seine erträgliche Advokatie zurückgelegt hatte und nun bei seinem Bruder, dem Pfarrer in Sch., privatisierte. Er schloß sich mit anderen Freunden auf unserm Wege an. Ein eigenartiger Mann, von weltmännischem Auftreten, voll Interesse für sozialpolitische Fragen, worüber er sich den halben Nachmittag mit Dr. Bruder unterhielt und herumstritt, dabei von gutem Durst und burschikosem Humor, der uns den ganzen Abend unterhielt. Beim Abschiednehmen sagte ich ihm: Doktor, Sie kriegen ein Büchl von mir. Denn schon während ich in seiner Gesellschaft war, besonders aber am anderen Morgen auf dem Weg hinaus gegen Bregenz, verflochten

sich die Eindrücke des Tages, Faden an Faden, zu dem Gewebe, das den Inhalt des Gutsverkaufs bildet. Im Hintergrunde steht freilich eine soziale Frage, die uns ohnehin auf unseren Wanderungen oft beschäftigte: die Fremdenfrage, die Invasion des Kapitals in einer einsamen Berggemeinde.“

1889 erschien das Schauspiel aus der Gegenwart in fünf Akten „Der Gutsverkauf“ im Verlage der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck, in dem auch die ersten fünf Auflagen des „Abt von Ziecht“ und die erste des „Tyroler Freiheitskampfes“ erschienen ist, ging dann mit dem Kulturbild „Die Fremden“ in die Jos. Roth'sche Verlagshandlung in Stuttgart und endlich mit den zweiten Auflagen der „Fremden“ und des Schauspiels „Der Idealist“ in die Verlagsanstalt „Tyrolia“ in Brixen (Südtirol) über. Die überarbeitete zweite Auflage erschien Sommer 1911 als Nr. 23 in Val. Höflings „Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke für die Volkshühne“ (München).

Dem buchhändlerischen „Erfolge“ entspricht der auf den Bühnen, obgleich sich bald nach dem Erscheinen des Schauspiels in Berlin der kgl. Intendanturrat Rudolf Genée an verschiedenen Bühnen für die Aufführung einsetzte und auf die meisterhafte Durchführung des modernen Stoffes in der großen grundsätzlichen und praktischen Tragweite in der Nationalzeitung hinwies. Dann sollte es (neben dem schon einstudierten „Straub“) am Raimundtheater in Wien gegeben werden. Da fiel noch in letzter Stunde der Theaterdirektor Adam Müller-Guttenbrunn. „Daß im ‚Gutsverkauf‘ eine gemäßigte und in unseren objektiven Verhältnissen begründete, also gesunde Ablehnung politisch-liberaler Tendenzen waltet, hat genügt, daß diese Dichtungen (‚Der Gutsverkauf‘ und ‚Der Idealist‘), da man ihre Vorzüge nicht leugnen kann, einfach totgeschwiegen und der Bühne fern gehalten wurden, weil ja kein Theaterdirektor riskieren kann, ein Stück auf die Bretter zu bringen, das nicht nur vor der Aufführung nicht lanciert wurde, sondern, wenn ja der Versuch gewagt würde, die Opposition der gesamten Stimmungsmachenden Kritik zu gewärtigen hätte. Da wird nicht etwa die ätzende Lauge des parteiischen Tabels ergossen — das könnte ja interessieren — o nein! Da heißt es: alles schon dagewesen, abgebrauchte Motive, bekannte Situationen, keine Effekte — langweilig! — Und der biedere Philister dankt seinem guten Genius, daß er sein Geld nicht für eine Loge für diese langweilige ‚Novität‘ hinausgeworfen; und das gefährliche ‚Tendenzwerk‘, das sich nicht mehr totschweigen ließ, ist mit der größten Mühsung und Objektivität umgebracht.“ So Seminardirektor Dr. Richard v. Muth in der „Kultur“ (1903 S. 479 f.).

Da veranstaltete denn der Katholische Arbeiterverein in Innsbruck die Uraufführung, dem einige andere Vereine in Schwaz

und Meran, zuletzt m. W. die christlichen Gewerkschaften in Basel (27. April 1912) folgten. Das Basler Volksblatt berichtete über die Vorstellung: „Domanig ist einer der interessantesten kath. Schriftsteller der Neuzeit . . . Wir waren sehr gespannt auf die Bühnenwirkung des Stüdes. Und siehe da: ein prächtiger Erfolg, Spannung von Anfang an und am Schlusse große Begeisterung . . .“

Das Schauspiel hat folgenden Inhalt: In dem deutschen Alpendorfe Steinberg ist das Postgasthaus durch den Tod des Postmeisters herrenlos geworden; der Sohn, Holzhändler in Mailand, hat sich vom „Doktor“, einem Verwandten und Freund des Hauses, das Versprechen geben lassen, den Hof bei günstiger Gelegenheit wohlfeil loszuschlagen, wofür ihn nicht die Tochter erwirbt, der nach dem Testamente auf fünf Jahre das Ankaufsrecht zusteht. Da mietet sich als Sommergast Konsul Reichmann, ein Geschäftsfreund des Holzhändlers, mit Gemahlin, „ein gelehrtes Frauenzimmer, das den halben Tag schreibt, den andern halben schwächt“, in der Post ein und will sich wie ein Kuckuck in das Gemeinwesen einnisten. Die erste Gelegenheit bietet ein Better der Wirtstochter Margareta, der halbstädtische Heinrich, der um den Erlös seines Gutes, das dem der Post benachbart ist, die Post selbst und damit die Margret erkaufen will, nachdem mit dem Doktor und der Wirtstochter nichts zu werden scheint. Sie aber liebt den Doktor, wenn sie auch über seine Entfremdung von der Heimat und den heimischen Anschauungen ungehalten ist. Nieder geschlagen von der abgelehnten Werbung, überläßt Heinrich dem Doktor den Verkauf seines Gutes, „wem er wolle“. Dieser hat durch sein scheinbares Eingehen auf die Wünsche des Konsuls dessen Zukunftspläne (Güterschlächtereier, Bergbau, Fremdenindustrie) erfahren und ist nun entschlossen, dem physischen und moralischen Ruin des Dorfes vorzubeugen, natürlich ohne seine freundliche Stellung zum Konsul vor der Erreichung des Zieles aufzugeben. Diese aber entfremdet ihn der Gemeinde und noch mehr der Margret. Sie weist seine hilfreiche Hand zurück. Noch nachts reißt der Doktor in die Stadt zu

seinem Bankier, erkundigt sich über die Person des Konsuls, befreit mit eigenen Mitteln den Holzhändler aus der Zwangslage, erleichtert Margret den Kauf der Post und erklärt, Heinrichs Gut zu veräußern, wem er wolle. Der Konsul ist entlarvt, der Doktor hat sich als Retter der Heimat erwiesen und nimmt die angebotene Würde des Vorstehers an; nun löst sich auch bei Margareta jedes Mißtrauen, und der Doktor bringt in die Ehe Heinrichs Gut.

Die Doppelhandlung ließt sich in kurzer Inhaltsangabe etwas verwickelt und romantisch. Deshalb braucht man aber dem Schauspiel nicht die Lebenswahrheit abzusprechen. Der Dichter wollte offenbar zeigen, daß den Spekulanten der Weg gewiesen werden müsse, und wollte zur Erhaltung der bodenständigen und der inneren Heimat auffordern. Und wohl in diesem Sinne nannte Fr. W. Weber den „Gutsverkauf“ ein Tendenzstück im Geiste des Horazischen Spruches: *Et prodesse volunt et delectari poetae*. „Ich wünschte,“ sagte der „Dreizehnlinden“-Dichter, „daß es zehnmal jährlich in jeder Stadt, ja in jeder Dorfscheune aufgeführt würde . . .“

Was den Dichter zur Fassung dieses Schauspiels bewogen hat, ist die Anhänglichkeit an seine Heimat und die Erkenntnis der Gefahren, die ihr seitens der Spekulanten drohen. Das Thema ist aktuell in Tyrol wie in der Steiermark oder im Schwarzwald, ist überall aktuell, wo die Erbeingefessenen gegen Ausnutzung durch Fremde kämpfen. Nicht so fast der Hinweis auf die Mittel, wie dieser Kampf geführt werden soll, als vielmehr der Aufruf, daß er geführt werden muß, lag in der Absicht des Dichters. Der Kampf ist keineswegs so aussichtslos und unzeitgemäß, als es vielleicht einem Städter erscheint. Auch in Tyrol sind schon die verschiedensten heimischen Organisationen geschaffen worden, welche auf die Erhaltung des bodenständigen Bauerntums hinzielen, die Selbstverwaltung und Ausnutzung des Besitztums in die Hand nehmen und die Finanzierung der heimischen Unternehmungen sichern. Durch

den Fremdenverkehr tritt aber immer wieder die Gefahr auf, daß sich Ausbeuter festsetzen. Domanig hat prinzipiell für die Reinerhaltung der Landbevölkerung aus sozialen und moralischen, aus nationalen und politischen Gründen Stellung genommen. Seine Stellungnahme ist aber nicht aggressiv, sondern defensiv.

Das Schauspiel ist in edler Prosa geschrieben und muß in der ortsüblichen Mundart gesprochen werden, wo es gerade aufgeführt wird. Die Handlung ist auf einhalb Tage zusammengedrängt und spielt sich an einem Orte ab. Behaglich beginnt das Stück. Selbstgefällig spinnt sich der Dialog fort. Die Erkenntnis vom Werte der inneren und äußeren Heimat, die dem Doktor angesichts der Gefahr auftaucht, ist sprunghaft skizziert. Einige Zufälligkeiten erleichtern ihm die Lösung. Die Liebe greift weder beim Doktor noch bei Heinrich, am wenigsten bei Margret zu tief. Die Dorfleute außer der Post spielen passive Rollen. Die Spitzbübereien der Studenten ließen sich inniger mit der Handlung verknüpfen und besser begründen. Köstlich wirkt ihr Humor und Spott und die Satire auf die Frau Konsul. Bühnenwirksamst gestalten sich die Scheidungsszene zwischen Doktor und Margaret (IV, 4) und der Akt der Entlarvung: der Gegensatz der Charaktere, in aller Würde und Maßhaltung. Die Krämerseele Heinrichs, die opferfreudigen Dienstboten vom alten Schlag, die durch ihre traurige Lage ernste und zielbewußte Margaret lassen den Dichter als vertrauten Volksmann erkennen. Das Stück hat in dem Volksspiel „Die Wiege“ von Alois Ausserer einen Nachgänger gefunden.

Der Idealist.

„Den ersten Anstoß zu diesem modernsten unter meinen Dramen“, gesteht Domanig, „hat ein armer Student gegeben, der an der Wiener Universität mit Hunger und Not sich durchschlug. Wenn er wieder einmal ein paar Tage nichts gegessen hatte, ließ er sich bei uns sehen, und wir sahen ihn nicht ungerne.“

Es war ein Südslawe von feurigem Temperament und zäher Ausdauer, der den Verhältnissen, denen ein anderer unterlegen wäre, standhielt und es zulezt zu einer annehmbaren Stellung brachte. — Dieser ausgesprochene Idealist regte in mir den Gedanken an zu einem Schauspiele: Der arme Student. Meine Erfahrungen, die ich mittlerweile mit der Bühne machte, den Einbild, den ich, in der Großstadt lebend, in das Repertoire unserer Theater gewann, sowie mein eigener Idealismus verdichteten sich zulezt zum Idealist. Es ist ein Vorstoß, den ich, sagen wir als Mann von Kopf und Herz und ehrlicher Deutscher, gegen unser verlottertes Theater unternommen habe. Ich zeige die Ware, die unsere Herren Direktoren verschleißen, und schildere die Lieferanten. Auch war ich so unbescheiden, zeigen zu wollen, daß ich selbst (wozu man mich nicht selten ermuntert hat) solche gang und gäbe Stücke zu liefern ja wohl imstande wäre. Denn hier gab ich ein modernes, völlig realistisches Stück, das sogar das alte Gesetz der Einheit der Zeit und des Ortes befolgte. Aber — Caviar für die Menge, sagte mir Müller-Guttenbrunn.“

In diesem Literatenstück spielt sich der Konflikt in der Wahl zwischen Dichterberuf einerseits und Braut und Heirat andererseits zu. Paul Ohnsorg, ein nur zu weicher, stiller Träumer voll Begeisterung in seinen Bestrebungen und Zielen für Volk und Kunst, hat weder Vater noch Mutter mehr und lebt im Hause seines gleichnamigen Verwandten und Vormunds, eines fortschrittlichen Wirtes des Sommerfrischortes Plehau. So wächst er mit dessen Tochterl wie ein Bruder auf. Der brummige, herzensgute Alte hat den talentierten Buben nach Wunsch studieren lassen — hat er doch selbst sechs Kurse absolviert — und auch im Freiwilligenjahr ausgehalten, weil er in Paul Ohnsorg seinen Nachfolger und Schwiegersohn sah. Paul studierte aber noch weiter und verstudierte sein ganzes kleines eigenes Vermögen und so manchen Hunderter des Wirtes dazu. Nun kommt er wieder heim — gerade vor der Doktorpromotion — ohne einen Kreuzer Geld, elend beieinander. Der Vormund will die Gebühren nicht zahlen. Ein Wirt Doktor der Philosophie, das geht über den Verstand des Geschäftsmannes: er solle sich endlich entscheiden, ob er Wirt und Schwiegersohn werden wolle, oder —.

Paul stellt an seine Braut die Zumutung, ihm in seinem Berufe in die Welt zu folgen. Anna erblickt aber ihren Beruf darin, dem Vater eine treue Tochter und Stütze zu bleiben und die Heimat nicht den Fremden preiszugeben. Wie sie aber wahrnimmt, was Paul sein Beruf bedeutet, was er ihm schon geopfert hat und zu opfern bereit ist und wie der Vater mit der Forderung der Rückzahlung der Auslagen droht, da droht auch sie, ihren Bräutigam seinem Berufe freizugeben. Und Paul kauft sich frei, er will hinaus in die Welt, seine Ideale zu verwirklichen. Anna soll ihrer Heimat und ihrem Vater treu bleiben. Sie trennen sich als Geschwister.

So die erste Fassung des Schauspiels, wie sie der Dichter anonym als Manuskript im Österreichischen Theaterverlag 1901 herausgab. In der zweiten, die 1902 bei der Allgemeinen Verlagsgesellschaft in München erschien, findet eine Befehrung an Ort und Stelle statt. In dieser Gestalt wurde das Stück im Jahre 1905 wiederholt mit Glück und Geschick von Wiener Akademikern aufgeführt. Der Schluß befriedigte den Dichter nicht, weil die Einfachheit und Einheitlichkeit des Ganzen leide. Nach der dritten Redaktion ist der ursprüngliche Schluß beibehalten, und in einem Nachspiel, das zwei Jahre darnach sich in Wien ereignet, das weitere Geschick Pauls und der Seinen dargestellt.

Mit obiger Handlung ist eine zweite verknüpft, durch welche die Ideale des Studenten und seine Befreiung von den Verpflichtungen gegenüber dem Vormunde fargelegt werden. Im Hause des Wirtes ist ein Brand ausgebrochen, bei dem auch das Kofferl eines Sommerfrischlers, des Direktors am Residenztheater, mit Verschulden des alten Dohnsorg verbrannte. Durch die Zeitungsnotiz eines andern Gastes, des „berühmten, wigreichen“ Rezensenten Dr. Röd wird bekannt, daß wahrscheinlich Manuskripte der zur Preisbewerbung eingesandten Dramen dabei zugrunde gingen. Und nun eilen schon drei Literaten ins stille Pleßau, in der Hoffnung, daß ihre Stücke verbrannt seien und sie nun

ein gutes Geschäftchen machten; drei Schriftgewerbler als Typen der herrschenden Mode des bankrottten Großstadttheaters: ein nervöser Oberlehrer Flachmann mit seinem langweiligen, philosophisch zugespitzten „Nero“ von „echt römischem Milieu“, ein emanzipiertes Weib mit überpfeffertem Ehebruchs-drama „Die Wiedergefundenen“ samt ihrer erlösenden, einigenden Kraft der Sünde, und endlich Herr Siegfried Silberstein, der nur die Einleitung des von ihm dramatisierten Zolaschen Roman „La terre“ unter beifälligem Lächeln des souveränen Kritikers zum besten geben kann, da der fünfte Gast, Justizrat Berendt, herausplagt: „Zieht Fenster auf! Herrschaften, da ist einer, der mitgeholfen hat, die Franzosen mit dem Bajonette zurückzuwerfen und Ihr schleppt uns die gallische Hundeart ins Land! . . . Ich bin zu alt und zu altmodisch für Ihre Ästhetik; aber der Unterschied ist der: was die alten Poeten waren, die hielten's wie ein artiger Hausherr mit seinem Gast: er zeigt ihm Haus und Hof und Garten, Gemüse- und Blumenbeet; aber was gewisse Neumodische sind, die führen einen mehrstenteils mit Vorliebe an einen andern Platz, der freilich auch überall zu finden ist — daß ich's sag, wie mir drum ist: Misthaufenpoeten! . . .“

Paul hat auch ein Drama, seinen Erstling „Meister Helmbrecht“, insgeheim zur Preisbewerbung eingeschickt: Der alte Meister hatte den jungen Helmbrecht lieb gewonnen wie einen Sohn, unterrichtete ihn in seiner Art, der alten deutschen Malerweise, und wollte ihm sein einziges Töchterlein einstmalen zum Weibe geben. Auf der Wanderschaft aber bildete sich der Junge in der neuen, welschen Kunst aus. Es entstand eine Spannung zwischen ihm und dem Alten wie unter den Brautleuten. Helmbrecht drückte das Bewußtsein der empfangenen Wohltaten; und auf ihm ruhte die Hoffnung der Familie. Der Junge hatte einen Ruf an den Hof des Herzogs erhalten. Da gerade brachte der für ihn unerwartete, von seiner Braut vermittelte Verkauf seines Bildes die Erlösung. Braut und Bräutigam, die wie Geschwister nebeneinander auf-

gewachsen, erkennen die Notwendigkeit der Trennung. — Es ist die Geschichte des eigenen Herzens, die Paul in sein Drama verdrängt hat. Wie er in diesem gehofft, so löst sich auch sein Konflikt. „Meister Helmbrecht“ ist das preisgekrönte, verbrannte, unwiederbringliche Stück. Der Schadenersatz befreit das Ziehkind von den materiellen Verpflichtungen gegenüber dem Wirt. Anna aber gibt, gleich Helmbrechts Braut, ihren Paul seinem Berufe frei.

Diese detaillierte zweite „Handlung“ ist für die erste mehrmals verwertet und bereichert sie mit Situationen, welche als Satire unserer heutigen Bühnenverhältnisse unser Interesse in Anspruch nehmen. Ob die auftretenden drei Literaten als die Vertreter der jetzigen ausartenden Dramatik angesehen werden? Jedenfalls ist die Situation, in der sie sich befinden, eine glaubwürdige und geradezu köstliche. Hart und feindselig klingt der Hohn und Spott auf das Artistentum. Kreuzbrav hebt sich von den Literaten der Theaterdirektor ab, der dem Idealistendrama den Preis zuerkennt. In diesem spielt der Zufall eine kleinere Rolle als in Domanigs Drama selbst. Aber diese Zufälle lassen sich leichter in Kauf nehmen als die des „Gutsverkaufes“. Gegenüber diesem Stücke ist „Der Idealist“ frischer geraten. Der Anteil des Dichters ist eben mächtiger und persönlicher geworden, die eigenen Erfahrungen drängen zur Aussprache, und so darf es nicht verwundern, daß dieses Schauspiel uns innerlich mehr anspricht als der technisch vollendetere und abgeschlossener „Gutsverkauf“. Das Thema des Idealisten ist des öfteren behandelt worden; so von M. C. André in ihrem Drama „Das Haus Perlaria“ (1909).

Die liebe Not.

Das vierte Schauspiel aus der Gegenwart, das in der Zeit der Genesung (1904) in Bozen zum erstenmal niedergeschrieben wurde, beruht nicht auf einem oder mehreren besonderen Erlebnissen. Die Namen im Stücke verweisen

uns auf Domanigs südtiroler Bekannte. Zum Vorbild des armen Josef diente ein Innsbrucker Architekt J. Schmid, in dessen Mund der Dichter aber viel Selbstempfundenes gelegt hat. Das Stück ist im Frühjahr 1907 in zwei Ausgaben bei Kösel erschienen.

Enrica von Handel-Mazzetti, die sich für die „Braut des Vaterlandes“ begeisterte, hat dies neue Stück als das ausgereifteste und ausgeglichenste unter Domanigs bürgerlichen Schauspielen bezeichnet, und Rann Dambrecht fügte hinzu, „darin sei eine solche dichterische Fülle von Gestaltung und psychologischen Distinktionen, eine solche schlicht-große Meisterschaft in der Beherrschung und Zeichnung der Ideenwelt des öffentlichen Lebens, daß man dieses neue Werk Domanigs als Markstein auf den Pfaden katholischer Dramendichtung bezeichnen muß“. Dr. P. Expeditus Schmidt zählt es zu den wenigen Bühnenstücken, denen wir die Bühne erobern müssen. Leider waren diese und andere maßgebende Mahnrufe bis zum Tode des Dichters umsonst verklungen. Erst am 16. Jänner, 9. und 15. Februar 1914 fanden Vorstellungen auf der Salzburger und Innsbrucker Stadtbühne mit ehrlichem Erfolge statt, denen ab Ende April solche in allen größeren Orten Tyrols und Vorarlbergs folgten.

Die Tyroler Josef und Georg Plant haben beim Dombau von Köln Arbeit gefunden und sich als Bildhauer ausgebildet. Der stattliche, weltläufige Georg findet bald als guter Musiker Zutritt in der Gesellschaft, gewinnt durch sein Auftreten die Gunst der Tochter eines protestantischen Kommerzienrates und endlich diesen selbst, indes der zurückhaltende, unscheinbare Josef just gleichzeitig deren bisheriges Stubenmädchen, eine Boznerin, in einem kleinen Wallfahrtsort heiratet. Georg ersucht Josef, sich nie als seinen Bruder auszugeben, und der gute Josef verspricht's und bleibt in Bozen. Aber da gibt es wenig Verdienst für die vielköpfige Familie. So zieht er nach Wien, wo Georg seit des Schwiegervaters Tod lebt. In der Großstadt geht das Elend für Josef erst recht an: „Stühl'

schneizen, Bilderrahmen und so Zeug. Duzendwar' — zugrund geh'n tu ich als Künstler.“ Und die Familie muß „in dem kleinen, feuchten Quartierl, eing'sargt in lauter Mauern und Gassen und der Luft“, zusammenleben. Nur einmal durfte er noch ein Kunstwerk schaffen, als er die Juno pronuba für den Bruder meißelte, der sie als eigenes Werk in Paris ausstellte — der Grand prix und die Professur sollen Georg dafür zufallen. Aber Josef weiß nichts davon und wird für das lumpige Geld auch von seiner Juno nicht sprechen.

So treffen sich zu Beginn des Stückes die beiden im Vorzimmer des Unterrichtsministers: Georg mit der Zusage der Anstellung an der Kunstakademie und Josef als Bittsteller um eine Fachlehrerstelle in Bozen; er will wieder nach Tyrol kommen und bittet Georg, ein gutes Wort beim Minister einzulegen. Der aber kommt ihm anders: „Offen gestanden, es wär' mir lieber, wenn du dich dem Minister nicht als mein' Bruder ausspielen wolltest.“ Georg verspricht ihm als weitere Entschädigung für die Junostatue ein Reisegeld und verläßt seinen Bruder eilig mit der Deputation des Künstlerverbandes, welche der Ausstellung wegen beim Minister vorsprach. Die Herren mauscheln, daß Georg die Replik des Werkes, das schon einmal prämiert war, in Paris ausgestellt habe, nämlich jenes Porträt seiner Frau, mit welchem er ihr Herz erobert hatte. Nur der Kopf sei ein anderer, jetzt der seiner — Kurtisane. Das Verhältnis soll überhaupt zu wünschen übrig lassen, auch sie habe ihre Hausfreunde . . .

Josefs Kinder (2. Akt) haben indes zu seinem bevorstehenden Geburtstag ein Liedlein von der Nachtigall eingelernt, die auch ihnen einmal singen solle. „Fürs Essen am Vater sein Geburtstag“ haben die beiden ältesten gesorgt: Knödel und ein Stück Geseßtes, Tyroler Wein und zwei Kubazigarren. Ein Mädchen hat eine Hauskappe gestickt . . . Da kommt der Vater unverrichteter Dinge. Einen Tschechen, den Sohn eines Grafendieners, hat man ihm vorgezogen. Es klopft. Better Paßler ist

es, einer der Vorstandsmitglieder des Künstlerverbandes, und bringt Georgs Geld zur — Abreise. Pächler sieht die Gipsfigur der Juno, erkennt an ihr das Bild der Gattin Josefs, erfährt den wirklichen Schöpfer, und „daß ich's sag', Josef, du kannst ihn ruinieren, dein' Bruder, den Professor!“ — „Also die hat ihn zum Professor gemacht!“ Der Vetter und Landsmann ladet die ganze Familie für den nächsten Sonntag, dem Geburtstag Josefs, zu sich auf die Villa.

Im Hause Georgs (3. Akt) wird bekannt, daß der Bräutigam der Tochter ein Hochstapler ist, Plank um sein Vermögen gebracht hat. Die Tochter muß in eine Nervenanstalt gebracht werden. Georgs Gattin Helena trifft Notburg und nimmt sie in ihr Haus mit, erzählt ihr von Georgs Betrügereien, erkennt in Notburg das Juno-Modell und erfährt, daß sie einen „Proletarier“ zum Schwager habe, der ihr Stubenmädel zur Frau sich genommen hatte. Nun bricht sie ganz mit Georg und folgt ihrem Hausfreunde.

Frau Notburg hat ihrem Manne die denkwürdige Zusammenkunft mit ihrer Schwägerin erzählt. Nun (4. Akt) drückt sie ihre Aussage; denn Josef schwankt, ob er den Bruder schonen oder sein Recht geltend machen soll. Da kommt der Hausfreund Helenens und sucht Josef gegen Georg auszubenten, stellt diesen als eine verlorene Existenz dar: Konkurs, Selbstmord der Tochter, Professor unmöglich. Nun ist Josef entschlossen, seinem Bruder in der letzten Not beizustehen.

Er geht zu Pächler, der Georg vom Selbstmorde abgehalten und seinem Bruder zugeführt hat. Und die liebe Not bringt eine herzliche Versöhnung zustande. Josef ist nun doch Fachlehrer in Bozen geworden, Georg aber geht ins Ausland.

Daß Domanig allzufrüh die Wahrheit über Georg enthüllt, den Zufall öfters in die Verwicklung hineinspielen, den Schlußakt in viele Szenen zerfallen läßt, die Charakterfigur Helenens, die Spannung zwischen Helene

und Notburga und die Geliebte Georgs nicht voll ausgenüßt hat, ist schon von Archivrat Dr. J. Weiß (Academia XX, 156), Dr. Jos. Sprengler (Allgem. Literaturblatt XV, 696), Univ.-Prof. Dr. M. Brandl (Literar. Echo XI, 219), Frau Hanns Brentano (Bayer. Kurier 27. März 1909) u. a. genüßsam dargelegt worden. Nicht so erfolgreich ist auf die knappgehaltene Exposition des Stückes die schlichte, volkstümliche Durchführung, die liebevolle Zeichnung der Tyroler Charaktere, das treffliche Zeitbild, ein ganz anderes als die bisherigen mit vielen neuen Individualitäten, die sittliche Größe und das stolze Bekenntnis zum Optimismus in all dem Schmutz und Elend hingewiesen worden. Vielleicht wie kein anderes, zeigt dieses soziale Drama Domanigs auch den Weg, auf dem das bürgerliche Schauspiel in unserer Zeit sich am Dasein halten und zu neuer, gesunder Blüte reifen kann.

„Dem rein menschlichen, dem sittlichen und poetischen Wesen nach“, schrieb Archivrat Dr. Weiß, „ist ‚Die liebe Not‘ eine schöne Dichtung von großer Innerlichkeit, ein echter ‚Domanig‘, idealistisch, etwas plauderhaft, einfach in den Konturen, von schlichter, sonniger Gemütsgröße. Alles kommt von Herzen und geht zum Herzen. Ein Volksstück von edelstem Gehalt!“

Grobianus Nostranus Tyrolensis.

In der Christnacht.

(Sterzinger Dialekt.)

(Auf einem einsamen Berggehöfte, wo alle Bewohner eben zur Mette gegangen sind; nur das kleine Nannele ist mit der alten Base zurückgeblieben.)

Mitte:

Sein se awödd iah, Nannele? — Hat wol aniads a Lutearn? Geah. rias no woadd in Hannes noch, derfessl vergißt sovl gearn!

Kind:

Nuo, dö sein iah lang füro — sie sein schon öpper ban Gatter! Aber es faahlt nicht, graab di nit, do schauigg schon amearscht der Batter!

Alte:

Woll freila, hascht recht, Gar¹⁾ schaugg aff ins, aff aniaads aus-
fallebs Haar!

Und in der Krischnacht wühet i's nia, daß öbbes begögnung waar.

Mei, weart man alt! Beart bin i nou mit ocht van alln
Schneibm

Und huire dermiach is rein nit meahr — muß lei bam Dfn
bleibm.

Weah tuats oam; aber Nannele, laß mers ins nit verdrießn,
Gwiß hat a vu die Sirtu oans bam Bich zrugg bleiben mießn.

Und weil i ocht nit derkimb, geacht woll der Heiland auer!
O mei, i siggs, wias kemmen weard in gar nit langer Dauer:

Dört zuicht ein zum löschten mal²⁾ und holt mi o für alm —
Schaug au noar, wie die Basl geacht, körnztrud und mit ar Palm!

Durchein geachts ins Betlehem und schün is, nit zum maln,
Statt affn Stroah liggs Kindl iah aff lauter Sonnenstrahl!

Koa Wind und Wötter ischt nit meahr, koa Plag und Noat der
Gardn —
Bet Nannele, zum Kindl bet, daß miar dös würdi wearn!

Die Gedichte „In der Christnacht“, „Grobianus“ und „König Laurin“, alle drei in Dialekt und Versen abgefaßt, gehören als Entwicklungen eines Types zusammen, den wir in der literarischen Kunst unausgewertet finden und als die Tyroler Bauernspielart erkennen. Bekanntlich werden noch immer zu Weihnachten, Dreikönigen und anderen großen katholischen Festzeiten Monologe, Duologe und Szenen auf dem Lande gesungen, vorgetragen und aufgeführt, die aus dem Bauernvolke als eine Sonderart der geistlichen Spiele herausgewachsen und von der dramatischen Kunst der Gegenwart so gut wie unberührt geblieben sind. Der urwüchsige, im Volke lebende Sebastian Rieger hat ein solches Hirtenspiel nach alten Motiven er-

1) Sie meint den himmlischen Vater.

2) Als letzte Wegzehrung, meint sie; die folgenden Worte beziehen sich auf ihren Einzug in den Himmel.

neuert (in seinem köstlichen Hausbuche „Weihnacht in Tirol“) und der vielversprechende kunstgelehrte Josef Garber, ein Eischtaler Bauernsohn, ein Krippenspiel selbständig gedichtet.

Karl Domanig mag in seiner Jugend sich so manches derbe und kindliche Duett und Spielchen angehört und angesehen, ja wohl gar oft dabei mitgewirkt haben. Sein erstes Dialektgedicht, in Rom entstanden, benützt die einfache Form für einen stimmungsvollen Weihnachtsduolog. Im „Grobianus“ gestaltet sich der mundartliche Hexameter schon dramatischer; in „König Laurin“ ist der vorwiegend lyrische und bildhafte Typ zu einem kunstvollen Spiele ausgestaltet.

Auch in den ursprünglichen Fassungen der „Braut des Vaterlandes“ kann der überstarke klassizistische Einfluß die ursprünglicheren Aufnahmen des werdenden Volksdramatikers nicht immer verdecken. Ganz verdrängt ist die auf das Gemüt stark einwirkende Tyroler Volksspielart in keinem Drama Domanigs und es ist bezeichnend für des Dichters zunehmende geistige Unmittelbarkeit gegenüber dem Volkstum, daß im „Hofer“ und in der „Lieben Not“ die volkstümlichen Szenen und Bilder öfters sich einschieben und verinnerlichter sich geben als im „Straub“ und im „Gutsverkauf“. —

Wie schon erwähnt, hat unser Patriot mit großem Bedauern den unseligen politischen Zwiespalt unter den katholischen Tyrolern entstehen, sich vergrößern und vergrößern gesehen, umsonst versucht, im persönlichen Verkehr von der Notwendigkeit des Ausgleiches auf seine Landsleute überzeugend einzuwirken und endlich zur Feder gegriffen. Sein erstes Gedicht „Grobianus Nostranus Tyrolensis“ erschien 1901 im Wiener „Vaterland“ (Nr. 106—108) anonym, wurde in Tyrol mehrfach nachgedruckt und vom Autor im April 1911 neu mit den zwei anderen Mahngedichten in einem eigenen Heftchen „Zum Frieden. An die Tyroler“ aufgelegt. Alle drei Gedichte solle das neue „Tyroler Hausgärtlein“ im zweiten Kapitel vereinigen.

Die erste Dichtung verdankt ihren literarischen Titel und Charakter dem vielgelesenen Anstandsbuche „Grobianus de morum simplicitate“ von Fr. Dedekind (Frankfurt 1859). In dieser vollstümlichen „Tischzucht“ unterweisen Vater Grobianus und Mutter Grobiana, wie der Leser sich nicht benehmen soll. Domanig läßt in einem Eifaltaler Dialektgespräch beim Bruggenwirt in Neustift (bei Brixen) den Grobianus Nostranus mit seinem Vetter Waschl zusammenkommen. Jener, „ein grobschlachtiger, halbherrlicher Landsmann, dem nach Belieben eine ganz beträchtliche Menge nationaler Eigenheiten und Unarten angedichtet ist“, trägt diese nach dem Muster des alten deutschen Grobianus in Unterweisungen an seinen jugendlichen Vetter zur Schau, kommt auf den Streit mit seiner Frau zu sprechen, der wegen beider Vögel (der beiden Parteien) ausbrach, und auch die Söhne entzweit und die ganze Familie auseinanderreibt. Endlich bringt Waschl, die Kellnerin Lise und der Sohn Josele den Grobianus soweit, daß er zur Frau zurückkehren will, wenn sie ihm nur einen Schritt entgegenkomme:

Waschl:

Ja, aber nacher, wia ischts? . . . Soll sie a u e r kemmen die Wasl?

Nostranus:

A u e r kemmen? Die Frau? . . . Ah wenn sie 's thaatt, wenn sie möiget! . .

Lise:

O öpper woll, wenn der Herr Noschtranus a bißl entgöigen Gang! Ah gelten Se ja, döis derf 'r sogn, döis derf 'r? Bis zum halben Wöig geahn Sie ihr entgöign, in Jousef Z'liab, und die Frau, in Jousef zuliab, soll auer! Und
nacher

Trint' mer a Glasl mitnand, a guats, aff bößere Zeiten, Bou Sie die Vögel niemer derfeien, und wo Sie in Eintracht — —

Was den „Grobianus“, der ja zwischen „Idealist“ und „Die liebe Not“ niedergeschrieben wurde, abgesehen von der politischen Nebenbedeutung, die sich nicht als allein notwendige Auslegung aufdrängt, kennzeichnet, die wunderbare Mundart, die köstliche Symbolik, die fein-satirische Charakterzeichnung, der Bau und Rhythmus der Hexameter, das macht das Dialektgedicht auch literarisch bedeutsam und heißt selbst die verwandten Gedichte J. P. Hebels bei einem Vergleiche zurückstehen. Es ist eine unfreiwillige Anerkennung, wenn Dr. J. W. Nagl in der deutschösterreichischen Literaturgeschichte (S. 639, II. Band, Fromme, Wien) von alttyrolischen Bauernspielen in mundartlichen Versen schreibt: „Diese Lust am dramatischen Spiel bleibt bis herauf ins Jahr 1901, wenn nicht der undatierte ‚Grobianus Rostranus Tyrolensis‘ (Nagls „Deutsche Mundarten“ II 151 f.) ohnehin einer viel älteren Zeit angehört, wie die echt bauernmäßige Mundart — fast ohne fremde Einschläge — verraten läßt. Auch der Gang des Stückes ist gelungen, der Figur des ‚Wastl‘ ist eine bedeutsame Rolle zuerkannt.“ Was hätte wohl der Wiener Professor zu dem indes gründlich umgearbeiteten „Grobian“ gesagt, wenn er die Bedeutung des Grundgedankens, den Kampf des alten mit dem erstarkenden jungen Geschlechte, und den Verfasser erfahren hätte, der sein Werkchen keineswegs als Bühnenstück auffaßte?

König Laurin.

Die zugrundeliegende alte Volksage erzählt die Lehrerin Schw. Cl. Villgrattner in J. W. Henls vortrefflichem Werke „Volksagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol“ (Brixen, 1897; S. 336 ff.) im Eisacktaler Dialekt. Darnach war Hans, der schönste Bursch von Tiers am Schlern (Rosengarten bei Bozen), in die reiche Schelleberger Lene verliebt. Sie aber narrt ihn, und als er endlich Gewißheit haben will, verlangt sie, mitten im Winter, ein Röschen vom Rosengarten. Gut! Im Schlafe träumt sie: Hans liege in einem reichen Garten voll von Rosen, bestaunt von

einem König und einer schönen Frau. Sie erwacht; ein anderer Traum fesselt sie wieder: man trüge ihren Hans auf den Freithof. Plötzlich gibt er ihr ein Zeichen, sie solle ihn begleiten. Weil sie nun nicht gleich Folge leistet, reißt er sie mit. Da erwacht sie und der Schrecken treibt sie auf die Suche nach ihrem Hans. Endlich steigen ihr einige Burschen aus dem Dorfe den Rosengarten hinauf, finden Hansens Hut mit einem wunderschönen frischen Röslein. Sonst nichts! Seit alters blühen droben im sagenumwobenen Rosengarten während des Winters die prächtigsten Blumen. Der Garten aber gehört einer Prinzessin und ihrem Vater. Wer ein Röslein bricht, wird von ihnen verzaubert und muß oben dreißig Jahre verschlafen. So erzählt man der Lene. — Seit dem Tage kränkt sie. Ihrem Hans läßt sie endlich ein Marterl sehen. Sie selber aber kommt bald auf den Freithof. — Nach dreißig Jahren feiert Hochzeit die Seebacher Lisl mit dem Plattlpeter in Tiers. Mitten im Festgelage stört sie ein alter, verwetterter Mann. Der Vater des Hochzeitors erkennt in ihm unseren Hans. Der aber kann den Alten nicht verstehen. Tanzen will auch er, der Hans, der schönste Bursch von Tiers. Der Alte nimmt ihn beiseite und erzählt ihm das vom Rosengarten und den dreißig Jahren. Hans antwortet und fragt nicht mehr: er ist tot¹⁾.

Das ist die Sage zu Domanigs dreiaktigem Bauernspiel. Der Dichter hat sie durch einen Gedanken vertieft, der sich ihm in Wien aufgedrängt hat: Wie so mancher

1) Entfernt ähnliche Motive liegen auch der epischen Dichtung „Die Saligfräulein“ (1875 bezw. 1897) von Angelika v. Hörmann und dem dramatischen Torso Hugo von Hofmannthals „Das Bergwerk von Falum“ (1906) zugrunde: Dort ein Bauer, dem es die Saligfräulein trotz seines hübschen Weibes angetan haben, bis beide Gatten zugrunde gehen: die Sehnsucht nach dem Überirdischen, die auf dieser Welt nicht erfüllt wird, Zwiespalt zwischen Geist und Materie — hier schaut ein Matrose die Königin der Geister im Innern der Erde und wird Bergmann, um ihr in seiner Tiefe nahe zu sein.

wadere junge Mann aus dem Volke von den Seinen in die Welt hinausgestoßen wird und in ihr zugrunde geht. Der und jener Tyroler und Künstler hat es in der Großstadt an sich erfahren. So auch Georg Planf in der „Lieben Not“.

Das Stück spielt zuerst in einem Bauernhaus von Seis. Außer den Eheleuten finden wir eine junge Verwandte, die reiche Mena, und die Mägde Barbe und Lise vor. Diese gesteht der andern von Peters Liebe zu ihr. Mena spottet sie aus, weil nach ihrem Gerede der Peter nicht um ein Schloß im Schlern seine Lise freigäbe. Die Bäuerin wird herzugezogen und muß das Wort erklären. Vom König Laurin und seinen Zwergen, vom Rosengarten und von der Wunderblume Rapunzel in der Wolfscharten droben; wer sie raubt, gehört für 30 Jahre und 3 Tage dem König Laurin und seiner königlichen Tochter Hulda. — Die Bäuerin ist aber gekommen, um mit der Mena ein ernstes Wort zu reden. Sie solle die arme Lise in Ruhe lassen und mit dem Jagerhans endlich ernst machen: so oder so! Menas Vormund hat ihn als Bewerber ausgewiesen, und nun wolle er nach Amerika.

1. Akt, 7. Szene.

Hans

(kommt von der Gasse herab; wie er Mena erblickt, will er, ohne zu grüßen, fehrtmachen.)

Mena:

Grüß Gott, Hans! Hast mich heut gar nit sehn gewöllt?

Hans (kalt und finster):

Ist der Bauer nit da? Der Bauer hat mich b'stellt!

Mena (bedeutsam):

Der Bauer just nit. Einmal vorderhand ich!

Hans (wie vorher):

Ah ja! Dir mach' ich kein Gscheer.

Dein Gerhab hat's g'sagt, wohin daß ich g'hör. —

(Wärmer):

Seut, Mena, siehst mich zum lehtenmal, mich.

Wenn ich g'storben bin, kann sein,

Daß ich dir, daß ich dir noch einmal erschein!

(Er will gehen.)

M e n a:

Ja, was wär denn jetzt das? Jetzt bleibst mir da
Und laßt mit dir reden, brichst nit also ab!

H a n s (heftig):

Abbrochen hat schon ein andrer als ich!

M e n a:

Ja, 's selb ist also, das will ich dir sagen —
Bleib da jetzt! Komm aufer! Und setzt dich rin wie!
(Weinerlich):

Kimm aufer, Hans, hörst! Ich kanns nicht vertragen,
Kimm aufer! Du mußt,
Die Gerechtigkeit wills, daß d' mich anhören tußt?

H a n s (auf die Altane tretend, bitter):

Die Gerechtigkeit! Also, was hat sie mir z'tünden,
Die Gerechtigkeit?

M e n a:

Hans, du tußt dich versünden,
Wenn d' mir die Schuld willst geben an dem,
Was dir mein Gerhab hat antan, der Böhm',
Der tüdtsche! Hättst du nur g'hört,
Wie ich demselb'n das G'sims hab' abgekehrt!
Meine Leut' haben mir's g'sagt (ich hätt' ja nichts g'wißt!) —
Frag' meine Leut', was er hat hören g'müßt!
Rabiat bin ich g'wesen!

H a n s:

Ah so wohl, also? . . .
Ich hab's anders verstanden!
(Er dreht sich um.)

M e n a:

Jetzt bleibst du mir da!
Wie hast du's verstanden, du? Red' dich jetzt aus!

H a n s (nach einer Pause vor sie hintretend):

Madl, du spielst wie die Katz mit der Maus!
Über Jahr und Tag ziehst mich hin und her,
Tußt bald, du möchtest mich, nachher mehr,
Ich wär dir zu schlecht. Jetzt endlich hat's kraucht,
Hat dein Gerhab einmal ein' Beschluß gemacht!
Aus ist's und gar! Und daß ich dir's g'steh, ich,
Mir selber ist's recht: nach Amerika geh ich!
(Er will fort.)

M e n a (weinerlich):

Hans, ich kann nit dafür! Ganz g'wiß, es ist wahr,
Ich bin unschuldig, Hans, wahrhaftig und gar!
Paß auf, was ich sag': in zwei Monat aufs Haar,
Da hab ich sie ganz meine vierundzwanzig Jahr,
Da bin ich mein eigener Gerhab und Herr!
Zwei Monat noch dauert's, kein Tag nit mehr! . . .

H a n s (aufmerksam):

Und nachher?

M e n a:

Ja, nachher werd' ich wissen, was ich tu.
Geld und Gut hab' ich selber genug,
Ich brauch' kein' Partie, wie der Gerhab möcht';
Was g'scheite Leut sein, die geben mir recht:
Was ich brauch', ist ein Mann, ein tüchtiger, toller,
Ein richtiger und ein braver Tyroler.
Nachher, Hans, wenn d' mich magst . . .

H a n s (warm):

Das weißt etwa nit!
Wie oft hab' ich dir's g'sagt, wie oft hab' ich dich bitt'!

M e n a (zurückhaltend):

Wenn's dir Ernst ist um mich und nit um mein Geld —

H a n s (aufbrausend):

Höll' Teufel noch einmal! So verschenk' doch dein Geld!
Die Schul' kann's brauchen und 's Armenhaus!
Die Nachbarn schlügen dir's auch nicht aus,
Wenn d' ihnen schenkest Wiesen und Wald!
Verteil's nur redlich, verteil's genau!
Nichts b'haltest dir mehr als dein G'wandl halt!
Nachher sagst mir's, tu ich ein' Fuchzer au!
Weil ich dir's weisen kann jezt vor der ganzen Welt,
Daß ich d i c h will, Madl, und nit dein Geld!

M e n a (geschmeichelt):

Ach ja, das wär' schon alles recht,
Daß mich der Hans mit nichts auch noch möcht'!
Aber deswegen würd' ich ihm nit unlieber sein,
Weil ich was hab? . . . Weißt, wegen mein
Ist's wohl überhaupt nit; bloß wegen die Leut',
Daß man's uns nimmer also mißdeut',
Daß kein's nimmer zweifeln gar nimmer könnt' . . .

H a n s (lachend):

Ja, Madl, das Mittel, wenn ein Mensch erfänd'!

M e n a:

Wissen tät' ich schon eins.

H a n s:

Nachher außer damit!

M e n a (zögernd):

Es wär' halt wohl ein g'wagter Schritt.

H a n s:

Nur außer damit! Mehr als Blut und Leben
Wird's ja nicht sein. Und das will ich geben!

M e n a (nach einer Pause):

In der Wolfschart'n bist schon g'wesen einmal?

H a n s:

In der Wolfschart'n nit. Umundum überall.

M e n a:

Es heißt es wär' g'fährlich. Nicht heimlich soll's sein.
Der Wilde, heißt's, geht da aus und ein.

H a n s:

Das wär' ja grad recht.

M e n a:

Nachher gingst mir du hin?
Beim Rosengarten oben soll ein Blümele blühn,
Die Rapunzl, die schönste von allen . . .

H a n s:

Rapunzl? Ich kenn' sie, die „Teufelskrallen“.
Die möchtest?

M e n a (etwas zaghaft):

Die möcht' ich!

H a n s:

Und weiter ist's nichts?

M e n a:

Halt, Samstag ist's heut'. Und dein' Christenpflicht,
Die kennst . . .

H a n s:

Die Sonntagsmeh!
Ach, freilich, die Meh, die versäum' ich nie.
Da bin ich schon zurück, bis neun in der Früh.

M e n a:

Nachher gingst mir wirklich noch heut' drum aug'n?

H a n s:

's selb tut mir jußt taugen!
Und iah machen wir lei g'schwind.
Dein Blümel sollst haben, wenn's halt ist, daß ich's find'.
(Er will fort.)

M e n a (zögernd):

B'hüt dich Gott, nachher, Hans! Nimm dir den Schußengel mit.

H a n s:

Ist gut. Und 's Blümel, das bring' ich dir heim, —
Grad 's'elb will ich wissen: was ist nachher mein Lohn?

M e n a:

Dein Lohn, Hans, dein Lohn — ist mein Herz und mein' Hand.

H a n s (feurig):

Dein Herz und dein Hand! Und ein Bußl jekt drauß, ein Bußl
zum Pfand?

M e n a (sich seiner Umarmung entziehend, kalt):
Ah na, na, na, na! So weit sein wir nit!
Am ersten die Arbeit und nachher der Lohn!

H a n s (enttäuscht):

Es ist nit verlangt, es ist nur ein' Bitt',
Und zuviel, weist Mena, wär's nit, tät' ich mein'n.
Über wenn du nicht willst.

M e n a (einlenkend):

Mein Wort, das hast!

(Hans sieht sie bittend an.)

Mein Wort, das hast! Verlaß dich drauß!

H a n s (kurz und entschieden):

Und du das meine! Jekt leb' wohl auf!
(Er ist über die Altane hinab und verschwunden.)

M e n a:

Leb' wohl! B'hüt Gott, Hans, leb' fein g'sund!
Auf Wiedersehn morgen beim Gottesdienst. Und —
(nachrufend:)

Paß auf! Morgen früh um neune
Vor allen Leuten, wenn's Blümel bringst, bin ich die deine!
(Sie sieht ihm eine Weile nach; dann plötzlich ängstlich geworden:)
Du, Hans! Hans, oh! Laß dir was sagen!
Du, hörst? Das kannst du nicht wagen!
(bringend:)

Hans, Hans, oh!

(Hans antwortet von weitem mit einem trohigen Zuckzer.)
Alles Rufen und Schreien und Pfeifen hilft nichts. —

Dieser erste Akt ist für sich schon eine Tragödie: „Führ' uns nicht in Versuchung“, dessen Eindruck leider die epische Breite der Exposition schwächt. Derselbe Nachteil haftet auch den ersten fünf Szenen des dritten Aktes an. Andererseits treten die Partner von Hans und Mena, die Bauersleute, noch nicht in ihren charakteristischen Zügen hervor. Die Rolle der Lise ist zu weit ausgesponnen.

Im zweiten Akt befinden wir uns in König Laurins Felsenhalle im Schlern. Langsam besinnt sich Hans, wie er die Rapunzel, die Teufelstrallen, erfaßte, wie es donnerte, er in die Tiefe gezogen und von Hulda mißbraucht wurde. Nun lechzt sie nach seiner Liebe. Mit Sinnenfingel überlistet sie den Unerfahrenen. Er fügt sich endlich in ein Reich, wo es nicht Sonne noch Luft, nicht Brot noch Wasser gibt. Wollust und Lebensgenuß winken ihm. Er vergiftet seine Braut, seine Arbeit, seine Zukunft und gehorcht dem Geiste der Welt, den man nur faßt, wenn man nach ihm lebt. Er erkennt sich im Spiegel nicht mehr und gibt es auf, selbständig zu denken.

Der dritte Akt führt uns ins Bauernhaus zurück. Dreißig Jahre und drei Tage sind vergangen. Die Bauersleute haben ein hartes Leben voll Arbeit und Gebet hinter sich. Mit Ruhe und Vertrauen denkt der Alte an seinen Tod:

„Wie's da heißt:

Durch Leid und Freud zur Seligkeit!

's Leid geht voran auf dem Weg in die Ewigkeit.

Zu was wären wir denn auf der Welt? Ich bitt',

Woß zum Eingraben werden doch etwa nit?

Für was würden die Leut' denn geplagt und g'schunden,

Wenn sie damit nichts verdienen kunnten? . . .

Die Bauersleute erinnern sich an Hans. Menas Tochter hält ja heute Hochzeit mit einem Tierser. Mena hat heiraten müssen, sonst hätte ihr der tüdische Vormund den Hof zugrunde gerichtet. Aber schon beim ersten Kind ist sie gestorben. — Da kommt Hans, wie von einem langen Schlafe erwacht, auf dem Hute die welcke Rapunzel. Er freut sich über Himmel und Luft, Wasser und Brot. Er

will hochzeiten mit seiner Mena. Er greift nach seiner vermeintlichen Braut. Ein Spiegel und der alte Bauer belehren ihn über das Vergangene. Er stirbt mit den Worten:

„Daß Gott erbarm, nit lei geträumt!

Nem, nit geträumt! Ich hab' gelebt!

Zu was — für was — hab' ich gelebt?! . . .“

Erschüttert stehen wir vor einer Tragödie. Ein Mensch, der guten Willens, wie er ist, von seiner nächsten Umgebung abgestoßen wird, hinausgetrieben in die Welt, wird in seiner Berührung mit dieser Welt überrumpelt und dann von der listigen, ihm weit überlegenen Verführerin seiner anerzogenen Anschauungen, seiner Grundsätze, seines besseren Ichs beraubt. Er geht auf in Wollust und Lebensgenuß jeder Art. Zu spät kommt die Erkenntnis: er stirbt in Verzweiflung!

Bei der Uraufführung des „König Laurin“ am 30. April 1913 in Innsbruck, der sogleich sechs und im Herbst weitere Wiederholungen folgten, kam der tiefsittliche Grundgedanke noch undeutlicher als beim Lesen zum Ausdruck (vgl. „Der Nar“ 1913 S. 484 ff.). Die Zuschauer wurden beirrt, daß Hans im Rausche überrumpelt wird und wiederum, mit einem Tranke seiner Sinne beraubt, sich nun ganz dem Genußleben ergibt und auf Mena, seine reine, edle Liebe, so ohne weiters zugunsten der Buhlerin Hulda verzichtet. Die Gegensätze, das Bauernpaar, dessen Leben aufgeht in Arbeit und Gebet, treten allein im dritten Akt in einem (freilich tiefergreifenden) Stimmungsbilde, das mehrfach an „Andreas Hofer“ 4. Akt, 7. Szene erinnert, hervor. Die wiederholten Hinweise auf König Laurins Reich, Hansens und Menas Geschick erregen die Ungeduld der Zuschauer. Der Geistliche, der nach obigen Verzweiflungsworten auftritt, beeinträchtigt die erschütternde Wirkung des Todes.

Und doch hat das Bauernspiel großen Erfolg erzielt. Ein neues Milieu, neue Charaktere lernen wir kennen: eine Satire auf die Genußwelt, mit erfrischendem Humor aus-

gestattet, Bauernmädchen, die sich um ihren Liebsten streiten, ein Kampf zwischen zwei Verliebten und der originellste Gegensatz zweier Weltanschauungen.

Lebenswahrer und allgemein = menschlicher hatte Domanig noch nie ein Stück Tyroler Leben gegeben, ein Stück, das ihm in seiner idealistisch-volksmännischen Richtung ferner lag; man müßte höchstens die Wirtsmagdszene in „Um Pulver und Blei“ heranziehen. Und naturalistischer denn je tritt die Ausdrucksweise auf. Das Bauernspiel war zuerst (auf Domanigs Herbsturlaub 1911, den er zu Weltthurns gegenüber dem Rosengarten in einem Bauerngasthause verbrachte) in Prosa, dann in Dialektversen, endlich schweren Herzens in einer allgemeinverständlichen Anlehnung an die Mundart geschrieben worden. Ihr liegt noch der Eisacktaler Dialekt zugrunde, was man sich besonders hinsichtlich des Reimes vor Augen halten wolle. Mit einer gewissen Behaglichkeit breitet sich der Dialog aus und ergeht sich in Redensarten, die nur dem besten Kenner des Volkes geläufig sind. Trotz der verschiedenen idyllischen Partien gleitet die Handlung durchwegs flott weiter. Und wie glücklich die Rede individualisiert ist, die drei Hauptcharaktere der Mena, des Hans und der Bäuerin kennzeichnend! „König Laurin“ ist ein Meisterstücklein vornehmer volkstümlicher Kunst mit einer seltenen Fülle von vollgehaltiger Lebensweisheit.

„König Laurin“ war ursprünglich als Singspiel gedacht, das Domanigs Freund, Professor Vinzenz Goller in Klosterneuburg, vertonen sollte. Die leichte, lebhafteste Darstellung des ernstesten Gedankens in den wechselreichen Formen, der stark lyrische und idyllische Einschlag und die mehrfache Verwendung der Musik weisen auf die Absicht des Verfassers hin. Traglos wäre der im allgemeinen schwerflüssige, pathetische Dichtungscharakter Domanigs durch die Goller'sche Musik im Besten ausgeglichen worden.

Der neue Plan und die originelle Schöpfung bezeugen aber auch, daß Domanigs Dichterkraft in seinen letzten Jahren noch nicht keineswegs ermattet war oder sich über-

lebt hatte. Daß er sein Können nicht voll und ganz hatte auswerten und auswirken können, klingt nun gleich einer Anklage auf seine Mitwelt und als Appell an die Gebildeten seines Volkes, wenigstens nach dem Tode des Tyroler Meisters seine Verlassenschaft zu würdigen.

Mag sein, daß einer, der selbst Tyroler ist, zum Tyroler Volke innige Beziehungen hält und den Dichter als Menschen gekannt hat, eher und unbewußter Karl Domanigs Tyroler Volkskunst zu werten und zu würdigen versteht, und sei es auch nur dadurch, daß er das Eigenartige und Vorzügliche des Tyroler Volkspoeten als etwas Selbstverständliches, d. h. Notwendiges, hinnimmt und erst allmählich durch die Kenntniss anderer heimatlicher Werke des besonderen Gehaltes der Domanig'schen Dichtungen gewahr wird. Im Wesen aber darf wahre und große Volkskunst, ob sie nun von einem Tyroler oder Sachsen, von einem Katholiken oder Protestanten, von einem Deutschen oder Fremdsprachigen stammt, nicht derart verschieden sein, daß sie nicht den kräftigsten Widerhall bei jedermann fände, der sich nicht allzuweit von gesundem Volkstum und überirdischem Streben entfernt hat. Fraglos, wer nicht die starke Persönlichkeit verstanden hat, wird noch weniger sein dichterisches Wirken begreifen; wer jedoch den einfachen, großen Mann erkannte, dem wird jedes Wort aus seinen Schriften zum Herzen sprechen, weil es von einem Herzen warmblütigsten Lebens und Strebens, aus einer seltenen Fülle deutschen Gemütes und dem erfahrenen Überlegen in der großzügigen Weltanschauung kam. Wohl waren Dichter und Mensch eins, aber auch ohne den letzteren sprechen aus seinen Dichtungen Geist, Kraft und Poesie und zwar jene, die dem Volke und seinen Zeitfragen zugewandt sind und in seiner Gemeinsamkeit, seinen Sitten und Rechten, seiner Religion wurzeln.

„Weil du ein wirklicher Dichter bist, so genießt du den Vorzug,
Daß dich der Deutsche nicht kennt. Grüße dein Volk aus der
Gruß!“

(Vilencron an Mörike.)

Die Gesamtarbeit Karl Domanigs.

I. Domanigs dichterische und volkstümliche Publikationen.

Der Mond. Gedicht. Hausfreund, 14. Jhrg., 2. Beil. zur Bürger- und Volkszeitung, Brunn 1864.

An das Vaterland. Gedicht. 1866. Vgl. Dichterstimmen d. G. XII, 2. 1897.

Bundeslied der Verbindung „Austria“. Verlag der Verbindung. 1873.

Eine „katholische“ Burschenschaft. Geschrieben zum 10. Stiftungsfeste der Austria in Innsbruck von stud. jur. Karl Domanig, Bursch der Austria. Im Anhang: Scholarenlieder. Innsbruck. Verlag der Austria. Druck der Vereinsbuchdruckerei. 1873. Kl. 8°. 70 S. Inhalt: Widmung an den C. B. Eine „katholische“ Studentenverbindung. Scholarenlieder aus den „Bierpillen“ der Austria von verschiedenen Verfassern; von Domanig: Burschenwort, S. 32. „Des Nachts um halber Zwölf“, S. 35. Sit philisterium leve! S. 46. Fremder Wein — Fremde Zecher, S. 53. Liberalität, S. 60. Apologie, S. 61. Irrfahrt, S. 64). Aus dem Bier-Comment der Austria: Constitutio de Doctoratu.

Eine „katholische“ Burschenschaft... Zweite geänderte Auflage. Druck und Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung. 1873. 8°. 67 S. Inhalt: Widmung an den C. B. Vorwort. Eine katholische Studentenverbindung. Scholarenlieder aus den „Bierpillen“ der Austria. Von verschiedenen Verfassern (von

Domanig neu: Irrfahrt, S. 51. Fremde Mädchen, S. 55). Aus dem Bier-Comment der Austria.

Zu J. v. Görres' hundertjähriger Geburtsfeier (Innsbruck, 26. Jan. 1876). Gedicht. „Neue Tirol. Stimm.“ 27. Jan. 1876.

Tyroler Karten. Herausgegeben vom Kronprinz Rudolf-Veteranen-Verein in Innsbruck. 1878. Hiezu eine Erklärung des geschichtlichen Spieles, das von Domanig erfunden war. 1878. 4^o. 4 S.

Tyroler Kalender auf das gemeine Jahr nach der gnadenreichen Geburt unseres Herrn Jesu Christi. 1879. 1. Jahrgang. Druck und Verlag von Fel. Rauchs Buchhandlung. 4^o, 98 S. Enthält von Domanig: Die statistischen Notizen zur Landeskunde von Tyrol, Kalender-Notizen, Auswahl der Sprüche aus dem 16. und 17. Jahrhundert und aus Goethes Werken, In der Christnacht (Gedicht im Eisacktaler Dialekt), Glückseliges neues Jahr, Brief an ein Kind (Kalenderpredigten), Die Geschichte des freien Bauernstandes in Tyrol, Von tyrolischer Kunst, Der Bund Tyrols mit dem göttlichen Herzen Jesu (Belehrung), Dir schwör' ich zu aufs neue! (Gedicht mit Komposition von Fr. Witt), Aus dem Jahre 1809. Eine dramatische Episode, Vom Segen Gottes (Kalenderpredigt).

Tyroler Kalender... 1880. 2. Jahrgang... 4^o, 106 S. Enthält von Domanig außer Notizen und der Auswahl von Sprüchen: Der Postillon von Schönberg (Volksgeschichte), Heimweh (Gedicht), Studierte Leute (zwei Anekdoten), Geschichte des freien Bauernstandes in Tyrol, Von Kunst und Künstlern, Heimat und Heimatliebe.

Tyroler Kalender... 1881. 3. Jahrgang... 4, 98 S. Enthält von Domanig: Ein Briefwechsel aus dem Jahre 1809, Tyrols Erhebung 1809 (Gedicht), Von Kunst und Künstlern. — Einige von den in diesen Tyroler Kalendern zuerst veröffentlichten Aufsätzen sind später (Ende der neunziger Jahre) in Jos. Mörsers

„Schul- und Elternzeitung“ (Wien) überarbeitet, unter dem Titel „Kalender-Predigten“ abermals abgedruckt worden.

Auf Wanderung. Gedichte: Im fernen Westen, Deutsche Lieder, Philister, Fremder Wein, Fremde Mädchen, Angedenken. Alex. v. Helferts Österr. Jahrbuch (Wien S. 195) für 1882.

Der Schahgräber. Ein psychologisches Fragment aus dem Tyroler Volksleben. Helferts Österr. Jahrbuch für 1883 S. 263.

Ebbe und Flut. Gedichte: Forderung, Einsicht, Kindesauge, Stella matutina, Ruhe, Segen, Vor der Krippe, Erwartung, Liebe. Helferts Österr. Jahrbuch für 1884 S. 241.

Tyrol. Jr. „Historische Landschaften aus Österreich-Ungarn“. Mit Allerh. Subvention Sr. M. des Kaisers radiert und herausgegeben von Ludwig Hans Fischer. 11. Heft. Verbindender Text zu den Landschaften: Schloß Ambras, Martinswand, Landeck, Schloß Tyrol, Schloß Sigmundskron und Runggelsein. Herbst 1885. Abgedruckt im „Vaterland“ 20. Sept. 1885 und in „N. Tirol. Stimm.“ 1885 Nr. 218.

Josef Straub, der Kronenwirt von Hall. Eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe. Dramatisch erzählt. Innsbruck 1886. Verlag der Wagner'schen Univ.-Buchhandlung. Kl. 8^o, 136 S.

Josef Straub . . . 1886. Zweite, unveränderte Auflage. Die ersten ungebundenen Exemplare waren am 16., die ersten gebundenen am 17. November 1885 erschienen. Am 27. November war in Innsbruck kein Exemplar mehr zu haben und wurde der Satz der 2. und 3. Auflage begonnen, in welcher nur wenige Druckfehler der 1. ausgemerzt sind. Das 1. Exemplar der 2. Auflage erschien am 23. Dezember 1885.

Josef Straub . . . 1886. Dritte unveränderte Aufl. Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung. Inns-

brud. Verlag der Wagnerschen Univ.-Buchhandlung. 1887. 8°, 88 S. Altdeutsche Ausstattung.

Die beiden Freunde.

Braut des Vaterlandes. Ein dramatisches Bild aus dem Tyroler Freiheitskampfe. Als Manuskript gedruckt. Wien 1887. Gr. 8°, 15 S. Dann ausgegeben in 100 nummerierten Exemplaren zum Besten der Notleidenden im Eisacktale; März 1888.

Der falsche Hunderter. Volksgeschichte. In Helferts Österr. Jahrbuch für 1889. S. 281. Verändert im Tyroler Volksvereinskalender für 1905 u. Gathmann, Das Hausgärtlein (Erzählungen zeitgen. Dichter). 1912. Warendorf, Schnell.

Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung. Zweite, mehrfach geänderte Auflage. Illustriert von Ed. v. Luttich. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Univ.-Buchhandlung. 1890. Gr. 4°, 81 S. mit 6 Lichtdruck-Vollbildern und 29 Randzeichnungen in Original-Einband.

Der Gutsverkauf. Ein Schauspiel aus der Gegenwart in fünf Akten. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Univ.-Buchhandlung. 1890. Kl. 8°, 140 Seiten. 1889 in die Roth'sche Verlagshandlung in Stuttgart, endlich in den Verlag der Preßvereinsbuchhandlung in Brixen a. E. übergegangen.

Kleine Erzählungen. Mit Zeichnungen von Philipp Schumacher. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Univ.-Buchhandlung. 1893. K. 8°, VIII und 131 S. Inhalt: Vorwort. Der Postillon von Schönberg. Der Schatzgräber. Der falsche Hunderter. Eine Klostergeschichte und keine. Erhörung. Die beiden Freunde.

Meiner Mutter. Gedicht. In „Academia“ (Berlin) VI, 1 Beil. 1.

Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung. Dritte Auflage. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Univ.-Buchhandlung. 1895. Kl. 8°, 95 S.

Der Tyroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie mit einem Vor- und Nachspiele. I. Vorspiel: Braut des Vaterlandes. Eine Begebenheit aus dem Tyroler Freiheitskampfe. Dramatische Szene. Erster Teil: Speckbacher, der Mann von Rinn. Eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe. Schauspiel in fünf Akten. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Univ.-Buchhandlung. 1895. Kl. 8°, 147 S.

Der Tyroler Freiheitskampf . . . III. Dritter Teil: Andreas Hofer, der Sandwirt. Eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe. Schauspiel in fünf Akten. Nachspiel: A. Hofers Denkmal. Eine Szene nach dem Tyroler Freiheitskampfe. Dramatisiert. Innsbruck . . . 1897. Kl. 8°, 167 S.

Abbeden af Fiecht. En poetisk Fortaeling. Autoriseret oversaettelse ved Kjeld Stub. Med forord af dr. theol. Krogh-Tonning. Kristiania, H. Aschebounge & Co. 1897.

Die Fremden. Roman aus der Gegenwart. In „Vaterland“ (Wien) 24. Dez. 1897 ff.

Die Fremden. Ein Roman aus der Gegenwart. Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. 1898. 8°. 258 S.

Tyroler Fahnenlied. Gedicht. Veranlaßt durch die damaligen politischen und nationalen Strömungen in Tyrol, verfaßte Domanig das Gedicht und spendete es, kaum erst fertig, zur Eröffnung der Gölfsenklamm in Sterzing, Juli 1898, wozu es zum erstenmal als Flugblatt gedruckt wurde. Die „N. T. Stimm.“ versagten es sich, das Gedicht zum Abdruck zu bringen, und es hat lange gedauert, bis die Komposition des Liedes von Mitterer, welche dessen Verleger Groß-Reiß in Innsbruck nicht zu edieren gewagt hat, endlich in Mosers „Schul- und Elternzeitung“ Aufnahme fand. Abgedruckt in „Nordgau's Fahnenbuch“ (Wien 1907), „Hausgärtlein“, „Dichterstimmen d. G.“, „Reichspost“, „Tyrolia-Kalender“ für 1912. Die Redaktion des „Tiroler Volksbund-Kalenders“ nahm auf ihre Bitte um einen Beitrag das Gedicht dankbar an,

verlor es dann, bat um eine zweite Abschrift, ließ das Notenklischee herstellen und wies es zuletzt „wegen Raum-mangel“ zurück.

Die Fremden. Ein Kulturbild. Zweite Auflage. Mit Zeichnungen von Albert Stolz. Stuttgart und Wien. Jos. Roth'sche Verlags-handlung. 1900. Kl. 4°, 270 S. Mehrfach verändert.

Lienhard „der Fürst“. Erzählung. In „Kultur“ (Wien). 1899 1. Heft.

Zweierlei Poeten. Aphorismus. In „N. Tirol. Stimm.“ 1902 (Sammler). Abgedruckt in der 1. Vereinsgabe des Verbandes kath. Schriftsteller Österreichs f. 1900 u. im „Graf“ (Wien) I, 547.

Aus dem Kriegsarchiv eines Tyroler Bauernhauses. „Wiener Zeitung“ 1901 Nr. 164 ff. Abgedruckt in „N. Tirol. Stimm.“ 1901 188 ff. In verkürzter Form unter dem Titel: Anton Obrist, Stögerbauer in Stans in „Kultur“ 1908 1. Heft.

Allerseelen. Gedicht. Deutscher Hauschatz XXX, 4. Sagen aus Tyrol: Das Benediger Männlein in Reith. Vom Brenner. In J. B. Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. Aufl. 1891. S. 99 u. 538.

Aus der Zeit: Tyroler Fahneneid, Analogon, Den Hirten, An Th. Rathrein. In „Dichterstimmen D. G.“ XV, 108. 1901. „Analogon“ veranlaßt durch die Eisenbohsche Interpellation über die Moral des hl. Alfons von Ligouri hervorgerufenen Parlamentsskandal. Abgedruckt im „Vaterland“ vom 25. II. 1901 usw. „Den Hirten“, Domanigs einziges Sonett. „An Th. Rathrein“ zum 28. II. 1901, an welchem Tage der jetzige Landeshauptmann Erzellenz Freiherr Dr. Theodor von Rathrein seine Silberhochzeit und die Profekablegung seiner einzigen Tochter feierte. Abgedruckt in „N. Tirol. Stimm.“ 25. IV. 1901.

Der Idealist. Schauspiel in fünf Aufzügen von **. Wien 1901. Österreichischer Theaterverlag. 8°, 84 S.

Grobianus Nostranus Tyrolensis. Dialekt-
dichtung. Im „Vaterland“ 19.—21. April 1911 ff.
und in 100 Sonderdrucken, welche der ungenannte Dichter
an maßgebende tyrolische Politiker und Freunde ver-
teilte.

Ein Lebenszweck. Erzählung. In „Literarische
Warte“ III. 7. 1902.

Parabel. Gedicht. In „Kultur“ III. 4. 1902.

Der Idealist. Schauspiel in fünf Aufzügen. Mün-
chen. 1902. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.
8°, 100 S.

Ein Kämpfer aus dem Jahre 1809. In „N.
Tirol. Stimm.“ 1902 Nr. 263.

Meine alte Tante. Erzählung. In „Kultur“ VI.
2. 1903.

Zur Winterszeit. Menschenkinder. Gedichte.
In „Kultur“ IV, 3. und 7. 1903.

Der Mönch vor der Krippe, Zu St. Johann
Ev., Sonn' oder Regenschein, Ex voto, Stella
matutina. In „Gottesminne“ S. 72, 350, 457,
496, 570. 1903.

Hochwild. Episches Gedicht. In „Literarische Warte“
1903. 11. Heft.

Wie Niklas von der Glue A. D. 1481 den Frie-
den gestiftet hat. In „N. Tirol. Stimm.“ Nr. 25
Sammler 1. 1903. „Vaterland“ 1. II. 1903. Mehr-
fach verändert und verdruckt in „Reichspost“, Sonntags-
beilage 29. I. 1910.

Einmal und jetzt. Einem Mauerblümchen. Ge-
dichte. In „Ballbuch der deutsch-östr. Schriftsteller-
genossenschaft“ 1901 u. 1904.

Confidite in me! Gedicht. In „Gottesminne“ II.
1904.

„Sich selbst im Wege stehen!“ Erzählung. In
„Austria = Festgabe zum 40. Stiftungsfeste“ 1904 und
in „Academia“ XVII, 7.

Burschenmut. Gedicht. In „Austrias Festgabe“ 1904.

Der Richter von Toblach. Gedicht. In „Hochland“ II, 6. 1905.

Das Wunder von St. Georgenberg. Gedicht. Im Emanuel-Kalender (Bozen) f. 1905 und in „Gottesminne“ III. 654. 1905.

Kleine Erzählungen. Zweite, vermehrte Auflage. Rempten u. München. Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 8°. IV u. 216 S. 1905. Neu hinzugekommen: Zur zweiten Auflage. Lienhard „der Fürst“. Ein Lebenszweck. Meine alte Tante. „Sich selbst im Wege stehen“. — „Die beiden Freunde“ wurde von Krogh-Tønning ins Norwegische, einige Erzählungen ins Tschechische übersetzt.

Nach Jerusalem. Eine Erinnerung an die Tyroler Volkswallfahrt des Jahres 1906. Brixen a. E. Eigentum und Verlag des Palästina-Pilgervereins. 1906. 8°, 118 S. Mit Illustrationen.

Aufruf des 1. Tiroler Andreas-Hofer-Vereines in Wien zur Errichtung eines A.-Hofer-Denkmales in Wien. Mai 1906.

Mein Erbe. Allerseelen. Gedichte. In „Gral“ (Ravensburg) I, 7 u. 52 1906.

Friede. Der Zweikampf. Gedichte. In „Gral“ I, 180 u. 447. 1907.

Morde. Gedicht. In „Gral“ II, 406. 1908.

Wohltun trägt Zinsen. Erzählung. In „Gral“ I, 548. 1907.

Der Schwegelpfeifer von Spinges. In „Gral“ II, 350. 1908. Abgedruckt in „Jung-Österreich“ 1908. 2. u. 3. Heft; Tyroler Volksvereinskalender f. 1910; illustrierte Sonntagsbeilage von R. Thüringer (Würzburg) 1909, S. 252 u. 268.

Die liebe Not. Schauspiel in fünf Akten. Rempten u. München. Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1907. 8°, 149 S. Eine Probe in „Gral“ I, 163. Sonderdruck als 217. Heft der Kathol. Dilettantenbühne der Kösel'schen Buchhandlung. 1907. Kl. 8°, 156 S.

Wanderbüchlein. Rempten u. München. Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1907. 8°, 57. Inhalt: „Wanderbüchlein“. Zu Wissen. Forderung. Burschenherrlichkeit. Abschied. In der Fremde. Deutsches Lied. Heimweh. Ballade. Reue. Einsicht. Menschenlob. Stella matutina. Kindes-Auge. Einsiedel. Vor der Krippe. Segen. Friede. Platonismus. Parabel. Sehnen. Angedenken. Erwartung. Liebe. Meiner Braut. Meiner Mutter. Burschenmut. Mein Talisman. Trost. Sonn' oder Regen? Hochwild. Menschenkinder. Confidite in me! Marco. Allerseelen. Verlassenschaft. Dem Reibhart. Zu St. Johann Ev. Ex voto.

Margit. Parabel. In „Studium und Leben“ (Luzern). 1907 S. 618.

Ludovicus Saxo. Befehrungsgeschichte eines deutschen Studenten. Im Emanuel-Kalender für 1907.

Hausgärtlein. Ein Volksbuch. 14. Folge der Buntten Geschichten. Herausgegeben und verlegt von der St. Josef-Bücherbruderschaft. Klagenfurt 1908. 8°, 192 S. Mit Illustrationen. Auflage 200 000. Inhalt: Hausgärtlein. Glückseliges Neues Jahr. Drei Wünsche. Briefe an ein Kind. Margit. Jetzt denkt einmal. Religion und Sittlichkeit. Heimat und Heimatsliebe. Tyroler Fahnenlied. Der Schwegelpfeifer von Spinges. Tyrols Bündnis. Dir schwören wir aufs neue. Der Zweikampf. Vom Segen Gottes. Wohltun trägt Zinsen. Vornehme Leute. Der Richter von Toblach. Ludovicus Saxo. In der Christnacht. Das Wunder von St. Georgenberg. Für Ganzgescheite. In Gefahr, den Papst zu belügen. Nach Jerusalem. Wir Menschen.

Der Tyroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie mit einem Vor- und Nachspiele. Des Gesamtwerkes zweite, durchaus verbesserte Auflage. Rempten und München. Jos. Kösel'sche Verlagshandlung. 8°, 486 S. Vorspiel: Braut des Vaterlandes. Dramatische Szene. 2. Aufl. 1. Teil: Speßbacher, der Mann von

- Rinn. Schauspiel in 5 Akten. 2. Aufl. 2. Teil: J. J. Strauß, der Kronenwirt von Hall. Schauspiel in 5 Akten. 4. Aufl. 3. Teil: Andreas Hofer, der Sandwirt. Schauspiel in 5 Akten. 2. Aufl. Nachspiel: A. Hofers Denkmal. Dram. Szene. 2. Aufl. — Probe aus „Straub“ in „Allgem. Tirol. Anzeiger“ 24. Dez. 1908.
- Um Pulver und Blei. Eine epische Dichtung. In „Gral“ III, 259 ff. 1909.
- U n c N e u n. Geschichtliche Bilder aus der Ruhmeszeit Tyrols. Eine Jahrhundertgabe für das Volk. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung 1909. XXI u. XXII. Bändchen: A. Anton Obrist, Stögerbauer in Stans. B. Elias Domanig, Postmeister in Schönberg. C. Die Kronenwirtsleute von Hall. (Ein Briefwechsel.) 8°, 81 S. Mit Illustrationen. — Zu B. vgl. „Allgem. Tirol. Anzeiger“ 12. Juli 1909 (Festbericht von der Elias Domanig-Feier). Zu C vgl. 54. und 55. Band der Zeitschrift des Ferdinandeums (Innsbruck) 1910 und 1911; Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tyrols und Vorarlbergs 1911 S. 345 ff. und Unterinntaler Bote (Hall) 13. Mai 1911. (Streit um die Echtheit der Briefe).
- Um Pulver und Blei. Eine epische Dichtung. Kempten und München. Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 8°. 80 S. Mit einer Karte. — Wenig veränderter Abdruck aus „Gral“.
- Letzte Tage. Gedicht. In „Norikas Festgabe zum 25. Stiftungsfest“ (Wien) 1909.
- Ein Mann der Zeit. Spruch. In „Ballbuch der deutsch-österreich. Schriftstellergemeinschaft“ für 1910. Abgedruckt in „Gral“ IV, 210.
- Zum Frieden. An die Tyroler. Herausgegeben vom Friedenskomitee in Tyrol (Dekan Wegscheider in Reith-Brixlegg). Kl. 4°, 32 S. April 1911. — Inhalt: Berwort. Grobianus Nostranus Tyrolensis. Wie der sel. Niklas v. d. Flüe den Frieden gestiftet hat. Der Zweikampf.

- Sterzing im Jahre 1809. Geschichtlicher Aufsatz in „Reichspost“ vom 29. Juli 1911.
- Drei Wünsche. Gedicht. In „Österr. Frauenwelt“ (Brixen). Herbst 1911. Abgedruckt im Tyrolia-Kalender für 1912 und im Ballbuch der deutsch-österr. Schriftsteller-genossenschaft für 1912.
- Die Fremden. Ein Roman aus der Gegenwart. Dritte, verbesserte Auflage. Volksausgabe. Klagenfurt. St. Josef-Bücherbruderschaft (Jahresgabe). 1911. 8^o, 215 S.
- Der Gutsverkauf. Schauspiel aus der Gegenwart in fünf Akten. 2. Auflage. 8^o, 53 S. Val. Höfling. München. 1911. Nr. 27 der Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke für die Volksbühne. — Umgearbeitet.
- Zu Frau Irmgards 50. Geburtstag. Gedicht. In „Monika“ (Donaupörth) XXXXII, 48. 27. Nov. 1911. — Mit mehreren Druckfehlern.
- Vom ersten Christbaum. Erzählung. In „Österr. Frauenwelt“ I, 12. Dez. 1911.
- Bachsegen. Gedicht. In „Sonnenland“ (Donaupörth) 1912.
- Religion und Wissenschaft. Aufsatz. In „Sonnenland“ 1912.
- Der letzte Schuß. Gedicht. In „Gral“ VII, 1. Okt. 1912. Abgedruckt im Tyroler Volksbundkalender für 1913.
- Tyroler Hausgärtlein. Ein Volksbuch. Zweite, vielvermehrte und veränderte Auflage. Kösel, Rempten 1912. 8^o, 416 S. — Neu aufgenommen: Drei Wünsche (umgedichtet). Tyrol. Andreas Hofer. Seid einig. König Laurin. Der letzte Schuß. Religion und Wissenschaft. Befehrung. Der erste Christbaum.
- Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung. 6. Auflage. Kösel, Rempten 1912. 8^o, 74 S. — Verändert.
- Kleine Erzählungen. 3. Auflage. Kösel, Rempten 1912. 8^o, 216 S.
- De buitenlandsche Schryvers. Vertellingen van

K. D. Med een Levensbeschrijving door Hengelf. Nr. 96 der Duimpjesuitgeve. 1912, Victor Delille, Maldegem, fl. 4^o 95 S. Enthält die Übersetzung von einem Teil des Selbstporträts, von Schwegelpfeifer, Eine Klostergeschichte, Der Postillon, Der falsche Hunderter, Erhörung und Die beiden Freunde.

Tyrol. Essay. In „Der Aar“ (Regensburg) 1912 S. 393—398. Mit Abbildungen.

Letzte Gedichte. Abgedruckt im 4. Abschnitt (Das Wanderbüchlein) dieses Buches S. 119 bis 121.

II. Domanigs kunsthistorische Arbeiten.

Über den Kunstwert Edmund von Wörndlescher Landschaftsbilder. Feuilleton in „Vaterland“ 6. I, 1878. Abgedruckt in „N. Tirol. Stimm.“ 1878 Nr. 10.

Von tyrolischer Kunst und Künstlern. In den drei Tyroler Kalendern (1879—1881): Defregger, Flak, Hellweger, Mader, Schmid, E. v. Wörndle, v. Felsburg, Miller, Trentwalder, Ertl, Gabl, Kolp, Frz. Plattner, Spörre, Stolz. Erstere sechs kurz, die übrigen ausführlicher behandelt.

Franz Plattner. Feuilleton in „Vaterland“ 22. III. 1887.

Kunstpflge. Im Staatslexikon der Görres-Gesellschaft. 1. Aufl. S. 905—914. 1893.

Von der Großmutter Mitterwurzers. Erinnerungen. Bald nach dem Tode des großen Tragöden Friedrich M. (13. II, 1897) in der „Reichswehr“ veröffentlicht. Abgedruckt in „N. Tirol. Stimm.“ 1897 Nr. 53.

Bericht des Komitees für Herausgabe klassischer Andachtsbilder an das Direktorium der Österreichischen Leo-Gesellschaft. Anfangs Nov. 1900. — Vgl. Dr. Frz. Schindler, Die Leo-Gesellschaft 1891—1901 (Wien 1902) S. 66 ff.

- Philipp Schumachers „Leben Jesu“. In „Kultur“ IV, 1. 1903.
- Vom Lande Tyrol (Frz. v. Desfregger). In „Hochland“ II, 339—344. 1904. — Der Künstler schrieb darüber an Domanig: „Meine Arbeiten haben manche Anerkennung . . . gefunden; aber keine hat mich so gefreut wie diese, zumal selbe von einem meiner Landsleute stammt. Sie macht mich fast stolz und gibt mir Mut, weiter zu schaffen. Ihre Auffassung meiner Bilder ist dadurch, daß Sie das Tyrolervolk ebenso gut kennen, wohl auch die richtigste, die ich bis jetzt gehört und gelesen habe.“
- Egger-Lienz und seine „Wallfahrer“. In „Hochland“ III, 12. 1906. Abgedruckt in „N. Tirol. Stimm.“ 2. X. 1906.
- Egger-Lienz: Der Totentanz von Anno neun. In „Reichspost“ 22. III. 1908 (mit sinnstörenden Druckfehlern). Berichtigt abgedruckt in der Piusvereins-Korrespondenz, von der den Aufsatz das Linzer- und Grazer Volksblatt, der Allgem. Tirol. Anzeiger u. a. Provinzblätter übernahmen.
- Feuilletons in „Vaterland“ über: Dom von Orvieto, Die Beuroner Kunststrichtung („Über die Stellung und Aufgabe der religiösen und monumentalen Kunst“). Das jüngste San Matykos (Sobieski), im „Kunstfreund“ (Innsbruck) XIII, 2. 1897: Über die Stellung und Aufgabe der religiösen und monumentalen Kunst; in „N. Tirol. Stimm.“: Martin Knoller von Dr. Popp (Nr. 165; 1905), Über klassische Andachtsbilder (Nr. 264; 1899).
- Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Kunst und Denkmalspflege: St. Kathrein bei Deutsch-Matrei in Tyrol, 1884 S. XXVI mit Abbildungen. Über die Kirche zu St. Jakob bei Prissian. 1886 S. XXXV mit Abb. Über die Kirchenruine zu Taufers im Münstertale. 1887 Seite CLXXXVII. Über die Johanniskirche im Münstertale, 1888 S. 58. Reisenotizen aus dem obersten

Inntal und Vintzthgau, 1888 S. 179. — Ein Irrtum ist Domanig bezüglich des Reliquienäschreines in St. Jörgen in Tosens unterlaufen; derselbe stammt nicht, wie die Überlieferung sagt, der Domanig folgte, aus Italien, sondern ist deutsche Arbeit um 1200.

III. Domanigs numismatische Veröffentlichungen.

Einige Babenberger Münzen in der Münzsammlung des ah. Kaiserhauses (Num. Zeitschrift 1885, S. 87—116, mit Abbildungen im Text und Tafel). Die erste numismatische Arbeit Domanigs, in der er die Existenz von bis dahin bezweifelte Münzen der Babenberger, die spätere Funde bestätigt haben, nachwies, zugleich die heute noch nicht spruchreife Frage von deutschen Kreuzzugsmünzen anregte.

Der Münzfund von Kolberg. Vortrag in der Versammlung der Numismatischen Gesellschaft am 16. XII. 1885. (Kurze Inhaltsangabe in der Monatszeitschrift der Numismat. Gesellschaft in Wien. I, S. 118.)

Der Goldguldenfund von Stainz (Num. Zeitschrift 1887, S. 255—262).

Der Fund von Thomasberg (Num. Zeitschrift 1891, S. 163—175).

Die deutsche Medaille der älteren Zeit. Vortrag im Wiener Kunstgewerbeverein, 7. II. 1893 (Num. Zeitschrift 1892, S. 77—118. Mit Abbildungen im Text und drei Tafeln in Lichtdruck). Erschien selbstständig bei W. Braumüller, Wien. Größtenteils wieder abgedruckt in „Die deutsche Medaille“.

Älteste Medailleure in Österreich (B. Beham d. Ä., B. Burlard, U. Ursenthaler, Hans, Thomas und B. d. J. Beham, Lud. Neufarner, H. Krug, J. Deschler). (Jahrb. der Kunsthist. Sammlungen des ah. Kaiserhauses, XIV, 1893, Fol., S. 36. 6 Tafeln in Kupferdruck und Abbildungen im Text.)

Anton Scharff, i. u. i. Kammer-Medailleur (Num. Zeitschrift 1894, S. 271—320. Mit 12 Tafeln in Kupferdruck. Separat im Verlage der Num. Gesellschaft).

Register zu den Nürnberger Personenmedaillen, welche Imhof und Will besprechen (Num. Zeitschrift 1894, S. 347—354).

Peter Flötner als Plastiker und Medailleur, vornehmlich nach seinen in den Kunstsammlungen des ah. Kaiserhauses befindlichen Werken: I. Skulpturen in Holz und Stein, Reliefs in Bronze und Silber. Übersicht der anderswo befindlichen Reliefs. II. Medaillen. — Exkurse: L. Krug, M. Gebel, „L“ und andere Schüler P. Flötners (Jahrbuch der Kunsthist. Sammlungen des ah. Kaiserhauses, XVI, 1895, Folio, S. 80. 6 Tafeln in Kupferdruck und Abbildungen im Text). Mit dieser Arbeit hat Domanig zuerst den verschollenen Nürnberger Künstler entdeckt, dessen Wirken dann von R. v. Lange, Haupt, Leitschuh u. a. näher beleuchtet wurde. Später erhoben sich von verschiedener Seite Zweifel, besonders gegen Flötners Tätigkeit als Medailleur, und Domanig sah sich genötigt, dagegen Stellung zu nehmen:

Peter Flötner als Medailleur (Num. Zeitschrift 1900, S. 257—266. Mit Illustrationen im Text). Nähere Ausführung der unter demselben Titel in Nr. 204 des Num. Monatsblattes an Dr. Märzbacher adressierten Entgegnung.

Zur Flötnerfrage: I. M. Gebel oder P. Flötner? II. War P. Flötner überhaupt Medailleur? (Num. Zeitschrift 1908, S. 167—177). (Frankfurter Münzzeitung 1908, 295 f.; 1909, 499; 1909, 521 f.).

Porträtmedaillen des Erzhauses Österreich von Kaiser Friedrich III. bis Kaiser Franz II. Fol. 31 S. Text mit 50 Tafeln in Lichtdruck. Wien 1896, Gilhofer und Ranschburg.

Josef Lauthenhan senior (Num. Zeitschrift 1904,

- S. 157—184. Mit Abbildungen im Text und 10 Tafeln in Lichtdruck. Separat im Verlag der Num. Gesellschaft).
- Die deutsche Medaille in kunst- und kulturhistorischer Hinsicht. Nach dem Bestande der Medaillensammlung des k. k. Kaiserhauses. Wien 1907. Ant. Schrott & Co., Fol. 100 Tafeln in Lichtdruck. 167 S. Text.
- Die Medaille in Österreich. Vortrag am Gesellschaftsabend österr. Kunstfreunde, 19. II. 1907 (Zeitschrift für Münz- und Medaillenkunde 1907, I, S. 315 bis 328).
- Der Pfennigfund von Feldsberg (3. Band des Jahrbuches der k. k. Zentralkommission f. Kunst und hist. Denkmale, 1907; abgedruckt in Zeitschrift für Münz- und Medaillenkunde 1907, I, S. 114—132).
- Die Entwicklung der österr. Medaille seit 1830. Festrede bei Eröffnung der Kaiserjubiläums-Ausstellung der österr. Gesellschaft für Münz- und Medaillenkunde, 26. XI. 1908 (Mitteilungen der österr. Gesellschaft für Münz- und Medaillenkunde 1908, 128 f. und Ausstellungskatalog).
- Ein Beitrag zur Münzkunde von Mansfeld (Num. Zeitschrift 1908, S. 162—166).
- P. Jos. Edel, S. J. The Catholic Encyclopedia New-York 1909.
- Molo Gasparo, The Catholic Encyclopedia 1910.
- Die Hans Reinhardtsche Dreifaltigkeitsmedaille (Mitteilungen der österr. Gesellsch. für Münz- und Medaillenkunde 1913 IX 4).
- Numism. Miscellen (Num. Zeitschrift 1887: Libellus decimationis de anno 1285 und die Münzen am Ende des 15. Jahrhunderts; ebenda 1901: Eine rätselhafte Medaille und der Ursprung des Meraner Groschen).
- Neuerwerbungen des kais. Münzkabinetts (Zeitschrift d. österr. Museums und Num. Zeitschrift 1908, 1909).

Viele kleinere Fundberichte (in Nummern der Monatsblätter der Num. Gesellschaft in Wien ab 1885).
Besprechungen von num. Werken (Num. Zeitschrift, Zeitschrift d. Münz- und Medaillenkunde, Jahrbuch für Altertumskunde, Österr. bezw. Allgem. Literaturblatt und a. a. D.).

IV. Domanigs literarhistorische Schriften.

- Parzivalstudien. 1. Heft: Über das Verhältnis von Wolframs Titulrel und Parzival. 8°, 64 S. 1878.
2. Heft: Der Gral des Parzival. 8°, 16 S. 1880.
Paderborn. Druck und Verlag von Ferd. Schöningh.
Wolfram von Eschenbach und seine Gattin.
Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. 1882.
S. 67—81.
Der „Klosenaere“ Walthers von der Vogelweide. Seine Bedeutung für die Heimatfrage des Dichters. Paderborn. Verlag von Ferd. Schöningh.
Gr. 8°, 45 S. 1889 und in „Austrias Festgabe zum 40. Stiftungsfest“, Selbstverlag der Verbindung, 1889.
Innsbruck.
Der Gral des Parzival. In „Kultur“ 1906,
1. Heft S. 25—40. Dazu einen wichtigen Nachtrag
im 2. Heft desselben Jahrganges: „Zur Gralsage“.
Die Entstehung von Wolframs Titulrel. In
„Kultur“ XII, 3. Sept. 1911.

* * *

- Zur Ehrenrettung Flirs. In „N. Tir. Stimm.“
31. Okt. 1878.
Maria Maggeller. Eine tyrolische Dichterin. In
„Tyroler Kalender“ für 1879 S. 34, „Deutscher Haus-
schau“ 1877 Heft 13 und 1878 Heft 8 und Helferts
Österr. Jahrbuch für 1888.
Ambros Mayr. Ein Lebensbild. In „Dichterstimmen
d. G.“ 1902 und „N. Tirol. Stimm.“ 10. IV. 1902.

Literarisches Selbstporträt. In „Gral“ II, 5 und 6 1907. Dazu: „Über die Entstehung des Tyroler Freiheitskampfes“, Tyroler Volksvereinskalender für 1909; die Inhaltsangaben des Tyroler Freiheitskampfes, Innsbruck, Verlag von Erls Tyroler Bühne, 1909; „Der Tyroler Freiheitskampf auf der Bühne“, „Gral“ IV, 16; „Wie das „Tyroler Hausgärtlein (2. Auflage) entstanden ist“, „Gral“ VII, 6. — Die Erwiderungen in „Academia“ XII, 190 und „Reichspost“ XIV, Nr. 181.

Der Katholizismus in der Literatur. In „Gral“ I, 457—463 Juli 1907 und „Academia“ XX, 301 Jan. 1908.

Bücherbesprechungen erschienen, darunter einige umfangreiche, besonders in den achtziger Jahren im „Vaterland“ und in den ersten Jahrgängen des (seit 1892) Österreich., seit 1894 Allgem. Literaturblattes in Wien, darunter zahlreiche Tyrolensien, so von Aug. Lieber, Jos. Seeber, K. Fischner, F. v. Scala, M. v. Helfert, Br. Willram, Br. Norbert, J. A. Henl. M. v. Buol, A. Menghin u. m. a.

Theater=Feuilletons erschienen in den Jahren 1882 bis 1885 im „Vaterland“, bes. über die im Wiener Burgtheater aufgeführten Premieren: Die Geier-Walli von M. v. Hillern, Die Karolinger von Wildenbruch, Der Richter von Zalamea von Calderon-Wilbrandt, Sulamith von Reim, Faustaufführungen von Wilbrandt, Des Alkibiades Ausgang von Bauernfeld, Afunta Leoni von Wilbrandt, Dame von Calderon, Väter und Söhne von Wildenbruch, Feodora von Sardou, Ein Fallissement von Björnson u. a. m.

V. Domanigs Nachrufe und Reden.

Fürstbischof Gasser. In „Vaterland“ 1886.

Statthalter Fischer. In „Vaterland“ 1886.

Dr. Adolf Bruder. Jahresbericht der Görres-Gesell=

- ſchaft für 1896 S. 24—27. Abgedruckt in „N. Tirol. Stimm.“ 1897 Nr. 46 und 47.
- Joſef M. Berner.** Gedächtnisrede beim Trauerkommerſe der Verbindungen des Wiener C. B. im Hotel Savoy am 5. II. 1909. Abgedruckt in der von Joh. Mumbauer herausgegebenen Akadem. Bonifazius-Korrespondenz 1909.
- Rede** beim 25. Stiftungsfest der „Austria“ in Innsbruck. Erschienen als „Politische Gedanken eines Nicht-Politikers“ in den „N. Tirol. Stimm.“ 20. u. 22. Juli 1889.
- Rede** beim 40. Stiftungsfest der „Austria“ in Innsbruck am 24. Mai 1904. Erschienen in „N. Tirol. Stimm.“ 28. V. 1904, auszugsweise in „Academia“ Juni 1904, „Vaterland“ 1908 und „Akadem. Bonifazius-Korrespondenz“ 1908.
- Rede** beim Festkommerſe der Studentenschaft auf dem Oſterreich. Katholikentag zu Innsbruck am 11. September 1910. Sonderdruck. Auszugsweise erschienen unter dem Titel „Monismus und Heimatſchutz“ in „Der Fels“ (Wien) 6. IV. 1911.

VI. Bedeutendere Veröffentlichungen über Karl Domanig und ſeine Werke.

- Academia IV 26, 56, 83, 104, 130 (Dr. Alois Burm); VI 237; X 260; XI 75, 192, 244, 255; XII 190, XIII 125, 213; XIX 36, 375; XX 27, 156, 269, 214, 313; XXII 68, 114, 143, 195, 221, 317, 253, 433, 469, XXVI, 13, 509, 655, 656 uſſ. Mit Bildern.
- Adolf Bichler,** Literariſches aus Tirol, „Kleinere Schriften“ S. 130. L. Eifenberg, Das geiſtige Wien 1. Band S. 87. Cw. Hauſe, Tirols heutige Dichter. M. Brandl, Zwei tirolische Dichter, „Preſſe“ 1888. Ambros Mayr, Literariſches Leben in Tirol. L. v. Hörmann, „Tiroler Bote“ 1891 S. 708.
- Joſ. Gaßner,** Karl Domanig, „Dichterſtimmen d. G.“ XII, 2. 1897. Mit Bild.

- Prof. Dr. Jos. Kreschnicza, R. Domanig, „Kath. Kirchenzeitung“ 1898 Nr. 70 ff., Salzburg.
- Karl Conte Scapinelli, R. Domanig, „Deutscher Haus-
schau“ XXIX 5. 1903. Mit Bild.
- P. A. Pöllmann, Domanig als Erzähler, „Rückständig-
keiten“ 1906 S. 308—325. Mit Bild.
- L. Riesgen, Karl Domanig, „Die Bücherwelt“, Jan. 1908.
- P. Jos. Ant. Amon, R. Domanig, „Über den Wassern“
I. 11. 1908.
- R. v. Muth, Tiroler Dramatiker, „Kultur“ 1903, 6. Heft.
- Osw. Menghin, R. Domanig, Der Burggräfler (Meran)
20. II. 1909.
- „Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte“ (Freiburg
i. Br.) 1907: 305, 332 f., 387; 1908: 296, 300, 360;
1909: 295 f., 381.
- J. Neumair, Zu R. Domanigs silberner Hochzeit, „Reichs-
post“ 25. II. 1909.
- H. Brentano, Literaturschau, „Bayerischer Kurier“ 10.
IV. 1909.
- Ernst Klamt, R. Domanig, „Österr. Pädagog. Werte“
X, 24, 15. Okt. 1909.
- E. M. Hamann, Karl Domanig, Studie. Kl. 8°. 119 S. Mit Abbildung der Plakette. Ravensburg.
Verlag von Friedr. Ueber. 1909.
- Dr. Wilh. Rosch, Domanig als deutschnationaler Dichter,
„Deutsche Wacht“ (Bonn) Nr. 5, 1909.
- Mallinger, L'education familiale Nr. 7, Juli 1909.
- Wilhelm Dehl, Monsalvat, 2. Aufl., S. 109—117.
- Bernhard Stein, Dramatiker der Gegenwart, S. 73—113.
- Maria Domanig, Anthologie katholischer Erzähler, S. 169
bis 202.
- Hans Sittenberger, Studien zur Dramaturgie der Gegen-
wart. 1. Band S. 201.
- Karl Muth, Die literarischen Aufgaben der deutschen Ka-
tholiken, S. 60 f.
- Karl Muth, Die Wiedergeburt der Dichtung, S. 148 f.
- Festbeilage der „Reichs post“, 2. April 1911: E.

- M. Hamann, Domanig als Mensch und als Lyriker. Johann Ranftl, Kleine Erzählungen. Sophie Görres, Die Bedeutung von Domanigs Dramen für das Volk. Maria Domanig, Papa im Kinderzimmer. Jos. Neumair, Der Schwegelpfeifer von Spinges. E. v. Handel-Mazzetti, Ein neues Werk über R. Domanig. Widmungen von Maria Waldbart, R. v. Kralik, Alfred Ebenhoch, Expeditus Schmidt, Br. Willram, M. Herbert, J. Seeber, Frz. Eichert, Albin Egger-Lienz, Hans Schrott-Fiedtl, Adam Trabert und Eduard Hlatky.
- Festbeilage zum „Allgem. Tiroler Anzeiger“, 1. April 1911: Anna Esser, Ein Festklang. A. Dörner, Auch so ein katholischer Dichter. R. v. Fugger, Persönliche Erinnerungen an R. Domanig. Wilhelm Dehl, Von einem Wanderbüchlein durchs Leben. Maria Waldbart, Ein Fest in „Klein-Tirol“.
- Jos. Weingartner, R. Domanig, „Der Fels“ XIV, 6. April 1911.
- Albert Zipper, R. Domanig, „Kultur“, April 1911, abgedruckt in der Aufwärts-Broschüre von Maria Domanig (St. Josefsvereinsverlag in Köln).
- Albert Zipper, Ein österr. Dichter, „Wiener Zeitung“, 2. April 1911 S. 8. f.
- R. v. Kralik, Zur Domanigfeier, „Österreichs kath. Sonntagsblatt“, 9. April 1911.
- E. M. Hamann, R. Domanig, „Edart“ V, 7. April 1911.
- Franz Eichert, R. Domanig, „Gral“ V, 8. 15. Mai 1911.
- Anselm Salzer, „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur“, S. 2036—2039. Mit Abbildung des Porträts von A. Egger-Lienz.
- Wilhelm Kosch, „Epiß und Lyrik“, „Historisch-politische Blätter“ 1913, Heft 10. Theater und Drama des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Dyd, 1913, S. 203 ff.
- Größere N a c h r u f e in:
- Allgem. Tirol. Anzeiger 10., 15., 29. XII. 13, Neue Tiroler Stimmen 10. u. 13. XII. 13, Innsbrucker Nachrichten 10. XII. 13, Reichspost 10., 11., 13., 14., 15. XII., 13.,

21. u. 22. I., 10. u. 17. III. 14, Bayer. Staatsztg. 10. XII. 13, Der Tag 10. XII. 13, Salzburger Chronik 12. XII. 13, Linzer Volksblatt 11. XII. 13, Brixener Chronik 11., 13. u. 16. XII. 13, Die neue Zeitung (Wien) 12. XII. 13, Grazer Volksblatt 10. XII. 13, Wiener-Neustädter Nachrichten 13. XII. 13, Neues Münchner Tagblatt 11. u. 15. XII. 13, Bote für Klosterneuburg 13. XII. 13, Rätner Tagblatt 12. XII. 13, von Franz Zsch, Bozner Nachrichten 12. XII. 13, Heinsberger Volkszeitung 4. I. 14, Der Elsäßer 27. XII. 13, Niederrhein. Volkszeitung 11., 13. u. 20. XII. 13, Schlesische Volkszeitung 11. u. 19. XII. 13, Essener Volkszeitung 13. XII. 13, Kölnische Volkszeitung 12. u. 17. XII. 13, Augsburger Postzeitung 12. XII. 13, Fränk. Volksblatt 12. XII. 13, Münchner Neueste Nachrichten 10. XII. 13, Bayer. Kurier 11. XII. 13, Regensburger Anzeiger 12. XII. 13, Nürnberger Volkszeitung 12. XII. 13, N. Mannheimer Volksblatt 10. u. 21. XII. 13, Badischer Beobachter 10. XII. 13, Fuldaer Zeitung 10. u. 20. XII. 13, Deutsches Volksblatt (Stuttgart) 20. XII. 13, Neue freie Presse 10. XII. 13, Fremdenblatt (Wien) 10. XII. 13, Neuigkeits-Weltblatt 11. XII. 13, Germania 10. XII. 13, Westpreuß. Volksblatt 11. XII. 13, Saarbrücker Volkszeitung 30. XII. 13, Düsseldorfer Tageblatt 5. I. 14, Dresdener Anzeiger 11. XII. 13, Leipziger Tageblatt 10. XII. 13, Der Burggräfler 13. XII. 13, Tiroler Volksblatt 13. XII. 13, Österr. Volkszeitung (Wernsdorf) 12. XII. 13, Norddeutsche Allgem. Zeitung 28. XII. 13 u. 17. I. 14, Allgemeine Rundschau (München) 20. XII. 13 von E. M. Hamann, Petrusblätter 17. XII. 13, Der Gral 1. I. II. III. 14, von Jos. Neumair und R. v. Kralitz. Der Mai 1. II. 14, Deutscher Hauschatz 1. I. 13, Alte und Neue Welt 15. I. 13, Kleine Korrespondenz des Augustinusvereins 16. XII. 13, Illustr. Sonntagsbeilage kath. Blätter (Würzburg) Nr. 9, 1914, Aufwärts (Köln), 1. I. 14, Unsere Fahne (Wien) 15. I. 14, Immergrün (Wernsdorf) 1. II. 14, Hochland von Dr. H. Rauße 1. II. 14, Das heilige Feuer 1. II. 14, Der

- Fels (Wien) 1. IV. 14, Augsburger Postzeitung 4. II. und 20. III. 14, 28. Philisterbrief der „Austria“, Reichspost 10. III. 14, Oberschlesische Volkszeitung 4. I. 14, Innsbrucker Nachrichten 14. III. 14, Salzburger Chronik 17. III. 14, Der Akademiker (München) 1. II. 14., Über den Wassern 1. III. u. IV. 14 (Briefwechsel) von E. M. Hamann, Badener Volksblatt XII. 14 von Red. Ruf.
- Berichte von den Aufführungen der „lieben Not“. Salzburger Chronik vom 13. u. 18. I. u. 12. II. 14, Salzburger Volksblatt 18. I. 13, Reichspost 18. I. u. 12. II. 13, Allgem. Tiroler Anzeiger 27. I. u. 10. II. 14, N. Tiroler Stimmen 23. I. u. 10. II. 14, Berliner Tageblatt 29. I. 14, Grazer Volksblatt 21. I. 14, Innsbrucker Nachrichten 10. II. 14, Innsbrucker Volkszeitung 10. II. 14, Innsbrucker Neueste 15. II. 14, Tiroler Wachtl 15. II. 14, Vorarlberger Volksblatt 12. II. 14, Tiroler Volksblatt 18. II. 14, Augsb. Postztg. 14. II. u. 9. IV. 14, Bayr. Kurier 14. II. 14.
- Besprechungen der einzelnen Werke sind im „Vaterland“, „Dichterstimmen“ d. G., „Allgem. Rundschau“, „Augsburger Postzeitung“, „Österr. (bezw.) Allgem. Literaturblatt“, „Gral“, „Über den Wassern“, „N. Tirol. Stimmen“, „Allgem. Tiroler Anzeiger“, „Reichspost“, „Jahresbericht der kath. Schriftsteller Österreichs“ usw. meist ausführlich erschienen.

Literarische Widmungen an den Dichter¹⁾.

Des Dichters Heimkehr.

(Nach Tyrol im Jahre 1886.)

H ä n g t i h n a u f a n u n s r e n T o r e n !
Hängt ihn zwischen Blumenfloren!
Hängt ihn sichtbar vorn und hinten,
Den das Schicksal nimmer raubt,
Hängt ihn auf, den wohlverdienten —
Dichterkranz für Göhens (Domanigs) Haupt.

H ä n g t i h n a u f a n u n s r e n T o r e n !
Den die Mäusen ihm erkoren,
Hängt ihn auf, den dichterkrankten
(Wie die Taten, so der Lohn!),
Hängt ihn auf, den schwer erlangten —
Ehrenkranz für Berthas (Liebers) Sohn.

1) Infolge der Bescheidenheit, mit der Dr. Domanig alle persönlichen Anerkennungen und Widmungen geheim- und zurückhielt, und seiner lektjährigen Krankheit, ist es leider nicht gelungen, alle interessantesten Beiträge für diesen Abschnitt zu sammeln, deren nicht wenige vorhanden sein dürften. Hat doch schon Dr. Adolf Bruder zahlreiche Verse auf seinen Bundesbruder geschrieben. Ein Scherz diene als Probe aus seinen Studentengebichten, welche er ausgewählt unter dem Titel „Pfauensefbern“ in Buchform (M. Suttler, München 1889) seiner lieben „Austria“ zum 25. Stiftungsfeste überreichte. — Aus obigem Grunde mag auch der vorige Abschnitt in der älteren Zeit Domanigs manche Lücke aufweisen. Mit Dank nimmt deshalb der Verfasser etwaige Nachträge entgegen.

Setzt ihn auf in sicherer Kammer,
Fest verwahrt in stählner Klammer
Und bestellt ihm eigne Wächter,
Setzt ihn unter Glassturz ganz,
Daß ihn ehren die Geschlechter
Diesen heut'gen Ehrenkranz.

Fünfundzwanzig soll er kriegen
Und im Keller soll er liegen,
Fünfundzwanzig auf den Hintern,
Fünfundzwanzig, wohlgezielt,
Und im Keller überwintern,
Der den Ehrenkranz uns stiehlt.

Krachend sollen sie ertönen,
Krachend dieses Fest verschönen,
Krachend soll's, wer will es wehren,
Hören sollen's Freund und Feinde,
Krachen sollen ihm zu Ehren
Alle Böller der Gemeinde.

Hängt ihn auf (usw. wie oben).

† Dr. Adolf Bruder, 1886.

Daß ich dich liebe, ist gar kein Zweifel,
Liebst du mich nicht, so hol' dich der T. . . !
1874. jur. Othmar von Riccabona.

Wir schütteln herzlich uns die Hand
Und teilen Freud und Not!
Sei dieser Druck der Freundschaft Pfand
Durch Leben und durch Tod!
Nichts soll und kann uns je entzwein
Mein Freund ist mein und ich bin sein!
1874. med. Heinrich Deluggi, Domanigs Fuchsmajor.

Wenn alle Welt im Staube wühlt,
Muß es doch einen geben,
Der einen Burschen sich noch fühlt,
Als Bursche weiß zu leben.
1875. † Alfred Ebenhoch.

Gelingt es einmal, der revolutionären Idee in Tyrol Eingang zu verschaffen, dann adieu Tyrol! Dann gibt es kein Tyrol mehr; die Berge werden bleiben und der Inn und die Etsch wie bisher ihre Wege ziehen; aber nicht die Berge und die Flüsse bilden Tyrol. Das macht der Geist, der freie Tyroler Geist, der Geist dann adieu Tyrol! Dann hat aber auch Oesterreich eine kostbare Perle herausgerissen aus dem alten Kaiserdiadem und hat sie einem Phantom geopfert, das erst gestern im Sumpfe politischer Entartung aufgetaucht ist; man hat Tyrol in Widerspruch gebracht mit seiner Geschichte, mit seiner Entwicklung, mit seinem Charakter.

1875.

† Georg Jehly in dem Album,
das die „Austrier“ ihrem lieben Dr. Göb
mit dichterischen Widmungen 1880 überreichten.

„Der Abt von Fiecht“.

Er hat gebrochen die Treu dem Kaiser,
Vom Haupt gerissen die Vorbeerreiser,
Verraten die ewige Himmelsbraut
Dem Weibe zulieb und dem Töchterlein traut.
Erst als ihn verlassen Frau und Kind,
Hat hüßend er wieder den Himmel geminnt.
Wie sterbend als Siedler im Wald er liegt,
Hat endlich die ewige Ordnung gesiegt.

* * *

Des Mannes höchste Güter sind
Weit höher, weit höher als Weib und Kind.

† Br. Norbert (Stod).

Gar manchemal saß ich an deinem Tische,
Ich schaut' ins lichte, blaue Auge dir,
Und manches Wort — je nun, es ist vergessen —
Doch eines grub sich in die Seele mir.

Du sprachst es leicht, wie ja im Freundeskreise,
Wenn sich die junge Schar um dich gesellt,

So manches Wahrwort frank und frei und kräftig
Von deinen Lippen in die Runde fällt.
Vielleicht verhallt' es unbemerkt den andern,
Wie man im Frühling über Blüten geht;
Mir ist es lieb, das Wort aus deinem Herzen,
Denn unsrer Heimat galt's — fast wie Gebet.

Maria Waldbhart, Telfs.

Ich muß gestehen, mein Herz lacht jedesmal, wenn
ich was von Domanig in die Hand nehme. Seine knorrige
und doch gemütweiche Männlichkeit, sein echtes Tyroler-
tum, das nicht Geberde ist, sondern Fleisch und Blut, nicht
Defreggerei, sondern Defregger; sein betender Kinder-
glaube, eine Spes mit blonden Haaren und enzianblauen
Augen, wie Defreggers Dirndl — das macht mir jedes
Wort aus seiner Feder, oder vielmehr aus seinem warmen
Herzen, zu einem Hochgenuß. Das ist ein Ganzer, ein
Rechter, Mensch und Dichter sind nicht zwei, sondern ein
Leib.

Enrika von Handel-Mazzetti, Steyr, 1907.

Zur silbernen Hochzeitsfeier am 25. Februar 1909.

Tyroler Männer, stellt euch z'samm',
Ziert euch aufs allerbest',
In Klosterneuburg drunten gibt's
Ein silbern Hochzeitsfest:
Domanig Karl, der Biedermann,
Frau Irmgard Jubelbraut,
Die feiern ihren Hochzeitstag
Im Kreise still und traut.

Die Kinder stehen rings im Kreis,
Sind alle brav und gut;
Tyroler kommen auch daher
Mit Federn auf dem Hut.

Domanig hoch! so jauchzen sie,
Hab Dank, du edler Mann,
Du hast in Wort und Tat und Schrift
So viel für uns getan.

Wir bringen dir als Festesgruß
Vom fernen Gletschereis
Ein Alpenröslein, sinnig-schön,
Ein Sträußlein Edelweiß.
O, wären alle so wie du
So treu, so glaubensvoll,
Dann wär', wie einstens anno neun,
Ein heilig Land Tyrol.

Die Liebe zum Tyrolerland,
Die hat man schon erkannt,
Als du das Festspiel „Josef Strauß“
Geschrieben als Student.
So ging es weiter, Jahr für Jahr,
Auch beim gereiften Mann
Hat sich die Lieb' zum Vaterland
In allemargetan.

Wie Wetterwolken türmen sich
Die Schriften „los von Rom“
Und angefränkelet leider ist
Schon mancher Alpensohn.
Dein edles Beispiel lehre sie,
Den Weg wie du zu geh'n,
Und treu zu Fürst und Vaterland,
Zu Gott und Kirche stehn.

Herz Jesu, großer Bundesherr,
Allmächtig, gnadenvoll,
O segne mit dem Jubelpaar
Das ganze Land Tyrol!

Ja, Gottes Güte, Gottes Huld
Schenk' euch noch viele Jahr,
Daß einstens wir begrüßen euch
Als goldnes Jubelpaar.

Maria Daun, geb. Mahgeller, Flaurling.

Zur Domanig-Feier in Innsbruck am 2. Dezember 1909.

Zwei Worte mahnen zum Geleite die Welt mit vertrautem
Ton:

Vaterland heißt das eine, das andere Religion.
Vom Erdgrund schiedt das eine, das andre vom Himmel
den Ruf,
Gleichwie der Schöpfer im Anfang so Himmel wie Erde
erschuf.

Und in der Fülle der Zeiten ward wieder das Wort uns
zuteil:

Ehre sei Gott in dem Himmel, den Menschen auf
Erden sei Heil!

So laßt uns die beiden Worte nie trennen nimmer und
nun:

So wird es uns nicht fehlen, was wir auch sinnen und tun.
Auf Erden laßt uns pflegen der Heimat teures Gut,
Uns Haus und Heerd zu wahren mit starkem Heldenmut,
Dem Volke treu uns widmen, den Brüdern zu aller Frist,
Dem Kaiser huldig geben das, was des Kaisers ist,
Den Ruhm der Väter wahren in treuer Erinnerung,
Die alten Heldenzeiten erneuern ewig jung.
Und in die Zukunft tragen den alterprobten Sinn,
Uns selber, unsern Teuren, der Welt auch zum Gewinn.
Jedoch vollkommen wahret der Heimat Gut erst dann,
Wenn ihr dem Himmel bietet, was er wohl fordern kann;

Denn Haus und Herd und Sippe und Kaiser und Vater-
land,

Sie nehmen Kraft und Gnade nur aus des Höchsten Hand.

Von Gottes Gnaden ward uns das Heim, ward uns
das Blut,

Ward uns der Ruhm des Reiches, ward uns der Helden-
mut.

Wenn all die Ideale des Himmels uns nähme ein Wicht,

Dann wären wir nur eine Herde von Tieren, viel anderes
nicht.

Dann sänke unsre Ehre, dann sänke der Heimat Stern,

Dann von der Menschheit Höhen blieb unser Mühen fern.

Drum wenn sie feiernd preisen die Dichter des Vater-
lands,

So laßt uns ihnen danken, daß sie des Himmels Glanz

Auf unsre Heimat lenken und unser Vaterland so

Uns erst zur wahren Heimat vollenden fromm und froh.

Und laßt uns heimische Dichtung ehren, indem wir den
Schwur

Erneuern an den Altären, auf unsrer vertrauten Flur:

Dem Vaterland Treue zu wahren auf Erden allezeit

Und Treue Gott im Himmel in alle Ewigkeit;

Treue dem Kaiser auf Erden und Treue dem himmlischen
Herrn

Selbst mit dem Tod zu bezeugen, von aller Falschheit
fern.

Dann wird wie einst vor Zeiten des Landes Ehre blühn

Und allzeit gleich zwei Sternen uns Heil und Segen er-
glühn.

Dann wird es Wahrheit werden das Wort zu aller Wohl:

Das Wort, das alles sagende, vom heiligen Land

Tyrol.

Dr.. R. v. Kralitz, Wien.

Zum 60. Geburtstag Domanigs am 3. April 1911.

Es flog einst der rote Adler
Gerab von der Felsenwand,
Er beugte sich über ein Wieglein
Tief drinn' im Tyroler Land.

Er hat dem schlafenden Knaben
Von den Heldenvätern erzählt,
Die lieber den Tod und die Freiheit
Als Leben und Schande erwählt,

Vom schlichten Volke der Berge,
Wo flüchtend von Land zu Land —
Einst Ehre und Wahrheit und Treue
Die einzige Zuflucht noch fand.

Hats Kindlein dies alles verstanden?
Es lächelte stille im Traum,
Er aber lehrte zum Hörste
Hoch droben am Bergessaum.

Jahrzehnte sind drüber vergangen
Und sechzigmal jährt sich der Tag,
Daß einst in der Wiege der Knabe,
Der neugeborene, lag.

Nun feiern mit schwungvollen Worten
Sie heute den Jubilar,
Nun reichen die Vorbeern des Ruhmes,
Die Rosen der Lieb' sie ihm dar.

Dem Sänger, der immer im Dienste
Des Edeln und Guten nur stand,
Für Gott stets geschlagen die Harfe,
Für Kaiser und Vaterland,

Dem Mann, der fern der Heimat
Die Treu sonder Wanken ihr wahrte,
Verkörpert im Lied und im Leben
Der Vorväter Sitte und Art.

Drum tönt es von Mund zu Munde
Mit innigem Herzensklang:

„Gott möge ihn schützen, ihn segnen,
Gott mög' ihn erhalten noch lang!“

Und hört es der Adler dort oben
Mit sturmeszerzauster Brust,
Dann nickt er: „So muß't's einmal kommen,
Das hab' ich ja längst schon gewußt!“

Maria Waldbart, Wien.

Nur Funken, die beim heißen Drang
Der Arbeit mir vom Ambos sprühten —

Diese Worte F. W. Webers kann auch Karl Domanig auf seine Werke anwenden. Mag auch hie und da ein Pegasus im Joche der Tagesarbeit verkommen; ein Dichtergaul von echter, bodenständiger Rasse wird darüber nicht zugrunde gehen, höchstens, daß er etwas stärkeren Knochenbau bekommt und an sezeßionistischer Zierlinie hinter anderen zurückbleibt. Schadet das so viel? Ich meine, das Nur-Poeten- und Nur-Asthetentum hat erst recht seine Gefahren, namentlich die, sich in eine Welt der Idee oder der Form einzuspinnen, die nirgends existiert, gleichviel, ob nun eine mehr oder minder solide philosophische Spekulation oder wuchernde Phantasie dieser Traumwelt Baumeisterin ist. Dichter, die in scharfer Lebensarbeit standen — ich rechne auch Goethe hieher — sind solcher Gefahr gegenüber Heilmittel und Gegenbeispiel.

Domanig ist ein solcher.

Vielleicht, daß ohne diese unablässige Berufsarbeit als Mann der Wissenschaft und als Beamter mancher Zug an seinen Werken bestechender — um nicht zu sagen: raffinierter — geraten wäre: ich liebe ihn so, wie er ist, den Mann, der fest in seiner Lebenspflicht steht und fest in seinem Tyrolertum. Diese Stammestreue gibt ihm seinen besten dichterischen Wert, begründet seinen volkstümlichen Charakter und damit seine — natürlich nicht im politischen Sinne des Wortes zu fassende — nationale Bedeutung. Alles andere wird solchem Dichter drein-

gegeben. Mag sein, daß diese Art ein in der Luft hängendes Ästhetentum nicht befriedigt: der Dichter hat sein Volk für sich und daneben noch eine treue Gemeinde. Auch Domanig hat sie, und ich rechne mich zu ihr; sie bringt dem Sechziger hier ihren Glückwunsch und ich mit ihr

Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M., München.

Das Land des freien Adlers ist sein Land,
Der reinen Lüfte und der weißen Firnen.
Das Volk der starken Berge ist sein Volk
Der offenen Rede und der offenen Stirnen.

Das Lied der stolzen Gradheit ist sein Lied,
Der schlichten Liebe und der schlichten Treue.
Er steht zur Heimat, Glauben — und zum Recht;
Singt er von Schuld, dann singt er auch von Reue.

Von allen Blumen, die im Erdenkreis
Sein suchend Auge liebend je erschaute,
Erwählte er der Gentiana Blau, —
Die Alpenrose und die Edeltraute.

Die steilen Schroffen waren sein Gebiet.
Er maß sie mit den Blicken, frohen und hellen,
Und schöpfte sich der ewigen Jugend Trank —
Mit beiden Händen aus den Gletscherquellen.

M. Herbert, Regensburg.

Lieber R. Domanig!

An Deinem 60. Geburtstage möchte ich Dir, verehrter Freund und Landsmann, aus vollem Herzen danken für all das Schöne und Edle, das Du als gottbegnadeter Dichter der engern und weitem Heimat geschenkt. Nie war Dir die Kunst ein Spielzeug für müßige Stunden,

sondern Herzenssache, Gewissenssache. Treu dem Wahlspruche: „Für Gott, Kaiser und Vaterland!“ bildestest Du das Schöne, um das Wahre und Gute im Volksleben zu hegen und auszugestalten. Mit Deinem ganzen Denken und Fühlen wurzelst Du im Boden der Heimat, in ihn streutest Du mit vollen Händen die reichen Schätze Deines Herzens; wie selten einer fandest Du den Weg zur Seele des Volkes, Du wurdest sein Freund, sein Lehrer und Erzieher. Es hat Dich verstanden und liebgewonnen.

Und wenn Dich viele von denen, die laut schreien auf dem Markte der Welt, nicht nach Gebühr würdigen, weil Deine Kunst rein und groß, eine Bannerträgerin ewiger Ideale ist, dann wird eine bessere Zeit, dann werden bessere Menschen Dich verstehen und wertschätzen, wie Du es verdienst.

Mein Dank ist ein Gebet: Gott schenke Dir noch lange Leben, Gesundheit und frohe Schaffenskraft zu seiner Ehre, zum Wohle des Volkes, zu unserer Freude!

J. Seeber, Mödling.

Was bring' ich dir zu deinem Wiegenfeste? — —
Aus Eis und Schnee winkt noch kein Blumenkind
Verträumten Blids; —

es hat die Märzsonne
Den süßen Schläfer, der sich Frühling nennt,
Noch nicht geweckt; wohl geht durch seinen Schummer —
Den lächelnden — ein leises Regen schon
Von neuerwachter, frischer Kraft; geschwellt
Vom Hauch der Sehnsucht strafft die blanken Glieder
Der Jüngling bald und harret mit durst'gem Mund
Des Mutterkusses, der aus Winterträumen
Ihn jählings reißt und ihm das erste Jauchzen —
Das liederfrohe — von den Lippen trinkt.
Du kennst den Frühling in den Bergen, Alter! —
Den Duft der Heimat, wenn im Fichtenwalde
Ein heißes Schauern durch die Wipfel hebt
Und goldig Harz aus allen Bäumen tropft.

Du kennst das Riesel'n, das wie Sphärensang
Unhörbar fast durch das Geäste klingt,
Das Osterwunder der Natur verkündend.
Wie dunkles Ahnen, welches süß und schwer
Auf allen lastet, liegen Berg und Tal
In Werdebrunst, bis eine laue Nacht
Das Wunder wirkt; —

ein tiefes Atemholen
Geht durch das Schweigen feierlich und — hörst! —
Die Firnengrüfte krachen dröhnend auf;
Der Tote lebt, um seine Schultern flirrt
Kristall'ne Zier und in den Händen schwingt
Der Auferstand'ne seines Sieges Banner.
Die Berge jauchzen! —

Und ein Wonnerausch
Erfasst das All; im Bann der Liebe schmiegt
Sich Zweig an Zweig und frische Knospen zuden
Wie Flammenfüsse zitternd auf; das Grün
Der Blätter lobert durch des Baumes Krone
Und sieh! schon flüstern tausend Blütenzungen
Ihr Dankgebet, in das — zum Himmel schmetternd —
Das laute Hallel froher Verden tönt.
Du kennst den Frühling in den Bergen, Alter!
Und trägst ihn selbst — trotz deiner 60 Jahre
Noch in der Brust! — —

Dein Lied ist seines Glanzes
Und seiner Schönheit treues Echo nur.
Ist warm und traut wie deiner Bergesheimat
Samtgrüne Matten in der Frühlingssonne.
Ist rein und klar wie frisches Quellenrauschen;
Ist schlicht und schön, wie jene Primelblume,
Die hier der Lenz als erstes Brautgeschmeid'
Voll hohen Duft's an un're Felsen hängt. —
Glück auf!

Du hast nach langer Wanderfahrt
Der Heimat Frühling unverfehrt bewahrt.
Schon bald ein Greis — und in des Lebens Stürmen

Längst ausgereift — trägst du die Feuerseele
Des Jünglings noch in tiefster Brust; es blüht
Begeisterung dir und heimischer Ideale
Bestalt'che Glut noch aus dem Aug' wie einst,
Und wenn der fremde herbe Raubreif auch
Dein Haar gebleicht — im tiefsten Herzen bleibst
Der Alte du — —

Den Lenz der Heimatliebe,
Das stolze Fühlen des Tyrolers hat
Kein Schicksal dir — so schwer es traf — geraubt;
Das ist Dein Ruhm!

Den frißt mit gift'gem Zahn
Kein Neid dir an; den mordet Scheelsucht nicht;
Der grünt noch frischer, als der Lorbeer grünt,
Den sich der Dichter um die Schläfe wand.
Das ist dein Ruhm! —

Daß du der Fremde nie
Und ihren Götzen je dein Herz verkauft
Um Talmigold; daß du den Frühling dir
Tyrol'schen Denkens und tyrol'scher Art
Stets frisch erhieltst —

Und nie gefühlt als Last —
Was du ererbt von deinen Vätern hast.
Drum bring' ich dir zu deinem Wiegenfeste
Nur ein „Grüß Gott!“ — den Heimatgruß, das Beste!

Br. Willram, Innsbruck.

Europas feste Burg ist Tyrol;
Darin walten Geister zu Weh' und Wohl
Den Menschen auf hohen, heiligen Bergen,
Den guten und schlechten, den Riesen und Zwergen.
Wenn irgendwo noch die Burg des Grals
Zu entdecken wär, in Schluchten des Tals,
Auf Höhen der Gletscher, nur allein
Im heil'gen Tyrol noch könnt' es sein.
Doch ist es auch not, daß treue Wächter

Den ewigen Ideen als kühne Verfechter
Erstehen, denn was sind Schätze uns nutz,
Wenn sie nicht stehen in schirmendem Schutz!
Und so wie es dort beim heiligen Grale
Gab treuliche Ritter, Parzifale,
Doch auch des Klingsor finsternen Bund,
So steht allzeit, das ist allen kund,
Neben einem Andreas Hofer auch
Ein Verräter Raffl; das ist so der Brauch.
Dir, lieber Domanig, sei Lob und Dank,
Daß du uns stehst so frei und frank
In schwerer Zeit auf der Seite der Guten,
Der Treuen, der Biedern, der Hochgemuten.
Das ist auch die Seite der Poesie,
Des Heldennutes, der nimmer und nie
Aus dieser Welt entschwinden soll!
Laß uns, von solchem Mute voll,
Wo wir nach Gottes Willen auch steh'n,
Zum rechten Ziel zusammengeh'n.

Dr. Richard v. Kralitz, Wien.

In einer alten Bierzeitung der katholischen Studenten-
verbindung „Austria“ in Innsbruck stehen von Dr. Göß
unter anderem folgende Verse:

„Sag's einer, wie er denke,
Mir ins Gesicht!
Das Munkeln und die Ränke
Vertrag' ich nicht.

Freund zielt und Feind — allbeide
Ein grader Mund —
Leg' bloß! Denn mit der Scheibe
Klopft man den Hund.“

So war er immer, unser Göß, dessen Name als der
eines aufrichtigen, biedereren, liebwerten und opferwilligen

Freundes beim Philisterium und der Aktivitas Austriae stets den besten und ersten Klang haben wird.

Bei keinem sind wie ihm Vaterlandsliebe, Glaubens-treue und Kaisertreue und echtes, wahres deutsches Volkstum so innig verwurzelt.

Seinen herrlichen Freiheitsdramen, von denen ich den „Kronenwirt von Hall“ unter Begeisterungstränen aus dem Manuscript ins Reine behufs Drucklegung (im Jahre 1882) schrieb und dann durch Vermittlung auf dem Linzer Landestheater unter Direktor Laszka zur begeistert aufgenommenen Aufführung brachte, hätte ich vom Herzen einen Triumphzug über die vaterländischen Bühnen gewünscht.

Leider ist solchen Tendenzen vielfach der Weg versperrt. Wie lange noch? Hoffentlich kommt nicht erst, wenn es zu spät ist, Wandel.

† Dr. Alfred Ebenhoch, Wien.

Und preißt man dich, mein Land Tyrol
Und deiner Berge Königsfranz,
Soll man den einen nennen wohl,
Den einen, der den lichten Glanz,
Das stille Leuchten deiner Firne
Trägt auf der freien Dichterstirne.

Dein Sänger ist's, Tyrolerland,
Dein Sohn, der Ränder deiner Ehre,
Der hochgemut mit starker Hand
Die Harfe schlägt. — Wie einst die Wehre,
Die blanke, die im Waffengang
Du kühn erhobst in truh'gem Wagen,
Voll heil'gen Zornes, sieggetragen,
So blüht und klingt sein Heldensang.

So kündeten die alten Barden
Einst ihrer Kämpen Waffenruhm,
So tönten an den goldnen Warten
Von Salems hehrem Heiligtum
Der Königsharfe tiefe Weisen
Mit vollem Klang den Herrn zu preisen.

Und fromm, wie deines Volkes Glaube
Und stark wie deiner Männer Arm,
Goldhell wie deines Bodens Traube,
Und o so tief, so innig warm,
Wie deiner Frauen keusches Minnen,
Rein wie des Edelweißes Blüt
Auf deinen kühnen Felseninnen,
So weht sein Lied
Und wächst empor zu ew'gen Sternen
Im sehnuchtsvollen Flug zu Fernen,
Mit goldnen Sonnen, glanzumloht,
Gleich deinem Adler stolz und rot.

Und jubelt dir nicht zu die Masse,
Du Sänger deines Vaterlands,
Nach Blendwerk jagte stets die Gasse
Und immer noch wie Schaum verrann's.
Hast du dich einsam oft gefunden
In deiner Ideale Land,
Es haben sich zu allen Stunden
Die Besten doch zu dir bekannt.

Und blieb dir farg der Erntesegen,
Blick hin auf deines Hauses Herd,
Blüht dir nicht reichstes Glück entgegen,
Das mehr als Gold und Lorbeer wert?
Und doch! — Auch dein Tag wird noch kommen,
Schon leuchtet uns sein Morgenrot,
Schon ist mit fahlem Schein verglommen
Das Truggold, das man oft uns bot.

Du aber gabst in goldner Schale
Das echte Kleinod deiner Kunst.
Und läuternd, wie vom heil'gen Grale
Hoch über Staub und Nebeldunst,
Ein Leuchten gehet, still und milde,
So werden deiner Kunst Gebilde
Mit ihren frommen Heimatsgluten
Die Herzen alle warm durchfluten.
Erkennen dich als groß und echt
Wird manches kommende Geschlecht
Und unvergessen wird dein Sang
Durchhallen später Zeiten Klang!

So läut' ihm heut die Festtagsglocken,
Du Land der Helden, Volk der Treu',
Auf seine Pfade mit Frohlocken
Die Rosen deiner Liebe streu'!
Sching' ihm ums Haupt die Lorbeerranken,
Den Kranz des Ruhms, der ewig grünt,
Komm, deinem Sänger laut zu danken,
Er hat es längst um dich verdient!
Auf, schwinde deine Feststandarten,
Laß wallen deiner Fahnen Glanz,
Erglühn laß die Hochlandswarten
In heller Freudenfeuer Kranz!
Laß stolz, wie über deine Wehre
Die Kampfescharten siegreich weh'n,
Im goldnen Buche deiner Ehre
Den Namen K a r l D o m a n i g stehn!

Anna Esser, Linz a. d. D.

Es treibt noch immer lebensvolle Blüten
Der weite Baum der Dichtkunst in Tyrol,
O, möge Gott, der Herr, ihn gut behüten
Und seinen Wohlgeruch von Pol zu Pol

Mussenden! Denn die firnenfrischen Lüfte
Umstürmen seinen starken, stolzen Schaft
Und all des Bergs, des Waldes harz'ge Düste
Beschenken ihn mit ihrem besten Saft.
Die Nachtigall singt süß in seinen Zweigen
Darunter tanzen Elfen ihren Reigen. . . .

Es hielt ein Baum die fruchtbeladenen Äste
Hinaus in Edens grüne Wälderpracht.
Die müden Menschen waren seine Gäste,
Wenn sie verschrecken wollten Tod und Nacht.
So sollten alle Menschen auch von heute
Herwallen müssen an den Alpensaum,
Und wen die Frucht der Dichtung noch erfreute,
Sollt' essen müssen vom Tyrolerbaum.
Und wer einmal von dieser Frucht gegessen,
Soll sie sein Leben lang nie mehr vergessen.

O wär' ich vor den Musen einst gestanden
Und vor Apoll am grünen Griechenstrand,
Als sie sich flüchteten aus ihren Landen,
Ich sagte ihm, still küssend seine Hand:
„Die Musen müssen ihren Sitz verlegen,
Doch nur in Bergen fühlen sie sich wohl,
Drum, liebersüßer Gott, laß dich bewegen,
Komm' in die schönen Berge von Tyrol!
Und laß dann dort dein Lautenspiel erschallen,
Daß Fels und Felsen fröhlich widerhallen!“

Es hat ihn niemand und die Musen zogen
In andre Länder, denn allüberall
Ist ihnen jeder Gute wohlgegogen
Und freut sich gern an ihrem Liederhall.
Doch da sie unser Land fast ganz vergaßen,
So will ich zu den deutschen Göttern flehn:

„O schüdt die Zwerg' und Gnomen uns, ihr Men,
Die Nixen, Elfen und die holden Feen!
Wir wollen treu und sorgsam ihrer warten
Im neuerstandnen Laurins Rosengarten.“ —

So träumt' ich einst in lieben Frühlingsstunden,
Da trat zu mir ein rüst'ger Jubelgreis,
Mit Lorbeerblättern war die Stirn umwunden,
Drein rankte sich manch sonnengoldnes Reis.
Er sprach zu mir von meiner Väter Schlachten
Für unser Land; für unser höchstes Gut —
Mit Scheu und Ehrfurcht mußt' ich ihn betrachten,
Der mir entsacht mein Herz zu heil'ger Glut;
Da wußt' ich es: nicht Men und nicht Musen,
Nein, unser Ahnen rosenfarbnes Blut,
Das legt' des Baumes Keim in unsern Busen.

Franz Leitner, Ruffstein.

Mahnend gabst du in deinem Gedicht
Von jener Heldentat Bericht:
Wie damals die zwei getreuen Boten
Durch alle Fährnisse, die drohten,
Für die Isel-Befreiungsschlacht
Pulver ins Land Tyrol gebracht.

Ein solcher Bote nach altem Brauch,
So will mir's dünken, bist du auch.
Ein Botengang ist dein Leben und Dichten:
Den Fremdgeist gilt es zu vernichten,
Der über das freie Tyrolerland
Drohend die Flügel hält ausgespannt.
Da trägst du auf den schlimmsten Wegen,
Dem Geist der Zeiten stracks entgegen,
Über des Nichtverstehens Firne
Mit weitem Blick und sonniger Stirne,

Über der Dummheit und Bosheit Klippen
Mit starker Faust und trügigen Lippen
Den alten Geist herein ins Land,
Der einst entflammt der Freiheit Brand;
Den alten Glauben hoch und hehr,
Die alte Treue — man kennt sie kaum mehr.
Das gerade, freie Manneswort,
Der Treu' und Wahrheit starker Hort,
Ist deine Waffe; in Lust und Schmerz
Triffst Freund' und Feinde du tief ins Herz.

* * *

Jahr lang noch wohl, du treuer Bote!
Dein Sang gleicht einem sichern Lote,
Gerichtet in gerader, fester Fahrt
Auf Glaube, Heimat und deutsche Art.
Gefahren bist du nun sechzig Jahr —
Dein Botenlohn war larg fürwahr,
Ganz wie beim Huter und seinem Gespan;
Doch wenn die rechte Zeit bricht an
Und wenn die neue Berg-Iselschlacht
Aus Alttiroler Büchsen kracht,
Dann wird das Pulver, das du gebracht,
Wie Wetter bliken durch die Nacht
Und glühend den neuen Tag entzünden! —
Das soll mein schlichter Gruß dir künden.

Franz Eichert, Wien.

Tiefgründiges Empfinden für Heimat und Vaterland
hat immer zum Größten geführt, was je gemacht wurde.
So schaut Domanig mit dieser Kraft des wahren Dichters
seine Welt, die scheinbar abgegrenzt, doch alles umfaßt;
und darum wird der von der Heimerde genährte und
„groß“ gewordene, nichts „Fremdes“ enthaltende Geist
seiner Werke für unser gesamtes Volk von immer bleiben-
dem, hohem Werte sein.

A. Egger-Lienz, Bozen.

Zum Tode.

‘Schon lange wollt’ des Todes Hand
Den lohen, hellen Feuerbrand
Mit jähem, kühnem Griff zerstörend dämpfen.
Doch prasselnd zu des Himmels höchsten Höhn
Flammt’ wieder er empor — ein kühn Erstehn
In düstern, schweren, todesmütigen Kämpfen.

Der letzte Funke nun verglomm,
Die Seele floh zum Schöpfer fromm.
Die reiche Quelle seiner Feuerlieder,
Sie ist versiegt, doch ewig, immer neu
Gedenkt das Volk in unbewegter Treu
Des toten Sängers immer, ewig wieder.

Weilt’ er auch ferne von der Mutter Haus,
So war sein Sehnen doch hinaus
In seine Heimat, seine Bergeshalden.
Er dacht’ und glaubt’ wie seine alten Ahnen,
Er hielt sie hoch, verehrte ihre Namen:
So schuf der Mitwelt er die Kraftgestalten.

Ihm war beschied ein Denkergeist,
Die Wissenschaft mit Stolz uns weist
Auf seines Forschens siegreiches Beginnen:
Er bracht’ die Alten aus vergessnem Dunkel,
Er schloß und faßt’ die köstlichsten Rarfunke
In nächtlich, rastlos, unentwegtem Sinnen.

Es pocht sein Herz den letzten Schlag.
Wenn’s auch mit Schmerz geschehen mag,
Verzeichnet nicht des Todes herbe Stunden
Mit düstern Lettern; hüllt sie in Schweigen.
Aus Asche muß der hohe Phönix steigen,
Eh’ er zum reinen Äther sich entwunden.

Joh. v. Labarelli, Innsbruck.

Betrübt sah ich den teuren Stern verblaffen,
Der oft ins ärmste Hüttchen schaute mild;
Ein banges Weh möcht' heut mein Herz erfassen,
Domanig, Dir die stille Zähre gilt!

Manch traute Nacht, trotz hartem Tagesstreiten,
Lag ich noch stumm in Deiner Worte Bann,
Nicht achtet' ich, wie raschen Flugs der Zeiten,
Wie Stund um Stund — ein Augenblick — verrann.

Vorüber zieh'n mir Altnyrols Gestalten,
Die Du so wahr und ehrenvoll erneut;
O möge sie Dein Volk im Geist erhalten,
Dem Du wie sie das Lebenswerk geweiht.

Lang' mußt' Du der Anerkennung warten —
Des Lebens Herbst hat diese Frucht gebracht.
Und heute winkt in Deiner Werke Garten
Dem Volk Nyrols der goldnen Ernte Pracht.

ad.

Ich weiß, das ist der Tag und das die Stunde,
Da senkt man dich hinab in deine Gruft.
Es schauen deiner Heimat Bergesriesen,
Mit Hermelin umhüllt, ins tiefe Thal;
Die stolzen Berge, die du stets besangest,
Die Berge, denen deine Sehnsucht galt. —
Das ist der Tag und das genau die Stunde!
Dein biedres Volk, es ist dir zum Geleite,
Zum letzten hergeströmt aus allen Schluchten,
Es stieg aus steilen Alpenhöhn herab.
Nun wehn die Fahnen über deinem Grabe,
Die vordem ihre tapfren Väter trugen
In blutige Schlachten, die dein Lied erhob.

Ich weiß, das ist der Tag und das die Stunde!
Ach, ferne muß ich weilen. Könnt' ich kommen!
Da nehm' ich, dein Gedächtnis zu begeh'n,
Ein trautes Büchlein aus dem Eichenstamme —
Vor Jahren hat es deine Hand geschrieben —
Ein schmales Büchlein, drin du schlicht erzählst
Von eines Mannes wechselreichem Lose,
Den Helm und Harnisch ehrenvoll bedeckten,
Bis er mit Habit sie und Mitra tauschte;
Doch lange litt ihn nicht der Klosterfrieden.
Er ging und suchte, was er in der Welt
Verlor, und fand, was er verlor, doch war es
Verloren, was er fand. Da rief die Reue
Zu stummer Einsamkeit den Büsser weg. —
Das traute, schmale Büchlein, ernst und sinnig!
Das schlichte Büchlein, drin du schlicht erzählst!
Dem eigenen Weib erzählest du, dem treuen,
Das heute hinter deinem Sarge weint.
Zuweilen wendet sich dein Wort an sie;
Das hemmt nicht deine festgefügte Rede
— Die Bäche deiner Berge hemmet nicht
Der Fels, der auf dem Wasserwege liegt.
Lebendiger und schöner wird das Bild
Und mehr noch freuet sich des fremden Auge. —
Hier diese Stelle da (ich las sie eben):
„So geb uns Gott, uns beiden, liebes Weib,
Der Freunde viele, die dann unsrer Seelen
Gedenken mit Gebet: Herr, schenke ihnen
Die ewige Ruhe und das ewige Licht
Laß ihnen leuchten, laß sie ruhn im Frieden!“ —

Das ist der Tag und das genau die Stunde,
Da beten sie auf jenem Friedhof draußen,
Die starken Männer deiner schönen Heimat,
Da beten Tausende mit starker Stimme
— Wie dröhnend dumpfes Donnerrollen dringt es
In weithin sonnbeglänzte Winterlandschaft —

Da beten sie und flehen all: „Herr, schenk ihm
Die ewige Ruhe und das ewige Licht
Laß jetzt ihm leuchten, laß ihn ruhn im Frieden!“
So rufen sie, und manche heiße Träne
Kinnt da und dort dem Beter in den Bart.

Ach, lese weiter von des Abtes Sterben.
(Wie klingt des Dichters Wort, der eben starb!):
„Und Peter eilte, seinem Nebenmenschen
Den letzten Dienst und besten zu bestellen:
Den Priester, der des Lebens Rechnung schließt
Und Zehrung spendet für die letzte Reise.“
Und innehaltend muß ich jetzt denken:
Den letzten Dienst und besten zu bestellen,
Dir hat ihn wohl dein treues Weib bestellt;
Die Mutter sagt' es selber deinem Sohne,
Dem Priester,¹⁾ den du freudig Gott geweiht.
Er ging und brachte dir das Brot des Lebens,
Auf deine Lippe legt er's, leise zitternd.
So war dein Ende, wie dein Leben war;
So war dein Ende wie des Tages Ende:
Die harte Last und Hitze sind vorbei,
„Da tönt“ — ich wiederhole nur dein Wort —
„Da tönt die Abendglocke aus dem Walde
Und betend stehen Eltern und die Kinder,
Anbetend das Geheimnis der Erlösung,
Das einzig uns des Daseins Rätsel löst.
Welch schönes Lied im Abendsonnenschein!“
Dir bangte nicht zur Nacht! Von bannen gingst du,
Anbetend das Geheimnis der Erlösung,
Das einzig uns des Daseins Rätsel löst.
So war dein Ende, wie dein Leben war
So war dein Ende wie des Tages Ende;
Ein schönes Bild im Abendsonnenschein! —

1) Der Verfasser erweitert die Tatsache, daß Domanigs ältester Sohn sich dem Priesterberufe geweiht hat, in dichterischer Freiheit. A. D.

Schon ist es spät! Mir brennt es in den Augen.
 — (Ich las wohl nur im Dämmerlicht zu lang.) —
 Und sinnend seh ich in den Winterabend
 Und ringsum ist es totenstill und einsam.
 Da plötzlich! — War's ein Träumen oder Wachen? —
 Ich hörte, ja ich hört' ein Stimmgewoge
 Und eine Stimme — wie doch klang sie? — eine,
 Die klang so wunderbarlich und wohlvertraut;
 Die eine, ach, die meine war es — seltsam!
 Hab ich gesprochen? — Nein? — Sie klang so deutlich,
 Wie wenn ein Beter, abseits stehend, leise
 Und dennoch mit dem ganzen Chöre spricht —
 Sie flehte mit den Tausenden: „Herr, schenk ihm
 Die ewige und das ewige Licht
 Laß ihm nun leuchten, laß ihn ruhn in Frieden.“

Dr. Stephan Krottenthaler, Chur.

Mein Fenster tat ich auf zur Heil'gen Nacht,
 Drauß lag Tyrol in seiner Berge Blau
 Und hoch am Himmel zog ein Duftgewölk.
 Doch wo die Wolken sich zu Wall und Türmen,
 Zum Säulenkranz gebaut ob dieser Zeit,
 Da sah ich blinken einer Pforte Gold.
 Zwei Stimmen hörte ich von der Halle her,
 Sanft Petri Gruß, vor ihm steht Karl Domanig:
 „Nur eine Bitte hab' ich noch, sie feiern
 Drunt im Tyrolerland die Heil'ge Nacht.
 Laß mich noch einmal,“ seine Stimme wächst,
 „Der Christnacht Gloden hören drunt im Land.
 Ich hab' mein Volk geliebt heiß wie mein Leben
 Und all mein Schaffen galt dem Land Tyrol.“
 Und sieh, zwei Hände seh' ich Abschied nehmen,
 Schon wandert her auf weißem Wolkenpfade
 Hoch übern Glodner jetzt ein Pilgertrupp.

Mit strammen Schritten schreitet Karl Domanig,
Wie wir ihn froh begrüßt in Herbstestagen,
Geschürzt zum Wandern, in der Hand den Stab,
Tiefsinnig vorgebaut die starke Stirn,
Das Auge scharf von lauter Biederkeit.
Und neben ihm ein Trupp von stolzen Steigern,
Im Berglerkleid wie Menschen hier zu Land:
Der Engel Truh und Wacht vom Land Tyrol.
Und sieh', welch Glimmern tagt im Sternenheer,
Von Kals beginnt das Christnachtläuten hell.
Die Pilger beugen weit sich vor und lauschen
Und hold ein Lächeln kost' Domanigs Mund.
Und weiter wallen sie zum Iselgrunde,
Von Windischmatri, vom Defreggertale,
Von überall beginnt der Gloden Trost.
Und Funken sprühen leis' von allen Bergen,
Die Leute zieh'n zur Mette jezt ins Tal.
„Noch sind sie brav, noch wie vor alter Zeit,“
Spricht Karl zur Wächtertruppe der Begleiter,
„Mein Lebenswerk ist nicht umsonst getan;
Ich hab' dem Volk das eine stets gesagt,
Tyrol ist groß, so lang's den Glauben wahr.“
Jetzt aus der Tiefe singen hundert Zungen,
Der Jubelchor vom weiten Pustertal,
Von Innichen, von Niederdorf und Bruned,
Ist das ein Leuchten drunt aus allen Kirchen.
Und weiter zieh'n sie, vor der Franzensfeste
Beginnt der Gloria sang der Brixner Dom.
Nur kurz gen Süden noch, schon hallt von Bozen
Und um Meran der Gloden Weihnachtruf.
Rings um die Pilger tauchen Kerzen auf:
Fromm wallen Gottes Engel jezt hinab,
Doch schon verschwinden sie in blauer Tiefe.
Und über'n Brenner fort, hinaus gen Innsbruck,
Dort dröhnt der Gloden Jauchzen mächtig her.
Hoch ob der Serles hält die Schar voll Staunen.

Herauf vom Lichtermeer, vom grauen Wipptal
Steigt süß das Läuten, von den Stubaidörfern.
Ein wohligh Summen wie von tausend Rehlen
Wogt heut zur Schneebülh um den Serleswipfel:
So wie beim Junimond der Bienen Danklied
Die edle Linde grüßt in alter Weise,
Und schwebt im Windeshauch ein Lied von dannen,
Da winkt der Engel Hand zur raschen Umkehr,
Beginnt ihr neues Lob in hellerm Ton.
Ob Sterzings Höhen machen kurz sie Halt.
Und jetzt beginnt in A der Vollaufford
Der alten Kirche bei der Fuggerstadt,
So wundersam, als käm's aus andrer Welt.
Karl neigt das Haupt und eine Träne zittert
In seinem Aug' und flimmert als Demant
Und sinkt zu Tal, wo noch die Glocken beten.
„Gehab' dich wohl, mein teures Heimatland,
Steh' fest zu Gott und sei der Kirche treu,
Groß bleibst du dann bis hin ans End der Tage.“
Jetzt aber lauscht empor der Engel Blick:
„'s ist Zeit,“ ermahnt ein frischer Aplermund,
„Die Große läutet ein im Himmelsdom.“

P. Gaudentius Koch, Reichenberg.

Zu „Austrias“ Gedenkfeier in Innsbruck am 13. März 1914.

(Zugunsten des Österreich. Flottenvereins.)

Bleich brennen die Kerzen am Totenschrein
Und die Totenglocken, sie läuten.
Ein Schluchzen gehet landaus, landein,
Ein Weinen irret durch Hand und Hain —
Wer kann die Trauer mir deuten?

Ist's ein Gewaltiger mit Szepter und Kron.
Den der grimme Tod hat gerufen?

Ist verwaist ein Land, wurde leer ein Thron
Und trauert an seinen Stufen
Ein Volk im bittern Trennungsschmerz,
Gleich einem blutenden Mutterherz,
Das den Sohn, den liebsten, beweinet?

O nein! Es ist nur ein — Säng'er schlicht,
Der stille von uns gegangen,
Und doch ein Großer, des Loos' dich
Ein Königsreiß schimmernd umfängen,
Ein Königsreiß, der wie Silberfirn
Seiner Heimatsberge ihm kränzte die Stirn'.
Nun ward sie bleich, die der Musen Ruß
In adliger Reine getragen,
Verstummt, ach, der Mund, dessen Viederfluß,
Dessen frommes Singen und Sagen
So voll und so tief, so reich und so schön
Wie seiner Heimatglocken Getön.

Und kalt ward die Hand, die tapfere Hand,
Die der Wahrheit Schwert stets geführt,
Die Hand, die den heiligen Flammenbrand
Für Gott, für Kaiser und Vaterland
So nimmermüde geschüret.

Ja, sein Gott, sein Kaiser, sein Land Tyrol,
Das war seines Lebens Standarte.
Er hielt sie, freud'ger Begeisterung voll,
Auf sternenumkränzter Warte.
Sein Land Tyrol in der Berge Kranz,
Sein roter Adler im Siegesglanz,
Das war seines Herzens heißvoller Schlag,
Das war die Sonne an seinem Tag,
Das war der Traum seiner Nächte.

In Sterzing ob einem Dichtergrab
Still weinen die Totenglocken,

Was sterblich war, sie senkten's hinab,
Doch die heiligen Feuerfloden
Deines hohen Geistes, sie glüh'n in uns fort.
Es lebt, Karl Domanig, dein Lied und dein Wort
In unserem Herzen mit ehernem Klang.
Dein ist unsre Liebe, dein unser Dank!
Und es pflanzt dir des Lorbeers ewiges Reis
Die Heimat, die bettet dich lind und leis.

Und wenn stattlich und siegeskühn
Österreichische Segler die Meere durchzieh'n,
Dann grüßen auch sie dich wellenumblaut,
Denn auch du, auch du hast daran gebaut.
Du bautest daran mit treufester Hand,
Als du sangest die Liebe zum Vaterland,
Als, den alten Tyroler Helden gleich,
Hoch schwangest die Fahne für Kaiser und Reich,
Auf der in Flammenschrift leuchtend stand:
Heil Austria! Heil mein Tyrolerland!

Anna Esser.

Druck von Jos. Kösel, Rempten.

Von Anton Dörrer ist bisher erschienen:

Andreas Hofer auf der Bühne. Ein Beitrag zur Dichtung der deutschen Befreiungskriege. 2. Auflage. 8°. 100 S. Tyrolia, Brigen (Südtirol), 1912. 1.40 Mk.

Die „Wiener Zeitung“ schreibt darüber am 18. Dezember 1912: „Der bekannte Tyroler Schriftsteller unterzieht sich in schneidiger Schrift seiner Aufgabe . . . Die kleine Schrift wird außerhalb Tyrols gerne gelesen werden. Sie orientiert in einer so liebenswürdigen Weise, daß man den gelehrten Apparat, der immerzu hineinspielt, gar nicht störend empfindet.“ Der Berliner Germanist Dr. Fritz Hommer im „Literar. Echo“ vom 15. Februar 1913: „Dörrer bietet eine knappe, aber erschöpfende Studie seines Themas, belebt vom symbolischen Hauch schlichter Vaterlandsliebe. In seiner Gründlichkeit zieht er alles heran, was an Hoferischem für Bühne und Podium in den letzten hundert Jahren geschaffen wurde. Im Vordergrund seines Interesses stehen volkstümliche Tyroler Autoren, von Ben. Mahr und Joh. Kaspar v. Wörndle bis Ferd. v. Scala, während Immermann, Auerbach und Kranewitter abgelehnt werden.“ Franz Sach im „Literarischen Deutsch-Österreich“ (Mai 1912): „Unter fleißiger Benützung aller Arbeiten über Hoferdramen, deren er habhaft hat werden können, hat Dörrer hier eine interessante Studie geschrieben, an der keiner vorbeigehen kann, der sich mit Hoferliteratur beschäftigt, weil hier die Stellung der Mit- und Nachwelt zu A. Hofer in einer wohl für die meisten neuen Beleuchtung gezeigt wird.“ „Neue freie Presse“ vom 18. Februar 1912: „Eine verdienstliche kleine Monographie . . .“ Prof. Dr. Anselm Salzer: „Ihre schöne Arbeit hat mir zur Bearbeitung meiner Literaturgeschichte gute Dienste geleistet. Ich gratuliere Ihnen dazu aus ganzem Herzen.“ „Stimmen aus Maria Laach“ (7. Heft 1912): „A. Dörrer, der rührige und erfolgreiche Leiter der Erler Passionsspiele von 1912, hat mit gutem Blick für die Fähigkeiten und Bedürfnisse seiner Tyroler Landsleute erkannt, daß die ruhmreichen Kämpfer des Jahres 1809 nicht so sehr der Kunstbühne als der kraftvollen Erneuerung des heimischen Volkstheaters gehören müssen. Ein erster Schritt zur Verwirklichung dieses Planes ist die geschichtliche Übersicht über die bereits vorhandenen 61 Hoferdramen“ u. v. ähnliche Urteile.

Das Erler Passionsbuch. Herausgegeben von dem
Leiter der Vorbereitungen und Aufführungen 1912. 8°. CI und
170 S., 4 Beilagen und 105 Abbildungen. 4. Aufl. (10 000 Expl.).
Passionsspielgesellschaft Erl, Tyrol. 1912. 1.20 M.

**Offizielle Einführung ins Erler Passions-
spiel.** 8°, 70 Seiten. 1. bis 10. Tausend. Graphische Werke
München-Eggensfelden, 1912. 1 M. Vergriffen.

Dörrers Passionsbücher sind von der deutschen, englischen, nord-amerikanischen und russischen Presse glänzend besprochen und als Werke von Dauer allen für die Geschichte der Passionsspiele, insbesondere der tyrolischen, Interessierten empfohlen worden; denn erst durch ihn, so schreibt eine russische Zeitschrift, „wurde Licht in die Geschichte gebracht, er selbst hat das erste große Tyroler Unternehmen geleitet. Seiner Opferfreudigkeit und Arbeitstüchtigkeit verdanken die Erler ihren nunmehrigen Weltruf und den in Österreich einzig dastehenden Erfolg.“ Und die „Bohemia“ vom 28. Sept. 1912: „Dörrer hat bewiesen, daß mit seinen wertvollen theoretischen Studien auf dem Gebiete des Tyroler Volksdramas und der Passionen auch sein praktisches Können Schritt gehalten hat. Der Erfolg der heurigen Erler Passionsspiele hat den Beweis geliefert, daß die Leitung muster-
gültig war.“

Im Verlag der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung** in
Kempten und München erschien von
Karl Domanig:

Der Tiroler Freiheitskampf

Dramatische Trilogie mit einem Vor- u. Nachspiel. Des Gesamtwerkes zweite, durchaus vermehrte Auflage. 8°. 486 Seiten
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Dr. Alfred Freiherr von Berger, Direktor des Wiener Burgtheaters: . . . Dieser Tiroler Dramenzyklus hat sich bei mir dauernd bewährt; ich habe alle Dramen im Verlaufe der Jahre mehrmals gelesen mit Erhebung und Erschütterung. Namentlich den Sandwirt von Passeier. Wenn diese Werke die scharfe Theaterwirkung nicht haben, ohne welche auf unserer totkranken Bühne Erfolge kaum zu erzwingen sind, so ist das ein Zeichen ihrer vollen seelischen Gesundheit.

Adam Müller Guttenbrunn, ehem. Direktor des Wiener Raimund- und Jubiläumstheaters: Die österreichische Literatur hat, wenn man etwa den „Maximilian“ Richard von Kraliks ausnimmt, seit Grillparzers Historien kein Werk hervorgebracht, das in seinen Zielen, in seiner vaterländischen Begeisterung neben dieser Trilogie zu nennen wäre.

Um Pulver und Blei

Eine epische Dichtung. 8°. 80 Seit. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.—

Dr. Lorenz Krapp: Einen kleinen Ausschnitt aus großer Zeit behandelt Karl Domanigs „Um Pulver und Blei“. Es ist die Episode, wie Straub und Hutter den Tirolern im Befreiungskrieg von Anno Neun das vom Kaiser gefandte Pulver und Blei überbringen. Breit, sicher setzt die Schilderung anfangs ein; aber wie flutet sie dann rascher und steigt endlich an zur atemberaubenden Erzählung des Überganges über den Tauernpaß, von dem die Lawinen niederdonnern und das kühne, mit unsäglich Mühe begonnene Rettungswerk jählings vernichten wollen. Köstliche Züge und erregende Momente in ebenmäßigem Fluß der Darstellung sind eingestreut.

Serner:

Tyroler Hausgärtlein

2. vielvermehrte und veränderte Auflage. 8°. 423 Seiten
Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Reg.-R. Prof. Dr. Albert Zipper: Als Volksbuch von Anfang an gedacht ist eines der anmutigsten, liebenswürdigsten Bücher, die ich kenne, Domanigs „Hausgärtlein“, das sich mit Sug und Recht dem soeben ein Jahrhundert alten und doch immer jungen „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ zur Seite stellen darf.

Anna Esser: . . . Ich las einmal, daß ganz Frankreich in Balzac zu finden sei; so dürfen wir mit Sug und Recht sagen, daß in Domanig ganz Tirol enthalten ist.

Kleine Erzählungen

3. Auflage. 8°. 216 Seiten
Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50

Prof. Dr. Wilhelm Kosch: Noch wuchtiger, noch bodenständiger, noch reizvoller als Jensen wirken die „Kleinen Erzählungen“ des Tirolers Karl Domanig . . . Urwüchsig wie Hansjakob, von den edelsten Tendenzen beseelt wie Jeremias Gotthelf, schildert Domanig in seinen kleinen Erzählungen eigentlich persönliche innere Erlebnisse, und schon darum sind sie so kräftig, feurig lebensvoll, gleich einem guten alten Jahrgang Weines . . . Domanigs Menschen haben Tradition, Blut, Rasse, und das verbürgt ihnen literarischen Wert.

Der Abt von Siecht

8°. 75 Seiten. 6. Auflage
Geheftet M. 2.—, gebunden M. 2.80

Dr. Ludwig von Hörmann: Domanigs „Abt von Siecht“ ist eine poetische Tat, welche dem ganzen Lande zur Ehre gereicht, und ich stehe nicht an, sie dem Besten anzureihen, was die neuere epische Literatur aufweist . . .

Ferner:

Wanderbüchlein

Enriſche Gedichte. 8°. 58 Seiten

Geheftet M. 1.20, gebunden M. 2.—

Enrica Freiin von Handel-Mazzetti: Mein Herz lacht jedesmal, wenn ich etwas von Domanig in die Hand nehme. Seine knorrige und doch gemütweiche Männlichkeit, sein echtes Tirolertum, das nicht Gebärde, sondern Fleisch und Blut — das macht ein jedes Wort aus seiner Feder oder vielmehr aus seinem warmen Herzen zu einem Hochgenuß. Das ist ein Ganzer, ein Rechter, Mensch und Dichter sind nicht zwei . . . Domanigs eigentliche Stärke ist das schlichte, volksmäßige „Sied“; „Einsiedel hat gebetet“, „Einsam auf grüner Halde“, das sind Töne, wie sie Umland und Heine angeschlagen haben. Aber auch das Kunstlied gelingt dem Dichter. Seltsam, ich werde, wenn ich Domanig lese, oftmals an Longfellow, den amerikanischen Goethe, erinnert; die innige und zugleich mannhaftige Religiosität, den edlen keuschen Blick auf Welt und Weib und nicht zuletzt den Natursinn haben diese beiden vornehmen Dichterpersönlichkeiten gemein.

Die liebe Not

Schauspiel in fünf Akten. 8°. 150 Seiten

Geheftet M. 1.20

Dr. Joseph Sprengler: Schon die rasch abrollende Exposition zeigt den bühnengewandten Dramatiker. Eine starke Hand baut das ganze Schauspiel in seinen Motiven kunstgemäß auf . . . Es schluchzt bisweilen wie Heimweh nach den Tiroler Bergen aus dieser Dichtung, ein weicher, beinahe rührseliger Ton, der schließlich in männlichen Akkorden eines christlichen Optimismus ausbraust.

Archivrat Dr. Joseph Weiß: . . . Dem rein menschlichen, dem sittlichen und poetischen Wesen nach ist „Die liebe Not“ eine schöne Dichtung von großer Innerlichkeit, ein echter „Domanig“, idealistisch, einfach in den Konturen, von schlichter sonniger Gemütsgröße. Alles kommt vom Herzen und geht zum Herzen. Ein Volksstück von edelstem Gehalt.

Stephana Schwertner

Ein Steyrer-Roman.

Erster Teil: Unter dem Richter von Steyr.

8°. 464 Seiten. Geheftet M. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Zweiter Teil: Das Geheimnis des Königs.

368 Seiten. .. Preis geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50

Der dritte Teil wird unter dem Titel **Jungfrau und Märtyrin** bis etwa Pfingsten 1914 erscheinen.

Die monumentale Schöpfung, die die Dichterin ihr Lebens- und Bekenntniswerk nennt und an deren Aufbau sie nun schon das dritte Jahr mit größter Hingabe arbeitet, ist unter ihrer intensiv schaffenden Hand zu einer **Trilogie** erwachsen, die die Zeit vor dem großen Kriege in drei Steigerungen und in scharfer Profilierung zeigt. Im ersten Teile sehen wir Katholiken und Protestanten im Kampf um die Hegemonie der Eisenstadt Steyr; der zweite malt mit unerbittlicher Wahrheit das sturm bewegte Jahr der protestantischen Herrschaft; der dritte endlich das Wiederaufflammen des katholischen Bewußtseins der Steyrer und den Sieg der alten Kirche über das Luthertum im Traungau. Werfen in den ersten zwei Büchern die großen Weltgeschicksale nur dann u. wann ihre gewaltigen Schatten über die Lokalverhältnisse der Patrizierstadt, so entrollt sich im Schlußbände ein großzügiges historisches Panorama, aus dem besonders die glänzende Hofhaltung Kaiser Matthias' in Wien, die Besprechung der malkontenten Stände, der Empfang der türkischen Gesandtschaft und die Szene im Hause Bethlen Istváns hervorstechen; diese bunte Reihe fesselnder Milieus bildet jedoch nur die Fassung einer dichterischen Perle, des ergreifenden Geschickes der Heldenjungfrau Stephana. Auch am dritten Teil der Dichtung sehen wir Richard M. Meyers geistvolles Wort bewahrheitet: „Dieser Roman geht den Weg zum Epos durch Anschluß an Typus und Stil der mittelalterlichen Heiligenlegenden.“

Verlag der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung**
Kempten und München.

Enrica von Handel-Mazzetti
Brüderlein
und Schwesterlein.

Ein Wiener Roman.

7. — 10. Tausend. .. Geheftet M. 4. —, gebunden M. 5. —.

L. Rogger in der „Schweizer Rundschau“: Der Hauptwert dieses Buches liegt in der Gestalt der Rita, in der Schilderung des seelischen Werdens und Wachsens. Kein von all den schriftstellernden Federn hätte diese reine, keusche Mädchenblüte, die zur Heldin u. zur Märtyrin wird, zeichnen können, wie wir sie hier haben. Das konnte nur eine Handel-Mazzetti!

Enrica von Handel-Mazzetti
Jesse und Maria

Roman aus dem Donaulande.

36. — 40. Tausend. Oktav. 748 Seiten. Billige Ausgabe: broschiert M. 5. —, eleg. gebunden M. 6. —. Luxusausgabe in 2 eleg. Leinenbänden M. 10. —, fein broschiert M. 8. —.

Hier ist ein Buch, das auch von uns als ein Meisterwerk anerkannt werden darf und dabei ein geduldsam, vornehm und frei gesinntes Buch, ja ein wahrhaft edles Buch. Das Werk ist nur die Gabe einer großen guten Begabung, es ist auch eine vortreffliche literarische Arbeit, die reiche Kenntnisse mit außerordentlichem Kunstverstande auf das sorgsamste gestaltet zeigt. Die Dichterin hat den Geist der Zeit und des Volkes, die sie schildert, tief innerlich aufgenommen, und sie fühlt die Seelen ihrer Gestalten mit einer Intensivität, die ihr alles Erlernte und Gedachte endlich zu einem Schauen schier körperhaften gegenwärtigen Seins werden läßt.

Der Kunstwart.

Verlag der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung**
Kempten und München.

Enrica von Handel-Mazzetti

Meinrad Helmpersers denkwürdiges Jahr

Kulturhistorischer Roman.

18.—22. Tausend.

Mit Zierleiten und Initialen von **C. Kunst**.

Preis brosch. M. 5.—, eleg. gebund. M. 6.—.

(Wissensch. Beilage zur „Germania“ vom 30. Mai 1906): . . . Meinrad Helmperser umfaßt 2 Teile, von denen der erste in seiner künstlerischen Eigenart in der ganzen deutschen Literatur wohl nicht mehr vorkommt. Der Mann reicht nicht hin, um dem merkwürdigen Buche gerecht zu werden. Es handelt sich um die künstlerische Analyse einer Kindesseele. Otto Ernsts „Asmus Sempers“ ist gewiß ein schönes Buch, aber Handel-Mazzetti ist ungleich höher zu werten.

Enrica von Handel-Mazzetti

Die arme Margaret

Ein Volksroman aus dem alten Steyr.

37.—40. Tausend.

Preis geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

El. M. Hamann: Der Volksroman aus Steyr „Die arme Margaret“ gehört in seiner großartigen formalen u. ethischen Ausgestaltung zu dem Erstgüttesten, das man lesen kann.

Paul Nikol. Cossmann, Herausgeber der „Süddeutschen Monatshefte“. Ich finde keine Worte, um meine Bewunderung für dieses unvergleichliche Werk und meine Ergriffenheit auszudrücken. An anderer Stelle nennt er das Buch „eine der gewaltigsten historischen Erzählungen“.

